



Anselm Heine

Drei Novellen

Berlin
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)



THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Drei Novellen.



Von

Anselm Heine,



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

1896.

Alle Rechte, vornehmlich das der Uebersetzung, vorbehalten.

Mutter Sophie

zugeeignet.

Inhalt.

	Seite
Peter Paul	1
Der Rosenstock	83
Einflang	159



Peter Paul.



Aber jetzt wohin?

Ich stand verdrießlich und müde auf dem Trottoir und ließ den Novemberregen auf meinen Schirm tropfen.

Den ganzen Morgen hatte ich in der Pinakothek copirt, Nachmittags saß ich im Atelier und verdarb meinen »Kain«, und am Abend sollte ich wieder im Actsaal corrigiren. Jetzt sehnte ich mich nach Musik, nach Theater, nach Gespräch — nach irgend etwas, das nicht nach Oelfarbe roch.

Aber wohin mich wenden?

Ich las die ganze Anschlagssäule herunter — für Alles war es noch zu früh. Freunde besuchen? Sie steckten ebenso in der Arbeit wie ich selbst! Endlich fiel es mir ein: Peter Paul! Das war das einzige Richtige! Er hatte immer Zeit, war immer anregend, und man fand bei ihm oft Einen oder den Anderen, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen konnte!

Zehn Minuten später öffnete ich seine Thüre. Ich blieb lächelnd auf der Schwelle stehen: Ja, das war

wieder einmal ein echter Peter Paul! Ein »milieu«, wie er es liebte!

Ein raffinirtes, weiches Doppellicht erfüllte den Raum. Die umhangene Ampel goß ihren rothen Schein in die beginnende Dämmerung, während zu den Fenstern das blasse Gold des Sonnenunterganges herein glänzte. Im ersten Augenblick erkannte ich nur farblose Gruppen von Männern und Frauen mit hellen, aufmerksamen Gesichtern, auf dem Sopha eine weiße, verdämmernde Frauengestalt. Am Fenster aber stand Peter Paul. Seine anmuthige Silhouette hob sich kräftig ab von dem strahlenden Hintergrunde. Der Lampenschein fiel gerade auf sein empor gerichtetes Gesicht mit den großen, durchleuchteten Augen. Er schien das einzig Farbige und Feste, das einzig Wichtige zu sein in dem ganzen Bilde. »Und ich behaupte mit Albrecht Dürer«, sagte Peter Paul eben jetzt und streckte mit eindringlicher Geste die Hand aus, »durch die neue Creatur wird der versammelte Schatz des Herzens offenbar!« — Eine ‚neue Creatur‘ aber ist es nicht, wenn Jemand ein Bündel Heu auf die Leinwand malt, so natürlich, daß jeder vorübergehende Esel vor Entzücken sein J—a schreit. Das kann am Ende jeder lernen! Aber Etwas, das nie dagewesen ist und nie sein wird, organisch hinzustellen, das kann man nicht lernen, das muß man haben!«

»Uha! Ihr sprecht Kunst?« bemerkte ich beim Nähertreten.

»Man spricht immer Kunst bei Peter Paul,« erwiderte er lächelnd und streckte mir die Hand hin. Ich erkannte nun auch die Anderen: Zwei Maler, ein junger, halb verhungelter Musiker, den Peter Paul aus reinsten Herzensgüte bei sich wohnen ließ, und der Kunstkritiker, Professor Richter mit seiner Frau. Die Dame auf dem Sopha war Dora Herz, deren lebendig charakterisirte Porträts gerade jetzt auf der Ausstellung Furore machten.

Sie räumte mir einen Platz an ihrer Seite ein. »Schade, daß Sie so spät kommen«, sagte sie. »Peter Paul hat heute wieder einmal seine Schätze vor uns ausgestreut. Der Mensch besitzt einen Reichthum, eine geistige Kraft! Er stellt fast zu hohe Anforderungen, auch an sich selbst. Wenn er sich einmal mit Erreichbarem genügen ließe — er würde Meisterhaftes zu Stande bringen!«

»Worüber hat er denn geredet?« fragte ich.

Sie sann eine Weile nach. »Wir sprachen über die sogenannte Natürlichkeit in der Kunst. Ich kann Ihnen nicht das Alles so wiederholen, aber ich muß gestehen, er hat mir ganz neue Perspektiven eröffnet.«

»Ein Beweis dafür, daß der echte Künstler richtig schafft, lange bevor er richtig denkt,« warf Peter Paul

dazwischen, der trotz seiner Unterhaltung mit dem Kritiker unser Gespräch gehört hatte.

»Aber das verstehen die Meisten nicht,« fuhr er dann in seiner Discussion fort. »Jeder sollte seinen Vorwurf malen, wie nur er allein auf der ganzen Welt diesen Gegenstand hätte malen können, und so müssen wir auch ein Bild zu verstehen suchen. Wir müssen nicht fragen: ‚Wie wirkt es auf mich?‘ sondern: ‚Hat der Künstler dargestellt, was er empfand?‘« Wieder waren Alle still geworden und hörten auf Peter Paul. Seine Dringlichkeit, sein Bedürfniß, zu überzeugen, übte auf uns Alle immer einen unbedingten Reiz aus.

»Sie haben Recht, Sie haben Recht!« erwiderte der Professor nachdenklich und blinzelte zu Peter Paul hinauf: »Auch das von der ‚neuen Creatur‘, was Sie vorhin anführten — Sie haben eine Belesenheit — eine Art, aus Allem eine kleine Rede zu componiren — —! Warum haben Sie eigentlich nicht die akademische Carrière eingeschlagen?« fügte er in seiner polternden Art hinzu. »Ich sagte es Ihnen ja schon immer — Sie sind wie geschaffen zum Kunsthistoriker, zum Kritiker!«

Peter Paul war sichtlich unangenehm berührt von den Aeußerungen des kleinen, eifrigen Mannes.

»Schließlich muß es doch auch Leute geben, die kritisiert werden!« erwiderte er in leichtem Tone,

aber es klang eine gewisse Gereiztheit hindurch. Er brach ab. —

»Aber jetzt — es ist wirklich zu dunkel geworden, und wir sollen heute noch etwas Musik haben.« Er wandte sich zu dem jungen Musiker, der sich schüchtern erhob. »Nicht wahr, Felix, Sie spielen uns etwas? — — Wir haben nämlich seit gestern hier oben ein Clavier,« fuhr er fort, indem er den Schleier von der Ampel entfernte. »Ich möchte doch auch etwas von der Musik profitiren, die unser kleiner Zukunfts-Wagner da in sich hat — nicht? —« und er strich mit einer liebenswürdigen Gebärde über das weiche, blonde Haar seines Schütlings.

»Der gute Mensch!« sagte die Herz leise zu mir, »da knappt er sich's nun überall ab, um dem da zu helfen. Er ist unpractisch wie ein Kind!«

»Wie ein Künstler,« verbesserte ich.

»Und was soll ich spielen?« fragte Felix leise und sah Peter Paul mit schwärmerischer Innigkeit an.

»Was Sie wollen! Eigene Compositionen oder sonst — spielen Sie die Davidsbündler von Schumann? Dieses Stück philosophischer Romantik liebe ich sehr!«

Ohne ein Wort zu sagen, setzte sich Felix ans Clavier und begann zu spielen.

»Einen Augenblick noch!« Peter Paul nahm jetzt auch den Schleier von der Lampe ab.

Es war nun hell im Zimmer, und hinter dem

grünen Vorhange, der Mal- und Schlafraum vom Empfangszimmer trennte, wurde eine große, phantastisch gekleidete Gliederpuppe sichtbar.

Peter Paul ging hinüber und zog den Vorhang vollends zu. Er liebte es nicht, wenn man da in seinem Allerheiligsten spionierte.

»Ungetaufte Kinder soll man nicht bei Namen nennen, sonst sterben sie!« erklärte er lachend. »Und wissen Sie, was Rembrandt sagte?«

»Schnüffelt nicht an meinen Bildern! Frische Farben sind ungesund!«

Wir lachten, und die beiden Maler stimmten lebhaft bei. »Jeder Sensible hat seine eigenen Schaffensgesetze,« meinte der Eine; »die Meisten verstehen nur nicht, sie zu erkennen und zu behaupten!«

»Eigentlich ist es schamlos, den Entstehungsproceß seiner Werke vor fremden Augen zu enthüllen!« fügte der Andere hinzu, »man sollte es machen, wie Peter Paul!«

»Pst, pst!« rief der und nickte dem Musiker zu, er möge beginnen.

Der junge Mann spielte vortrefflich. Jede Nuance kam heraus — hier der Humor, dort die leidenschaftliche Sehnsucht — man fühlte sich beschäftigt und ergriffen durch das, was man hörte. Am meisten verrieth Peter Paul's Gesicht die geistige Arbeit, der er sich unterzog.

»Das ist doch noch einmal ein Ganzer!« dachte ich. »Einer aus dem Vollen!«

Ich schloß die Augen und empfand mit wohligem Behagen den Hauch von Schönheit, der über dieser Stunde lag.

Musik, gute, kluge Menschen und vor Allem ein Peter Paul, mit dem man das Alles genoß! — Der Clavierspieler hatte geendet und erntete verdientes Lob; aber ohne auf uns zu achten, blieb er am Pianino sitzen und blickte auf Peter Paul, der noch kein Wort gesprochen hatte und verträumt in seiner Ecke stand.

»Das möchte ich malen!« sagte er endlich leise. Als er unsere Blicke auf sich geheftet sah, wurde er seines Schweigens inne und ging, wie von innerer Unruhe getrieben, im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

»Sehnsucht« soll es heißen, »Sehnsucht!« — Er sah uns Alle der Reihe nach an, als hätte er uns etwas Geheimen, Köstlichen mitzutheilen. Seine Augen lächelten.

»Eine Landschaft von schöner, glühender Farbe« — begann er träumerisch — »massive Bäume, die fast schwarz erscheinen, bethaute Wiesen, ein breiter Fluß, in dem sich das Gold der aufgehenden Sonne spiegelt. Rothe und grüne Lichtstreifen fallen zwischen den regungslosen Blättern hindurch, die Grashalme blitzen,

fallende Tropfen durchzittern die Luft. Gelbe, brennende Rosen am Strauch — die Ferne ein rosiges Grau, das sich, eine Hand breit über dem unteren Rahmen, in ein schwaches Grün verwandelt. Und mitten unter allen diesen heimlichen, rosigen Gluthen — gerade unter der goldgesäumten Wolke, eine weiße Jünglingsgestalt. Das Gewand ist von den schräg abfallenden Schultern abgeglitten; er streckt, durchschauert, die Arme vor sich hin. Man sieht ihn von vorn — ganz von vorn! Der schlanke Hals vorgebeugt, als wolle er diese Helligkeit in sich eintrinken. Große, blaue Augen mit aufgeschlagenen Wimpern — so steht er steif da vor Wonne und Andacht. Mit dem schlaffen Haare spielt der Morgenwind!«

Er hatte leise, wie von Gemüthsbewegung erstickt, gesprochen, immer den Kopf nach oben gewendet; aus der gespannten Kehle kamen die Worte rauh und stoßweise, wie man unter Schmerzen spricht. »Ich dachte dabei an Goethe's Ganymed,« sagte er jetzt und sah sich um, als ob er erwache, »an jene wollüstige Traurigkeit, der Jugend, jene Sehnsucht, die der Fülle entspringt,« und mit weicher verschleierter Stimme declamirte er:

»Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt

Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich Dich fassen möcht'
In diesem Arm!
Ach an Deinem Busen
Lieg ich, schmachte,
Und Deine Blumen, Dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft d'rein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach! wohin?

— — — — —
Es schweben die Wolken,
Abwärts, die Wolken,
Neigen sich der sehnenden Liebe,
Mir! Mir! — —
— — — — —

Wir schwiegen Alle, als er geendet hatte. Die wohlbekannten Verse hatten einen starken Eindruck auf mich gemacht, wie nie zuvor. Dazu seine hohe, begeisterte Gestalt, das schöne Antlitz, die emporgehobenen Arme — ich mußte ihn immer wieder ansehen! — Ihm gerade gegenüber standen die drei Staffeleien mit seinen Gemälden, »praktisch archaisstische Studien«, wie Peter Paul sie nannte. Sie standen dort, so lange ich ihn selbst kannte, immer in der

gleichen Anordnung. Alles Uebrige wechselte bei ihm: die Einrichtung des Zimmers, die Gesellschaft, die er hier empfing, die Gespräche — vielleicht auch die Meinungen — die Bilder aber blieben immer an ihrem Platze.

Das eine war ein Männerporträt im Stile der altkölnischen Schule; das zweite ein Frauenkopf mit steifen Locken und starren Augen — den ägyptischen Grabbildern der hellenistischen Epoche nachgeahmt; das dritte ein Garten in japanischer Manier gemalt.

War es nicht eine seltene Gewissenhaftigkeit, daß dieser Mensch, der solche Schöpferkraft in sich trug, sich mit bescheiden fleißigen Nachbildungen abmühte?

Als wir eine halbe Stunde später Peter Paul's Wohnung verließen, hatte jeder von uns das Gefühl, eine Sonntagsstunde dem Werkeltag abgerungen zu haben.

»Ein seltener Mensch!« sagte der Professor, der mit seiner Frau und einem der Maler mit mir die Straße hinabging.

»Wer doch keine Phantasie hätte!« seufzte mein College. »Wie oft habe ich mir bei ihm Muth und Anregung geholt, wenn ich 'mal auf dem Trocknen saß.«

»Mir geht's ebenso!« bestätigte ich, »der Mann redet Gold!«

»Rübezahlgold!« sagte die Professorin. Wir sahen sie überrascht an. Von der stillen, bescheidenen Frau war man solche Aeußerungen nicht gewöhnt.

»Rübezahlgold? Wie so?« fragte ich. Sie wurde etwas verlegen. »Nun, wenn man's zu Haus besieht, findet man nur Staub und Asche! Wenigstens mir geht es so!« fügte sie unsicher hinzu, da ihr Mann sie mißbilligend ansah.

»Ich begreife nicht« — fing der nun an. »Peter Paul gehört zu den Menschen, die durch ihre Persönlichkeit wirken — nun ja. Ich will ja auch nicht sagen, daß — er häuft manchmal die Beiworte etwas zu sehr, braucht gewagte Bilder, stellt paradoxe Vergleiche auf — rückt auch wohl mal' mit Halbwahrheiten an — aber was schadet das? Darum bleibt er doch ein Kunstkritiker ersten Ranges. Und dann hat er eine Art — selbst Gemeinplätze erscheinen aus seinem Munde neu geprägt.«

»Neu geprägt«, wiederholte er, weil ihm das Bild gefiel.

»Haben Sie gemerkt, wie das Philisterpaar im Offnen und Versteckten über unseren Peter Paul herfiel?« fragte der Maler, als das Ehepaar abgezweigt war.

Ich zuckte die Achseln. »Sie nehmen es ihm übel, daß sie ihn bei keinem ihrer — isten und — ianer unterbringen können.« Er schüttelte den Kopf. »Ich

glaube eher, Richter fühlt sich durch ihn bedrückt. Sie wissen doch, daß Peter Paul die gute Hälfte des berühmten Richter'schen Cicerone gemacht hat.«

»Wirklich? Also darum ist das Buch so interessant! Ich habe mich immer darüber gewundert.«

»Peter Paul hat Alles mit ihm durchgesprochen, ihm Literatur verschafft, ganze Bogen wörtlich dictirt — der Felix hat es mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt. Er selbst bewahrt in seiner übertriebenen Großmuth das strengste Geheimniß.«

»Das sieht ihm ähnlich! Ihm ist das Alles nebensächlich. Er verachtet Alles in der Kunst, was nicht Production ist, das ‚Eigentliche‘ wie er sagt. Ich glaube, er schämt sich förmlich seines soliden Wissens, seiner kolossalen Belesenheit.«

»Und läßt sich ausnutzen! Er ist verschwenderisch wie ein Saladin!«

»Wie ein Künstler!« entgegnete er, meinen Ausspruch vom Nachmittag wiederholend.

Ein paar Tage später traf ich Peter Paul auf der Straße. Er wollte zu mir. Sein Gesicht war blaß vor Freude, seine Augen strahlten. »Rubinstein hat mir gegessen«, war das Erste, was er sagte.

Schon früher hat er mir gesagt, die Gräfin Werfowicz, eine Landsmännin und Freundin des Meisters, habe ihm ihre Vermittlung versprochen.

Peter Paul war ihr Liebling. Sie protegirte ihn, wo sie nur konnte. Nun war Rubinstein für einige Tage in München und hatte darein gewilligt, Peter Paul bei sich zu empfangen, sich von ihm studiren zu lassen. Er schien an dem jungen Maler so viel Gefallen gefunden zu haben, daß er ihm versprach, im Juni zu einer regulären Sitzung zurückzukommen.

»Ich habe nicht gemalt«, sagte Peter Paul, »nicht einmal die Linien habe ich fixirt, aus Angst, meine kostbare Zeit damit zu verlieren. Ich habe nur immer gesehen, gesehen! — Er saß da mit geschlossenen Augen und spielte, um das zermühte Gesicht zitterten die grauen Locken, der eingefallene Mund lächelte verzückt! — Das ist eine Aufgabe! — eine Aufgabe!!« — Die hellen Thränen standen ihm in den Augen. »Manchmal denke ich, ich verdiene das Alles gar nicht!«

Im Frühling hatte ich meinen Kain endlich fertig und wartete nun auf Peter Paul, der sein Urtheil darüber abgeben sollte. Auch wegen des Rahmens wünschte ich seinen Rath, denn hierin war sein Geschmack für mich einfach maßgebend. Ein paarmal schon war ich vergeblich bei ihm gewesen — er ließ sich nicht sprechen. Auch Felix konnte mir keine Auskunft geben. Er campirte nach wie vor im Vorzimmer auf dem Sopha und sah seinen Wirth manchmal

Tage lang nicht. Heute nun hatte mir Peter Paul selbst geschrieben, er werde kommen.

Gegen Abend erschien er denn auch, aufgereggt und zerstreut. Er saß ein paar Minuten schweigend vor dem Bilde, sprang dann auf und ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her.

»Taugt es nichts?« fragte ich endlich kleinlaut. »Sage doch, ist es Dir nicht etwa zu fimpel in der Farbe?«

»Unsinn! Es ist gut! Es ist sehr gut!« antwortete er unwirsch und setzte seinen Rundgang fort. Er sah elend aus, gelb und hohlwangig; seine Augen hatten ein stechendes Feuer. Jedesmal, wenn er an der Leinwand vorüberkam, warf er ihr einen kurzen scharfen Blick zu. Endlich blieb er stehen und betrachtete mit einer Art grimmigen Forschens die düstere Figur des Kain, die sich silhouettenartig von dem grauen Felsen abhob.

Mir fiel wieder seine sonderbare Gewohnheit auf, den Kopf hin und her zu wenden, wenn er etwas genauer sehen wollte. Er behauptete immer, sein Gesichtsfeld sei beschränkt — es mangle ihm der Seitenblick.

So drehte er sich auch jetzt mit dem ganzen Körper nach mir herum und sah mir ernsthaft ins Gesicht — dann wieder schweigend auf mein Bild. »Ich hasse die Arbeit!« stieß er plötzlich hervor. »Ja, ich hasse sie — diesen Geier, diesen Vampyr! Sie mästet sich

von unserem Blute, saugt uns die Sinne matt! — Man lebt wie ein Hund, opfert Freude und Behagen, Familie, Freunde für die Arbeit, Alles für die Arbeit, und sie — wenn sie uns ausgefogen hat, kehrt sie uns den Rücken!«

Seine Stimme, die immer etwas verhalten Leidenschaftliches hatte, bebte; er weinte beinahe! — Ich stand verwundert diesem Ausbruch gegenüber. Freilich waren mir solche Muthlosigkeiten nichts Neues. Fast bei jeder meiner Arbeiten hatte ich dagegen anzukämpfen, aber von Peter Paul, der seine Mühseligkeiten so vornehm verbarg, machte dieser unwillkürliche Aufschrei doppelten Eindruck.

»Du darfst Dich nicht so unterkriegen lassen,« mahnte ich, »ein bißchen Ruhe, und Du bist wieder obenauf! Man sieht Dir's ja an, daß Du ganz unvernünftig gearbeitet hast. Da kommt denn 'mal solche Krisis —«

»Du hast Recht!« sagte er hastig und wurde roth. »Einfach die Reaction! Je stärker man sich concentrirte, desto tiefer sinkt man hinab; — das sind eben die Thäler zwischen den Wellenbergern. Das ist nicht anders, kann nicht anders sein! — Wir Künstler sterben ja schließlich alle einmal am Leben! — Und ich — was kann ich dafür, daß ich vielleicht meine Aufgaben tiefer fasse, als mancher Andere — daß ich mehr leide beim Produciren als sie?!«

»Aber Du solltest Dich nicht überreizen, müßtest mehr Pausen machen,« beharrte ich. Er schien gar nicht auf mich zu achten. »Nun wieder dies mit dem Rubinstein!« fuhr er erregt fort. »Ich habe mir alle seine Compositionen von Felix vorspielen lassen, mich ganz in seine Fühlweise zu vertiefen gesucht, aber alles Das hat mich innerlich so überfüllt, mich so hingegenommen — ich brauche Monate, um das zu verarbeiten. Wenn Rubinstein im nächsten Monat zur Sitzung kommt, muß ich ihm einfach sagen, daß ich ihm das Bild nicht liefern kann! — Ein Anderer würde sich vielleicht mit einer impressionistischen Auffassung begnügen — aber ich will mehr leisten, muß mehr leisten, wenn ich mich nicht selbst verachten soll. — Ich kann mich nicht zwingen — Zugeständnisse machen — was wollt Ihr? — Dazu steht mir die Kunst zu hoch!«

»Aber schließlich — Du willst doch auch leben!« sagte ich, ein wenig beschämt über meine eigene hausbackene Weisheit. — »Von dem Wenigen, was Dir Dein Vater geben kann —.« Er nickte. »Du kannst Dir denken, welche Ueberwindung es mich kostet, auch dieses Wenige von ihm anzunehmen — aber was soll ich thun? — Unterricht geben? Die Leute würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen wegen meiner Methodenlosigkeit und —« er lächelte — »um reiche Bierbrauerstöchter zu unterrichten — dazu bin

ich vor allen Dingen viel zu hübsch! Ueberhaupt — wenn man etwas leisten will, darf man nicht philistenhaft denken — ein Künstler kann nicht aus lauter Rücksichten bestehen! Wozu haben wir uns denn zur Herrenmoral durchgedacht? Wozu haben wir unseren verfeinerten Egoismus?»

Die Lebhaftigkeit, mit der er jetzt sprach, schien mir etwas forcirt zu sein. Es machte den Eindruck, als schäme er sich, seine Niedergeschlagenheit gezeigt zu haben, als wolle er über diese Sache nicht mehr reden. In ausführlichster Weise beschäftigte er sich nun mit meinem Bilde, machte mich noch auf einige Ungleichheiten der Ausführung aufmerksam, beredete mich dazu, das Format durch Hinwegscheiden des Vordergrundes gefälliger zu machen und begleitete mich schließlich sogar zum Kunsthändler, um dort nach seinen Angaben einen Rahmen für das Bild zu bestellen.

Nachdem wir meine Angelegenheit erledigt hatten, wandte sich der Kunsthändler an Peter Paul: »Nun, und wann bekomme ich endlich was von Ihnen? Wie weit sind Sie mit der ‚Sehnsucht‘?»

Peter Paul wurde verdrießlich. »Meine ‚Sehnsucht‘? Was fällt Ihnen ein? Was wissen Sie davon?»

»Professor Richter hat mir davon erzählt. Er ist ganz entzückt von dem Entwurf!«

»Professor Richter ist ein Narr!« sagte Peter Paul und runzelte die Stirn.

Der Kunsthändler lächelte nachsichtig. »Die Herren Künstler freilich verachten das kritische Handwerk. Aber was das betrifft — da müssen Sie mir schon erlauben, anderer Meinung zu sein. Haben Sie den Cicerone gelesen?«

»Lassen Sie mich mit diesem verdammten Cicerone in Ruhe!« schrie Peter Paul wüthend und lief zur Thür hinaus. Der Kunsthändler sah ihm nach und lachte. »Höflich ist er nicht, aber das sind die Genies selten! Ich werde mich übrigens hüten, es mit ihm zu verderben, der hat eine Zukunft — das sage ich Ihnen!«

Im folgenden November, es war am 21. Abends, las ich in der Zeitung Rubinstein's Tod. Ich war aufs Tiefste betroffen und stürzte gleich nach dem »Heiligen Lucas«, unserem Künstlerlocal, um Peter Paul aufzusuchen. Er war eben im Begriff, die Stufen hinabzusteigen, die aus dem Hauptsaal zu unserem Stammtisch führten.

»Weißt Du's schon?« fragte ich, »Rubinstein ist todt!«

»Rubinstein?« Er athmete tief auf und schloß die Augen. Erst jetzt schien er ganz begriffen zu haben. »Welch' ein Verlust!« klagte er und hielt die

Hand vors Gesicht. »Und für mich — für mich ist es geradezu entsetzlich! Endlich heute hatte ich die richtige Auffassung gefunden — ich war so glücklich! Das Bild hätte etwas Erstaunliches werden können! Vielleicht hätte man es sogar für Berlin angekauft, die Gräfin sprach davon, daß — Natürlich ist das nicht die Hauptsache, das Eigentliche, verstehst Du — aber ich muß doch endlich selbständig werden, mir einen Namen machen!«

»Und nun dieser Schlag!«

»Wer weiß, ob ich je wieder eine Aufgabe finde, die meiner Natur so sympathisch ist, wie das Porträt dieses genialen Musikers!«

»Und Du glaubst, es wäre unmöglich, nur nach dem Gedächtniß — vielleicht mit Hülfe guter Photographien?«

»Darauf werde ich mich nie einlassen! — Freilich wenn man praktisch wäre — ein Porträt Rubinstein ist heute etwas Actuelles, man würde sich darum reißen — aber das darf mich nicht bestimmen! Du weißt, Zugeständnisse an das Publikum mache ich nicht!«

Inzwischen hatte sich drunten die Tafelrunde vervollständigt, man rief nach Peter Paul, der immer noch auf der Treppe stand. Mit betrübtem Gesicht stieg er nun hinab. Ich sah noch, wie er mit aufgestütztem Kopfe düster unter den Anderen saß und

berichtete. Dann mußte ich eilen, um noch rechtzeitig in den Actsaal zu kommen. Aber den ganzen Abend verließ mich nicht der Gedanke an Peter Paul's Mißgeschick.

Dieser Winter brachte unserem Kreise allerlei Veränderungen. Die wichtigste davon war, daß Peter Paul nach Paris ging. Sein Vater war gestorben, und er glaubte, die kleine Erbschaft nicht nützlicher verwenden zu können, als durch diese Studienreise. Uns Allen fehlte er sehr. Ich besonders kam mir ganz verlassen vor. Den ganzen Sommer hatte er mir Gesellschaft geleistet, während ich im Freien skizzirte. Jeder Andere hätte mich dabei gestört. Seine Gegenwart aber förderte die Arbeit wunderbar. Es gab nichts Lehrreicheres, als sich mit ihm vor irgend ein malerisches Motiv hinzusetzen und dies nun durch seine Augen zu sehen. Er wußte den feinsten Tönungen der Luft nachzuspüren, die Bewegung in der flüchtigen Form des Wassers zu benamen und zu bestimmen. Ich saß vor ihm mit Farben und Leinwand, malte und horchte und verglich beschämt mein armes Werk mit seinen Worten. — Für alles Das mußten seine Briefe Ersatz bieten; sie waren das große Ereigniß des Monats. Er schrieb an keinen Einzelnen von uns, sondern adressirte einfach an den »Heiligen Lucas«. Selten berichtete er eigene Erlebnisse. Meist

enthielten seine Rundbriefe Kunstbetrachtungen, Kritiken moderner Gemälde, ab und zu einmal die Erwähnung eines malerischen Vorwurfs, der ihn beschäftigte. Nach Weihnachten aber überraschte er uns alle mit einer Porträtstudie, die er in der Seceffion ausstellte.

Das Bild war das Talentvollste, Unverschämteste, Gewagteste, was man sich denken konnte. In einem grüngoldenen Rahmen eine große, schwarze Schiefertafel — darauf ein Frauenbild. Blauschwarzes Haar mit einer grüngoldenen Spange zusammengehalten, grünliches Fleisch. Um die Büste ein hellgrüner Shawl geschlungen, der von einem großen Strauß blauer Veilchen niedergezogen wird. Das Ganze liederlich gemalt, das Werk weniger Stunden, wie es schien. Ein malerischer Witz, ein hingeworfenes Versprechen, aber verblüffend in der Sicherheit seiner Wirkung.

Im Publikum bildeten sich zwei Parteien für und wider »bleu et vert«. Es war die erste Kühnheit, die sich wieder hervormagte, seitdem man die Phantasie in der Malerei in Acht und Bann gethan hatte und sich damit begnügte, photographisch zu malen.

Einige lachten einfach, Andere sprachen vom Niedergange der Kunst, und wieder Andere fielen in Verzückungen.

Wir Getreuen aber jubelten; unser Glaube hatte sich glänzend bestätigt.

Felix, den Peter Paul an die Werfowicz empfohlen hatte, und der bereits anfang, ein genannter Concertspieler zu sein, stand halbe Tage vor dem Bilde, es mit schwärmerischer Begeisterung betrachtend. »Ist es nicht ein gemalter Chopin?« fragte er einmal über das andere, »so verheißungsvoll andeutend, so geistvoll pointirt!«

Wir Maler widersprachen eifrig.

»Bleu et vert ist eben nichts als ein Peter Paul! Keine gemalte Musik oder Poesie!« — »Gerade, daß es nichts sein will, als gemalte Malerei, darin liegt die große principielle Bedeutung dieser Studie,« erklärte Professor Richter.

Die Herz, deren subtil ausgeführtes Männerporträt neben dieser genialen Caprice beinahe pedantisch wirkte, war die Enthusiastischste unter uns Allen. »Aber er sollte sich nun auch entschließen, einmal etwas fertig zu machen,« meinte sie dann wohl am Schlusse einer ihrer Hymnen. »So oft hat er Anderen zum Tüpfelchen auf dem i verholten — für sich selbst ist er zu sorglos!«

Nach und nach mehrten sich die Bewunderer in auffälliger Weise. Leute, die bisher Jeden, der keine braune Galleriesauce malte, für einen Alexer erklärten, und sogar solche, die noch für Konrad Kiesel »schwärmten«, lobten plötzlich Peter Paul. Endlich wurde mir die Sache klar — Professor Richter machte Propaganda!

Es amüßte mich im Stillen dieser Kreislauf des Verdienstes. Peter Paul's Ruf wird gestützt durch den Ruf des Professors, der wiederum Peter Paul's Verdienst ist!

So wirkte Alles aufs Glückliche zusammen, und Peter Paul war auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden. Und daß er ernstlich gesonnen war, diesem ersten tändelnden Boten seiner Kunst gewichtigere Proben nachzusenden, das verrieth sein letzter Brief aus Paris.

»Ich will sesshaft werden,« schrieb er uns, »denn ich will heirathen!«

Seine Braut war eine Deutsche, die sich in Paris durch Zeichnen für illustrierte Journale »und durch das Bemalen von allerhand gewerblichen Niedlichkeiten«, wie er sich ausdrückte, ernährte.

»Sie ist keine Künstlerin,« schrieb er weiter, »das müßt Ihr Euch nicht vorstellen! Ein freundliches Durchschnittstalent, discret abgetönt in ihren seelischen Eigenschaften. In ihrer Arbeit solide und fleißig, aber nichts Anspruchsvolles, Männliches! Im Ganzen das wohlthuendste Geschöpfchen, das man sich denken kann; und sie macht mich sehr, sehr glücklich. Anfangs freilich hatte ich ein bißchen Angst! Ihr begreift — ein unberechenbarer Mensch wie ich — und nun dieser wohlgeordnete Frauengeist —! Aber gerade der Gegensatz unserer Naturen ist das Erfrischende

bei unserem Miteinandersein. Und ich glaube, es ist mindestens so sehr der Künstler, den sie liebt, als der Mann. Sie hat mein *bleu et vert* gesehen und sich sogleich für den Schöpfer dieser Ueberraschung interessiert. Wollt Ihr glauben, daß sie mich ehrgeizig gemacht hat? Wenn ich diese kleine Person da vor mir habe, bereit, vor meinem Ruhm anzubeten, da läßt es mir keine Ruhe; ich muß arbeiten, arbeiten, um endlich der zu werden, der ich bin.

»Und diesmal wird's Ernst, das kann ich Euch sagen. Ich habe jetzt ihr Bild angefangen, ganz licht und zart, — nicht eigentlich ein Porträt, nur das Seraphische, Zärtliche möchte ich malen, — eine Symphonie in Weiß — denn das ist sie! Ich setze meine ganze Kraft daran — und hoffe!!«

Einen Monat später schrieb er bereits aus der kleinen thüringischen Residenz, wo er sein Domicil aufzuschlagen gedachte. »Man hat mir ein Amt angeboten,« berichtete er, »das ich bequem verwalten kann, ohne daß meine Arbeit darunter leidet. Im Gegentheil, ich werde auf diese Weise viel Gutes sehen, allerlei lernen können. Die Prinzessin will ihre Gemäldegalerie vermehren, und ich soll dabei ihr Berather sein, Reisen machen, um neue Bilder anzukaufen, angebotene prüfen und vorhandenes Minderwerthiges ausmerzen. Das gibt vor allen Dingen ein

festes Honorar. Ein Fundament, auf dem man seine Tempel bauen kann.«

In irgend einem rheinischen Städtchen, bei Verwandten der Braut, wurde die Hochzeit gefeiert. Ich konnte seiner Einladung dorthin nicht folgen, weil ich auf Reisen war.

Ein Jahr lang trieb ich mich als Begleiter eines bayerischen Prinzen in der Welt herum. Es war eine schöne Reisezeit für mich. Immer Neues vor den Augen und dabei Freiheit zu studieren, so viel ich wollte!

Ganz beladen mit Skizzen und den Kopf voller Pläne kehrte ich heim.

Mein erster Abendgang galt natürlich dem »Heiligen Lucas«. Wie schön hatte ich mir unterwegs in mancher sentimentalen Heimwehstunde dieses Wiedersehen mit meinen alten Genossen ausgemalt, — nun wollte es zu einer rechten Fröhlichkeit nicht kommen zwischen uns!

Freilich die meisten von denen, die da um den Tisch herum saßen, waren mir fremd. Junger Nachwuchs, dessen vorwitziges Gebahren an meiner alten Stammtafel mich verdroß. Von meinen Intimsten war nicht Einer mehr da.

Ich erkundigte mich nach dem und jenem — oft war die Antwort nichts als ein Achselzucken.

»Was ist's denn mit Peter Paul!« fragte ich endlich. »Führt er wacker Krieg gegen die Philister? Was hat er diesmal auf der Ausstellung? Ich habe so lange nichts von den Freunden gehört, daß —« Ich stockte. Das verlegen mitleidige Schweigen ringsum fiel mir aufs Herz.

»Er lebt doch noch?« fragte ich erschrocken.

»Er ist blind geworden!« sagte Einer leise neben mir.

Ich starrte ihn an, ohne ein Wort herausbringen zu können. Die Thränen schossen mir in die Augen. Blind? Dieser schaffensdurstige Künstler, dieser Dichter raffinirtester Farbenharmonien blind?

Es war mir, als seien auch für mich plötzlich alle Farben ringsherum verlöscht, als bräche eine große Dämmerung über mich herein.

Verstört erhob ich mich, drückte Allen die Hand und ging.

Die folgenden Wochen in München brachten mir allerlei künstlerische Erfolge. Der Ankauf meines »Kain« für die Pinakothek, mehrere interessante Porträtaufträge — aber ich konnte mich an alledem nicht recht von Herzen freuen. Peter Paul's Unglück hatte mich zu tief erschüttert. Ich hatte ihm schreiben wollen, gleich nachdem ich die traurige Nachricht erhalten hatte — aber ich unterließ es. Was konnte

man ihm sagen? Seine Frau, die ihm den Brief vorlesen mußte, war mir ganz fremd. Wußte ich denn überhaupt, ob er es vertrug, an die Zeit seines Glückes erinnert zu werden? War es nicht vielleicht eine Grausamkeit, sein Elend dadurch noch zu verschärfen?

Eine zufällige Begegnung machte meinem Schwanken ein Ende. Ich traf im Restaurant mit einem Doctor Schütte zusammen, den ich noch von der Secunda her kannte. Seit einem halben Jahre hatte er sich in München als Augenarzt niedergelassen und beschäftigte sich nun damit, auf Praxis zu warten. Nachdem wir eine Weile unsere Erlebnisse und Erinnerungen ausgetauscht hatten, brachte ich die Rede auf Peter Paul. Ich schilderte dem jungen Arzte die Anfangssymptome der Krankheit, wie ich selbst sie beobachtet hatte; dieses merkwürdige beschränkte und doch scharfe Sehen. »Also eine Retinalatrophie,« warf er dazwischen. Der Fall schien ihn zu interessieren.

»Das trifft sich günstig, das trifft sich aber jetzt einmal wirklich günstig!« rief er lebhaft.

Edward Beltrice, der Edinburger Ophthalmologe, dessen Assistent Schütte mehrere Jahre hindurch gewesen, sollte in der nächsten Woche nach Berlin kommen, um den —'schen Gesandten zu operiren. Der Gelehrte galt als Autorität im Gebiete der Netzhaut-

erkrankungen. Er hatte eine neue Behandlungsmethode gefunden, auf die man große Hoffnungen setzte. In mehreren Fällen war bereits ein Weitererschreiten der Krankheit verhindert worden, und die Journale berichteten auch von wirklichen Heilungen. Mein Freund selbst hatte noch keine gesehen, glaubte aber an die Möglichkeit einer solchen.

»Die Hauptsache ist natürlich, daß jetzt durch eine gründliche Untersuchung constatirt wird, wie weit das Uebel vorgeschritten ist,« meinte er schließlich. »Schicke nur Deinen Peter Paul sofort nach Berlin. Beltrice ist ein Diagnostiker ersten Ranges und wird ihm sofort sagen, ob er Hoffnung hat oder nicht.«

»Über natürlich wird er augenblicklich reisen!« rief ich ganz erregt. Ich war fest überzeugt, dieses wunderbare Zusammentreffen günstiger Verhältnisse sei die sichere Anwartschaft auf weiteres Glück, auf eine Heilung Peter Paul's. Und nun würde ich auch gar nicht erst schreiben! — Einfach hinreisen und ihn mitnehmen. Gleich bei meiner Rückkehr hatte ich einen Porträtauftrag für Berlin erhalten, den ich immer wieder hinauschieben mußte. Nun aber beschloß ich, trotz dringender Arbeiten hinzugehen, in Peter Paul's Domicil Raft zu machen und ihm die Heilsbotschaft zu verkünden.

Wenige Stunden nach der Unterredung mit Doctor Schütte reiste ich ab.

Es war ein strahlender Maitag, als ich in dem Städtchen eintraf.

Das grüne Thal mit seinen blühenden Gärten und übersonnten Abhängen lag vor mir wie ein kleines Paradies. Vom Flüßchen herauf stieg ein feiner grauer Dunst und durchsilberte den blauen Luftton.

Das war gerade die Farbenstimmung, wie Peter Paul sie liebte! Ich empfand es fast als ein Unrecht, daß ich hier stand und genoß, während er darben mußte.

Bald aber gewann eine frohere Stimmung bei mir die Oberhand. War ich jetzt nicht da? Ich, der ihm neuen Lebensmuth brachte?

Mit schnellen Schritten ging ich der Stadt zu. In einem Cigarrenladen ließ ich mir den Wohnungsanzeiger geben und suchte Peter Paul's Adresse auf. »Porträtmaler« stand neben seinem Namen. Wer konnte diese Geschmacklosigkeit begangen haben? Mit einigem Mißtrauen dachte ich dabei an seine Frau. Vielleicht gehörte sie zu jenen Künstlerfrauen, die den Ruhm ihrer Männer nur als ein kleidsames Schmuckstück betrachten, mit dem sie vor Anderen glänzen können!

Jetzt war ich im Städtchen angelangt.

Eine merkwürdige Ruhe fiel mir auf.

Kein Hasten und Drängen, kein Droschkengerassel, keine Pferdebahn, keine Fabrikschornsteine am Horizonte!

Statt dessen ehrwürdige Schlösser und Kirchen, stille Plätze mit alten Bäumen bepflanzt, hier und da das Standbild der großen Männer, von deren Ruhm die Stadt noch heute zehrt. Gelassene Spaziergänger bewegten sich durch die Alleen. Eine Pensionsmutter zog mit ihrer jungen, gesitteten Schar zum Museum. Ein paar Hofequipagen rollten mit discretem Geräusch vorüber und wurden von den Passanten ehrfurchtsvoll begrüßt. — Es kam mir vor, als wäre ich seit gestern Abend um hundert Jahre zurückgereist!

Ich betrachtete mir im Vorübergehen die Auslage eines Kunsthändlers. Kaulbach, Thumann, Teschendorf! Auch hier Ruhe, Stillstand! — Und das sollte die Heimath sein für den Modernsten der Modernen? War das nicht gleichbedeutend mit Selbstmord? Aber vielleicht war es das Beste so! Diese Stadt schien so recht geschaffen zum Asyl für Einen, den das Leben ausgestoßen hat.

Wieder wurde mir das Herz schwer um ihn. Ich sah den Freund vor mir, wie er von aller Welt verlassen, ohne Freuden, ohne Pflichten in seinem Stübchen saß und an seinem Kummer nagte. Und wie ertrug er es nur, nicht zu malen!

Ich befand mich nun vor seiner Wohnung. Ein hübsches neues Haus in einer noch wenig bebauten Straße. Mit einem Gefühl banger Spannung stieg

ich die Treppen hinauf. Oben war es Frau Sophie selbst, die mir öffnete.

Eine zarte Gestalt mit hängenden Schultern und langem, vorgebogenem Halse. In dem reinen, weißen Gesicht ein paar zärtliche Augen und Lippen, deren Röthe fast befremdend wirkte. Ich stand einen Augenblick betroffen vor dieser prä-raphaelitischen Erscheinung. Das also war Peter Paul's Frau! Ich nannte meinen Namen. Ein Lächeln ging über das klare, friedsame Gesicht.

»Ah! welche Freude für Peter Paul!«

Sie reichte mir mit leichtem Druck die Hand, flog dann den Corridor entlang und schlüpfte in eine Thür hinein, die halb geöffnet blieb. »Wirklich? nein, wirklich?« hörte ich gleich darauf Peter Paul's Stimme. Die Thür wurde aufgestoßen, eine Fluth goldenen Lichts drang in den Flur hinaus, und dort auf der Schwelle stand Peter Paul, schlank und anmuthig wie immer, das blühende Gesicht ein wenig emporgerichtet, die Arme nach mir ausgestreckt.

»Wie lange haben wir uns nicht gesehen!« sagte er herzlich und faßte mich bei den Schultern. »Sehr lange!« erwiderte ich unsicher. Ich hatte mir vorgenommen, recht ruhig zu sein. Dieses »gesehen« aber erschütterte mich. Mit einem Aufschluchzen, dessen ich mich in demselben Augenblicke schämte, fiel ich ihm um den Hals.

»Alter Junge, alter Junge!« mahnte er freundlich, aber mit einer gewissen kühlen Verwunderung im Tone, die mich ernüchterte. So schnell ich vermochte, richtete ich mich auf, und wir gingen nun Arm in Arm ins Zimmer zurück. Drinnen reichte mir Sophie noch einmal die Hand.

»Sie haben ihn lieb!« sagte sie einfach und sah mir kindlich ernsthaft in die Augen. Eine angenehme warme Verlegenheit stieg in mir auf.

»Und nun wollen wir's uns gemüthlich machen!« rief Peter Paul und ließ sich auf einem breiten orientalischen Divan nieder. »Du mußt Dich hier zu mir setzen, willst Du? Ich bin so froh, einmal wieder Jemanden aus der Münchener Zeit — — hast Du schon gefrühstückt — ja? Aber eine Cigarre wirfst Du doch wenigstens — Und nun mußt Du erzählen, d. h. nicht gleich — Du bleibst doch ein paar Tage, wie? Wir wollen ihn schon amüsiren, nicht — Phiezelchen?« Er nickte seiner Frau fröhlich zu. »Du wirfst sehen, wie hübsch wir es hier haben!«

»Ob er wohl einen Anderen zu Worte kommen läßt?« bemerkte Frau Sophie und lachte. Ich erklärte nun, daß ich nur ein paar Stunden bleiben könne. Eigentlich hatte ich gleich den Grund meines Kommens hinzusetzen wollen, aber Peter Paul's unbefangene Heiterkeit nahm mir gleichsam den Boden unter den Füßen weg. Ich hielt es für gerathener, erst abzu-

warten und, gegen meine Gewohnheit, zu prüfen, zu sondiren.

Wir hatten es uns zwischen unseren Polstern und Kissen behaglich gemacht. Frau Sophie brachte Cigarren und setzte sich auf einen niedrigen Sessel neben ihren Mann. Sie half Peter Paul beim Anzünden.

Ich beobachtete ihn aufmerksam.

Man merkte seinen Augen nichts an; sie hatten noch denselben glänzenden Blick wie früher, nur wendete er jetzt den Kopf nicht mehr so häufig hin und her wie damals, bewegte sich überhaupt weniger. Man sah, daß er auf den Gebrauch seiner Augen vollständig verzichtet hatte. In seinem ganzen Gantiren war wohl ein wenig Unsicherheit, aber sie gab sich mehr wie etwas Bequemes, Läßiges. Als er jetzt seiner Frau die Cigarre zum Abschneiden hinhielt, lächelte er beinahe nachsichtig — wie ein Erwachsener, der sich von einem Kinde helfen läßt.

Es lag über seinem ganzen Wesen eine Zufriedenheit, die mich immer mehr verwirrte. Dazu dieses Zimmer, das mit seinem geschmackvollen Durcheinander von Bildern, Pflanzen, Blumen, Möbeln, von seidenen Stoffen, Teppichen und Polstern mit seinen Spiegeln und hohen Fenstern den Eindruck eines eleganten Ateliers machte!

»Du hast Dich hier aber hübsch eingerichtet, Donnerwetter!« sagte ich, da mir nichts Besseres einfiel.

»Nicht wahr?« Er machte eine Bewegung, als könne er sich umsehen. »Ganz so, wie ich es mir immer vorgenommen hatte, wenn ich mich einmal auf die Dauer einrichten würde.« — Auf die Dauer! Ich fühlte, daß ich wieder weich wurde.

»Du weißt, ein fein abgestimmtes Atelier zu componiren, war immer mein großer Ehrgeiz,« fuhr er mit heiterer Stimme fort, »und ich bin ein wenig stolz auf meine Schöpfung. Denn für einen Blinden bedeutet das natürlich doppelte Gehirnarbeit.«

Ich sah ihn fassungslos an. »Ich verstehe nicht! Du hast das Atelier erst jetzt — Es existirte noch nicht vor Deiner — —?«

Ein Ausdruck vergnügter Schlaueit spielte um seine Lippen. »Alles in der Phantasie, ohne jede sinnliche Nachhülfe!«

»Aber wozu? Wozu brauchst Du es?« rief ich ganz erstaunt.

Er lächelte behaglich. »Es ist mir ein Bedürfniß, mir eine solche Umgebung zu schaffen. Was willst Du? Ich bin immer noch ein wenig das große Kind. Wir Künstler altern nicht, wie's scheint!« — Ich wußte ihm nichts zu erwidern. Es berührte mich fremd und wehmüthig, wie geflissentlich er die Allüren des Künstlers festhielt. Wollte er sich dadurch über sein Glend hinwegtäuschen? That er es seiner Frau zu Liebe?

»Und jetzt laß ich Dich herumführen,« sagte Peter Paul wieder mit dem zufriedenen Lächeln, das mir an ihm neu war.

»Nein, ich bleibe still in meiner Ecke!« wehrte er ab, als ich seine Hand in meinen Arm legen wollte, um mit ihm herum zu gehen. »Ich führe Dich von hier aus, weißt Du! Also: diesen rothen Teppich, auf dem Du stehst, sowie dort die indischen Fenster-shawls, das haben mir meine Pariser Freunde geschenkt. Vornehm? nicht wahr? Guer prächtiger Böcklin'scher Froschkönig steht da in der Ecke vor der Palmengruppe; der Bronce-ton stimmt dazu besonders gut. Meine drei Bilder da auf den Staffeleien kennst Du. Siehst Du das Leopardenfell da über dem Sessel? Das hat meine Frau von irgend einem ihrer Verehrer mitgebracht bekommen! Nicht wahr?«

»Ach, Du!« erwiderte sie vorwurfsvoll vom Fenster aus, wo sie jetzt neben mir stand, »Du weißt recht gut!«

»Ich habe das Fell eigentlich zur Belohnung erhalten,« wandte sie sich jetzt an mich, »weil ich einem jungen Zoologen bei seiner noch ungedruckten Abhandlung über die felis onca, eine Leopardenart, etwas berichtigen konnte.«

»Also eine solche Gelehrte sind Sie?« fragte ich erstaunt. Sie hatte so gar nichts vom Blaustrumpf an sich.

»Nicht gelehrt!« entgegnete sie erröthend, »aber ich hatte wohl sechzehn Abarten davon im Jardin d'acclimatation zeichnen müssen — für das Journal des sciences physiques et naturelles, da lernt man schon etwas darüber!«

Die bescheidene Tüchtigkeit dieser Frau gefiel mir immer besser, und mit Freuden berichtigte ich die falsche Vorstellung, die ich mir von ihr gemacht hatte.

»Aber nun weiter, Kinder, weiter!« rief Peter Paul von seinem Plaze herüber, eifrig wie ein Kind, das dem Besucher sein Spielzeug zeigen möchte. »Sieh' mal, gefällt Dir nicht die schimmelgraue Sammetdraperie als Hintergrund für mein bleu et vert? Fein abgestimmt, was? Die Kirchenstühle da und dort,« er zeigte nach der falschen Seite, Frau Sophie wies mich mit den Augen zurecht, »die hat meine Frau geschnezt nach alten rheinischen Mustern; auch die Gobelins dort sind ihr Werk. Nun aber bewundere einmal meine Erfindung, der paravent dahinten, aus gelben Federn! Darauf bin ich stolz! Ich denke es mir so schön, wenn das ganze Zimmer schon in graue Dämmerung getaucht ist und so zu allerlezt das Licht sich noch einmal da hineinsaugt. Na, gefällt Dir das Ganze? Was sagst Du dazu?«

»Wunderbar!« erwiderte ich befangen von all' diesem Unerwarteten, »ganz wunderbar.«

»Aber wie hast Du es nur angefangen, Dich so

ganz nach Deinem eigensten Geschmack einzurichten?» fing ich wieder an, mit der unbequemen Beharrlichkeit, die mir eigen ist.

Wieder lachte er vergnügt.

»Natürlich, so ein Junggeselle wie Du! — Ich gebe es einfach an — und sie — sie führt es aus!« Seine Hand streckte sich tastend aus; Frau Sophie kam ihm auf halbem Wege entgegen und zog seine Finger an ihre Lippen. Ein liches Roth überflog dabei ihr Gesicht. Sie ging hinaus, um Wein und Obst zu holen, das sie mit ruhiger Zierlichkeit vor uns hinstellte. Zerstreut sah ich ihr zu, wie sie behutsam für Peter Paul die Erdbeeren vom Kelch pflückte und Zucker darüber streute. Es war mir wunderbar zu Muth. Ich war gekommen, einen Glenden, einen Betrübten aufzurichten, und fand hier nichts, als Wohlbehagen, Zufriedenheit und Frohsinn.

Vor diesem Idyll kam ich mir beinahe selbst wie ein Proletarier des Glückes vor.

»Und nun ein herzliches Willkommen!« sagte Frau Sophie, indem sie die Gläser füllte und ihrem Manne das seinige in die Hand gab. Wir stießen mit einander an.

»Das zweite aber gilt Eurem Glücke,« erwiderte ich und hob das frischgefüllte Glas, »daß es sich immer mehr vervollkomme!«

»Nur, daß es so erhalten bleibe, weiter nichts!«

setzte Peter Paul hinzu, und schnitt mir so die Verheißung ab, die ich dem Wunsche nachfolgen lassen wollte. Mir wäre das in diesem Augenblicke fast zu dringlich erschienen.

»Und nun müssen Sie endlich von sich erzählen,« begann Frau Sophie, während sie ihre Näharbeit herbeiholte und sich zu uns setzte, »von sich und den Uebrigen. O! Ich kenne sie Alle! Peter Paul hat mir erzählt — es ist mir, als hätte ich mit jedem Einzelnen von Ihnen schon im Verkehr gestanden.«

»Ja, erzähle!« rief nun auch Peter Paul. »Das heißt, ich weiß schon Alles. Du bist ja jetzt in München ein großes Thier geworden. Gratulire zum ‚Kain!‘ Und Dein neuestes, Deine große ägyptische Landschaft soll ja famos werden.« —

»Professor Richter schreibt manchmal an Peter Paul,« erklärte die junge Frau. »Er schreibt ja jetzt ein neues Buch, eine moderne Kunstgeschichte — da muß mein Mann natürlich wieder —«

»Ach laß doch!« unterbrach Peter Paul — »wie kann man über solche Kleinigkeiten — Aber Ihr seid mir Alle mit einander über den Kopf gewachsen, Ihr da draußen. Du in der Pinakothek, die Herz mit der goldenen Medaille, und Felix — hast Du gehört, daß er mit seiner Oper überall volle Häuser macht? Er ist mir dankbar, der gute Junge, daß ich ihn damals der Werfowicz empfahl. Die thut für ihn, das weiß

man schon! — Alle über den Kopf gewachsen!« wiederholte er mit einer Gebärde, die nicht ganz frei von Pathos war.

»Aber wie kannst Du nur vergleichen?« rief ich eifrig. »Wenn Du Deine gesunden Augen gehabt hättest — Du warst ja immer der Genialste von uns Allen.«

»Ja, ja!« — er funkelte förmlich vor Lebhaftigkeit, »wenn ich an alle die Bilder denke, die ich — Du erinnerst Dich des Porträts meiner Frau?«

»Deine Symphonie in Weiß? Hast Du sie fertig gemacht?«

»Fertig? Du meinst gemalt? Das nicht! Aber hier — und hier!« er deutete auf Kopf und Herz, »da ist es fertig. Und das ist am Ende das Entscheidende. Nicht das, was man thut, sondern das, was man hat! Und wenn man sich sagen darf, daß man auch als Blinder noch der Kunst nützt, mehr vielleicht als Hundert andere, die den ganzen Tag in Ultramarin wüsten —.«

Er war aufgestanden und ging mit großen, geräuschvollen Schritten umher, immer um den großen Tisch herum, der in der Mitte des Zimmers stand. Frau Sophie bückte sich tiefer auf ihre Arbeit. Ich merkte, daß sie unter der lärmenden Aufregung ihres Mannes litt.

»Siehst Du, wenn ich gesund geblieben wäre,«

fieng Peter Paul wieder an, »dann hätte ich meine Bilder vor die Leute hinstellen können: Schaut, so müßt ihr's machen, das nennt man künstlerisch sehen! Das kann ich nun nicht mehr. Aber man bleibt doch ein Maler, wenn man auch zufällig blind ist. Und ich glaube, daß ich auch so mein gut Theil Arbeit thue, um den Augiasstall der Dummheit zu reinigen! Du mußt wissen, was sich hier in diesem Ruhschnappel modern benennt, das ist nichts Anderes, als die besonnte Wiese und die blauen Kohlgärten der achtziger Jahre. Man hängt noch fest an der »Arme-Leute-Malerei«, an der nüchternen Deutlichkeit der Dinge. Da kommen sie dann zu mir und lassen sich erzählen von dem geheimnißvollen Spiel der halben Zwittertöne, von Duft und Klang der Farbensprache, von der leuchtenden Dämmerung der Märchenwelt. Und ich male ihnen vor — ein Raphael ohne Hände!« —

»Hast Du es nie versucht,« fragte ich, als er jetzt vor mir stehen blieb, »zusammenhängende Vorträge zu halten? Ich dünkte, das müßte Dir Freude machen — und der Mammon, den Du sammeln würdest, wäre doch auch nicht zu verachten!«

Er zuckte die Achseln. »Wir haben auch schon daran gedacht. — Im vorigen Jahre wollte ich auch wirklich im Künstlerhause — und an Zuhörern hätte es mir nicht gefehlt, daran zweifle ich keinen Augenblick — aber ich kann nicht! Ich kann nicht in wohl-

abgemessenen Portionen Geist sprühen. Du weißt, die geringste Verabredung verleidet mir den ganzen Tag. Das ist mir wie ein schönes neues Stück Zeug, in das man ein Loch hineingeschnitten hat — es taugt nichts mehr. Man kann sich nicht zwingen zu dergleichen!«

Wieder begann er seinen nervenerregenden Rundgang um den Tisch herum.

»Es ist natürlich für mich nicht leicht,« begann er wieder, »mich von meiner Frau erhalten zu lassen, aber es wäre geradezu kleinlich und erbärmlich, wollte ich das von ihr nicht annehmen.«

»Hören Sie nicht auf ihn!« rief Frau Sophie, tief erröthend und stand auf. »Er glaubt ja selbst nicht, was er sagt! Er weiß recht gut, daß ich ohne ihn nicht die Hälfte — — Meinst Du wirklich — ?« sie wandte sich eifrig zu ihrem Manne, indem sie bei jedem Worte, das sie sprach, leicht mit den Fingern seine Brust berührte, »meinst Du wirklich, man risse sich so um meine Malstunden, wenn da nicht ein gewisser, siegesbewußter Jemand wäre, der allen meinen jungen Mädchen die Köpfe verdreht? — O! wenn ich Anlage zur Eifersucht hätte! Und glauben Sie mir,« sie drehte sich mit plötzlich ernstem Gesicht zu mir herum, »ohne seine Hilfe würde ich nicht die Hälfte zu Stande bringen. Meine kleinen Briefbogen —

Bignetten — ich arbeite für eine Gothaer Fabrik — ja, ich bin immer gleich zu Ende mit meinen Erfindungen — aber da hat er immer neue Ideen, kleine pikante Einfälle, die ich dann verwenden kann. Das ist für ihn natürlich nicht interessant — aber es kommt mir immer vor — wissen Sie, wie ein starker Strom, den man zugeschüttet hat — und nun sucht er sich durch tausend Ritzen einen Ausweg, um —«

Sie hielt inne, beschämt, sich so poetisch reden zu hören, und deckte ihre Verlegenheit mit einem schüchternen kleinen »ich meine nur so«, das sie sehr zierlich am Rande der Lippen sprach, während Peter Paul zu ihr kam und zärtlich ihren Kopf an seine Schulter drückte.

»Aber sie hat recht!« sagte er dann zu mir. »Alle die zurückgetretenen Bilder, an denen ich leide —! Und wenn ich heute wieder arbeiten könnte — dreifach, vierfach würde ich das erwerben können, was wir brauchen! — Und wer sagt denn, daß ich nicht wieder gesund werde? Können sich Nerven nicht erholen? Ist es so unmöglich, daß ich eines Tages meine Sehkraft wieder bekomme?«

»Aber das sollst Du ja!« sprudelte ich hervor. »Du sollst ja wieder gesund werden; dazu bin ich ja hier!«

In hastigen Worten erzählte ich nun. Und wie ich dabei wieder alle die einzelnen kleinen Zufällig-

keiten zusammenfügte, wurde es mir warm ums Herz und dankbar und zuversichtlich. Aber ich ließ mir nichts merken von alledem. Ich kannte Peter Paul's sanguinischen Optimismus und durfte ihn nicht bestärken darin.

»Natürlich berechtigt uns das Alles noch nicht, an eine sichere Heilung zu glauben!« fügte ich deshalb hinzu. »Das ist noch keine bestimmte Aussicht, keine Gewißheit —.«

»Aber doch Hoffnung, Hoffnung!« rief Frau Sophie. »Da ist doch endlich eine Hoffnung!« Sie warf sich an die Brust ihres Mannes und weinte. — Dieser Gefühlsausbruch der heiteren, sanften Frau hatte für mich etwas Erschütterndes. Es hatte wie ein Schrei geklungen, dieses letzte »Hoffnung«.

»Hörst Du es denn, Peter Paul!« stammelte sie nun unter Thränen — »Du sollst gesund werden — gesund! Es ist noch nicht Alles verloren — sie hatten nicht recht, diese Aerzte, die sagten, es gäbe — gäbe keine Hülfe mehr für Dich! — — Und daß sich nun Alles so fügt — ist es nicht wie eine Verheißung? ein Wunder, das sich für uns —! O, welch' ein Glück, welch' ein Glück!«

Sie kniete bei ihm nieder, sie küßte seine Hände, sie weinte, sie lachte, und neue Thränen stürzten ihr über das Gesicht. Peter Paul war sehr blaß geworden. Er löste seine Hände aus den ihrigen.

»Du glaubst nun schon gleich an Genesung,« sagte er langsam. »Weißt Du denn, ob dieser Mensch mir helfen kann? ob mir überhaupt noch zu helfen ist? — Mit diesen neuen Erfindungen! — Ich habe niemals Vertrauen zu solchen Versuchen gehabt — zu den Ärzten überhaupt!« Er sprach schneller und schneller, mit einer Erregung, die etwas Fieberhaftes hatte. »Was haben mir die Ärzte denn geholfen? Die Achseln gezuckt und nichts weiter! Nichts, nichts, absolut nichts.«

Seine unmotivirte Heftigkeit, das Unlogische seines Einwurfs verblüfften mich. Ich sah fragend auf die junge Frau. »Sie müssen nicht denken, daß wir Ihnen nicht dankbar — o, so sehr!« sagte sie und drückte mir die Hand; »nur die erste Aufregung — Aber hier ist nicht zu zögern, nichts zu bedenken, wir wollen gleich morgen —.« Peter Paul hörte sie nicht.

»Und wie denkt Ihr Euch das eigentlich —« fuhr er fort — »ich bin kein Krösus, wie Ihr wißt! diese Reise, diese Consultation — alles Das kostet Geld! Wo soll ich das hernehmen? Wie denkt Ihr Euch das? Nein, laßt mich, laßt mich doch nur!« Eine plötzliche Angst schien ihn zu erfassen. Große Tropfen standen auf seiner Stirne. Wir betrachteten ihn befremdet.

»Wie Du nur bist!« sagte endlich Frau Sophie und faßte seine Hand. »Laß uns doch einmal ruhig

darüber reden. Nun beunruhigst Du Dich sogar über das Geld! Wo so viel auf dem Spiele steht, da ist ja alles Andere nebensächlich!«

»Und Du weißt, daß ich Dir mit Freuden —« warf ich ein.

Sie wehrte ab. »Aber wir haben ja, haben ja genug. Wir dachten daran, im Sommer eine kleine Reise zu machen — und dafür —«

»Ja, ja! Ich weiß!« Peter Paul strich ihr mit zerstreuter Gebärde ein paarmal über das Haar, dann setzte er sich in einen Sessel, seufzte und blickte wieder vor sich hin.

»Und Du mußt denken,« fing seine Frau von Neuem an, »wenn wir selbst das Schlimmste annehmen, daß auch dieser Versuch scheitert, dann — dann leben wir eben wie zuvor — Alles bleibt, wie es war — und wir, wir sind dieselben wie früher.«

Sie lächelte ihm tapfer zu und bemühte sich, ihrer Stimme Heiterkeit zu geben.

»Dieselben wie früher?« beharrte er eigensinnig — »und die getäuschte Hoffnung rechnest Du für nichts? Alle diese Aufregung für nichts? Wenn Du fühltest, wie — ich kann das nicht so ausdrücken — diese sonderbare Angst, die sich meiner bemächtigt. Es ist wie ein dunkles Gefühl, das mich warnt!«

Frau Sophie trat hinter seinen Stuhl und bog sich beschwichtigend über ihn.

»Wir dürfen hierin nicht weichlich sein,« sagte sie dann sanft und entschieden. »Laß mich nur für Dich handeln. Jetzt kommt für uns nichts in Betracht, als die Möglichkeit Deiner Heilung.«

Die ruhige Entschlossenheit, mit der sie sprach, schien auf Peter Paul Eindruck zu machen. Er schwieg ein Weilchen, stand dann auf, kam zu mir herüber und legte seine kalten Hände in die meinen. »Gut denn,« sagte er gequält — »ich gehe. Aber laßt uns nicht mehr darüber reden. Für eine Natur wie die meine — diese Ungewißheit — ich ertrage das einfach nicht!«

Als ich, ein paar Stunden später, nach dem Bahnhofe zurückging, hatte ich die Empfindung eines Menschen, der zu lange in einer engen, überheizten Stube zugebracht hat und nun wieder ins Freie tritt. Mit wohligem Behagen schlürfte ich die reine Ruhe des Maiabends in mich hinein, und beim Vorwärtsschreiten dehnte ich unwillkürlich die Glieder. Ich war wie befreit, erleichtert. Einmal blieb ich stehen und lächelte. Das war also das Ergebniß meiner Mission, die ich so voll stolzer Freude angetreten hatte!

Ich konnte, während ich so durch die gleichen Straßen, die ich hergekommen war, zurückging, Punkt für Punkt meine Vorstellungen mit den Thatfachen vergleichen, und ich kam mir ein ganz klein wenig

lächerlich vor, wenn ich an die letzten Stunden dachte. Wie ein Verbrecher hatte ich dageessen zwischen den beiden schweigsamen, aufgeregten Menschen und mein Mittagsmahl heruntergewürgt. Fast empfand ich es schon als Großmuth, daß sie mir keine Vorwürfe darüber machten, daß ich ihr friedliches Idyll ihnen zerstörte. Peter Paul hatte gar nicht mehr gesprochen. Stumm saß er an seiner Tischecke, ohne einen Bissen zu berühren von dem, was seine Frau ihm vorlegte. Frau Sophie selbst redete laut und zerstreut, ein paar=mal lachte sie auch, aber es klang Alles forcirt, unharmonisch.

Mühsam hielten wir die Fiction eines Tischgespräches fest, und ich war froh, als endlich die Stunde der Abreise herannahte.

Während der Fahrt versuchte ich dann, mich in alledem, was ich erlebt hatte, zurecht zu finden, mir Peter Paul's Seelenzustand verständlich zu machen. Peter Paul hatte resignirt, vollständig und ohne Bitterkeit. Mit allen seinen Kräften hatte er sich für die neuen Bedingungen ein neues Leben geschaffen — da überfiel ihn auf einmal der Gedanke an Heilung wie etwas Beunruhigendes. Er war eben eine Künstler=atur, ein Mensch, der jeder Empfindung wehrlos gegenüber stand. Vielleicht hatte er schon jetzt gefühlt, wie seine mühsam erkämpfte Ruhe vor der neuen Hoffnung hinschmolz, und er wehrte sich dagegen —

wie die Mädchen sich gegen die Liebe wehren, wenn sie sich bereits davon ergriffen fühlen.

Mit diesem poetischen Almanach = Vergleich beruhigte ich mich endlich und richtete nun meine Gedanken auf die Pflichten und Aufgaben, die in Berlin meiner harrten. —

Bald nach meiner Ankunft dort erkundigte ich mich nach dem Professor Edward Peltrice. Er war bereits vor einigen Tagen angelangt, wohnte im Kaiserhof und war dort jeden Montag und Donnerstag von neun bis ein Uhr zu sprechen. Ich berichtete das Frau Sophie'n und bot ihr zugleich an, ihr für den Anfang der nächsten Woche ein Zimmer zu besorgen. In demselben Pensionat, in dem ich wohnte, wurde eins frei, mir gerade gegenüber, nur der schmale Corridor lag dazwischen. Frau Sophie antwortete auf einer Postkarte, dankte mir und bat mich, zu miethen.

Dennoch war bereits der Dienstag der bestimmten Woche herangerückt, ohne daß die Erwarteten gekommen wären. Endlich am Mittwoch, als ich, etwas verspätet, zum Mittagessen in das gemeinsame Esszimmer trat und mich schnell an meinen Platz begab, sah ich sie beide am Tische sitzen. Frau Sophie winkte mir, ich möchte nicht noch einmal aufstehen, man habe noch Zeit nachher. Wir saßen ziemlich

weit von einander entfernt an den beiden Schmalseiten des Tisches. Auf der einen Seite trennte uns eine kinderreiche amerikanische Familie, auf der anderen eine Reihe junger Musikstudirender und Kunstschüler beiderlei Geschlechts. Von meinem Plaze aus bemerkte ich, wie elend Peter Paul aussah. Die wenigen Tage der Spannung schienen ihn ganz verändert zu haben. Eine breite graue Falte zog sich zwischen Kinn und Nase hin und verlängerte das Gesicht, die Augen waren eingesunken, der Teint glanzlos. Er saß theilnahmslos vor seinem Teller, aß hastig, was ihm seine Frau vorbereitete und trank viel Wein. Auch Frau Sophie sah überwacht und angegriffen aus, ganz dünn, mit blassem Gesicht und unnatürlich großen Augen.

Noch vor dem Ende der Mahlzeit erhob ich mich, um wenigstens einige Worte mit den Freunden auszutauschen. Meine Zeit war knapp bemessen. Ich mußte gleich wieder an die Arbeit, nach Charlottenburg hinaus, wo ich eine Sitzung hatte.

Ich holte mir meinen Stuhl mit herüber und saß nun an der äußersten Ecke des Tisches zwischen dem Ehepaar.

»Morgen geht's zur Schlachtbank!« war das erste Wort, mit dem mich Peter Paul empfing.

»Du hast doch nicht Angst?« fragte ich verwundert
»Eine einfache Untersuchung!«

Er löffelte zerstreut an seinem Pudding herum.

»Ich fühle es, daß ich Euch sonderbar erscheine!« sagte er dann hastig, wie verlegen — »aber diese ganze Sache — die letzten Tage haben meine Nerven furchtbar mitgenommen.«

Frau Sophie seufzte. »Ja, ich will froh sein, wenn wir erst Entscheidung haben! Manchmal denke ich, wir hätten Peter Paul gar nichts vorher davon sagen sollen! Es ist, als wäre ein böser Geist in unser Haus gefahren seitdem. Nein, Sie sind nicht schuld — im Gegentheil, Sie wissen recht gut, wie dankbar wir Ihnen — aber Sie müssen wissen, Peter Paul haßt mich beinahe, seitdem ich so eigensinnig auf meinem Willen bestehe. Meine Nähe ist ihm unangenehm, am liebsten möchte er, ich redete gar nicht mehr. — Nun? Ist es nicht so? Habe ich zuviel gesagt?«

Sie hatte halblaut und singend gesprochen; es sollte wohl wie im Scherze klingen, aber ich hatte das Gefühl, sie benutze meine Gegenwart, um ihm das Alles in dieser sanften Form zu sagen.

»Ja, Du hast es schwer mit mir!« antwortete er ebenso. »Aber jetzt werde ich vernünftig sein! Du wirst schon sehen!«

Wir sprachen nun von anderen Dingen, vom Wetter, von der Reise, von der Wohnung — dann verabschiedete ich mich.

»Auf Wiedersehen!« sagte ich, indem ich beiden die Hand drückte.

»Das ist ein guter Wunsch!« erwiderte Frau Sophie; ,auf wieder Sehen‘ nicht wahr?« sie lächelte. Peter Paul erwiderte nichts.

Es war ziemlich spät geworden, ehe ich heimkehrte. Erst hatte ich gemalt, dann ein paar Besuche gemacht, soupirt und schließlich war ich noch ein wenig im Thiergarten spazieren gegangen. Ich gestand mir selbst, daß es mich nach einer Unterhaltung mit Peter Paul nicht lüstete. Die übersentimentale Behutsamkeit, mit der er seine Seelenstimmung überwachte und respectirte, war mir unsympathisch. Dabei konnte ich mich dem Einflusse seiner räthselhaften Aufregung nicht ganz entziehen. Zugleich mit sich quälte er mich.

So war es mir eine Erleichterung, als ich erfuhr, Peter Paul habe sich bereits zu Bett gelegt, um morgen frisch zu sein. Frau Sophie'n begegnete ich noch im Flur. Sie hatte eine Flasche schweres Bier bestellt »Wir müssen endlich einmal wieder ordentlich schlafen — ich hoffe, es soll uns ein bißchen be-
rauschen!« sagte sie.

Morgen früh um neun Uhr sollte die Consultation stattfinden.

In meinem Zimmer war es heiß und roch nach Gas. Ich öffnete das Fenster. Die helle, dunst erfüllte, geräuschvolle Frühlingsnacht der Großstädte drang zu mir herein. Von meinem vierten Stock herab blickte

ich auf die weißgrünen Lichtmassen, die die elektrischen Bogenlampen entsendeten. Dazwischen formten röthliche Glühlichtlämpchen in Riesenbuchstaben den Namen eines Hôtels. Oben auf dem Eisenbahndamme sausten die Züge mit glühenden Augen aus dem Dunkel hervor und tauchten wieder ins Dunkel hinein. Drunten aber rollten, rollten die Droschken, jagten die Equipagen, klingelten die Pferdebahnen, auf deren blankem Verdecke sich der Mond spiegelte. Und überall in den getünchten Steinkolossen neben mir und drüben auf der andern Seite der Straße geöffnete Fenster, wache Lichter und Menschen, die sich weit hinausbiegen, wie ich, von einer wunderlichen Nachdenklichkeit erfaßt. Denn man spürt den Frühling, so sehr er sich auch verbirgt. Ein Hauch von Veilchen liegt in der Luft und der harzige Geruch junger Blattknospen. Alle Heimlichkeiten werden wach. Bei dem Einen nur als eine stumme, ermattete Sehnsucht, der die Flügel fehlen, — den Andern reißt's empor, preßt ihm die verschwiegensten Gedanken aus der Seele und zwingt ihnen Ton und Sprache auf, daß er sie hinausstreit mitten hinein in diese banale, geschäftige Alltagswelt.

Das sind die Frühlingsnächte der Großstadt.

Nach Mitternacht erst legte ich mich nieder. Ich mochte eben eingeschlafen sein, als ich von einem Geräusch erwachte. Es griff Jemand von außen an

meiner Thür herum; jetzt wurde sie geöffnet. Ich fuhr empor: »Wer ist da?«

»Ich bin's!« erwiderte Peter Paul und blieb stehen.

»Schon? Ist's denn schon Morgen?« Ich tappte nach Streichhölzern und entzündete das Licht. Noch nicht zwei Uhr! Peter Paul stand an der Thüre mit bloßen Füßen und wirr verflochtenen Haaren. Seinen Reisemantel hatte er übergeworfen, aber vorn und unter dem weiten Kragen schauten Brust und Armel des Nachthemdes weiß heraus.

»Du machst Licht!« sagte er ruhig. »Ich kann das sehen. Ich habe darauf aufgepaßt in den letzten Tagen; die Lichtempfindung ist bei mir noch vorhanden.«

»Aber nun sage mir nur in aller Welt, was Du hier willst!« rief ich erstaunt. »Mitten in der Nacht, mit nackten Füßen — was soll das eigentlich?«

»Ist es denn wirklich noch so früh? Ich glaubte — Du weißt, ich kann nicht nach der Uhr sehen — und Sophie schlief so fest. — Es war so furchtbar heiß da drüben — einfach nicht auszuhalten! Ach, bei Dir sind die Fenster auf, das thut gut!« Er athmete tief, ging vorwärts, stieß sich dabei an den Tisch und blieb stehen.

»Nun denn, mach' es Dir in Gottes Namen bequem!« sagte ich etwas ärgerlich und stand nun eben-

falls auf, um ihn zum Sopha zu führen. »Hier lege Dich hin — da hast Du meine Reisendecke — und nun laß mich schlafen. Gute Nacht!«

Ich legte mich wieder ins Bett, aber an Schlafen dachte ich nicht mehr. Peter Paul's Zustand beunruhigte mich. Ich sah ihm zu, wie er gehorsam beide Arme fest an den Leib gedrückt, mit weitgeöffneten Augen dalag.

»Warum löschst Du das Licht nicht aus?« fragte er plötzlich mißtrauisch und wendete das Gesicht zu mir herüber.

»Ich thue es schon,« gab ich zur Antwort, indem ich ein Buch vor den Leuchter stellte, so daß Peter Paul's Gesicht im Schatten war.

Eine Weile noch lag er unbeweglich, dann sah ich, wie er unruhig die Hände bewegte und sich endlich leise aufrichtete. Ich hörte ihn seufzen.

»Fehlt Dir etwas?« fragte ich hinüber — »quält Dich irgend etwas? Sage doch nur, sprich Dich aus!«

»Nichts, nichts!« murmelte er und war wieder still.

»Du!« flüsterte er nach einer Weile, vorsichtig prüfend, ob ich noch wach sei.

»Hm?«

»Wenn ein Mensch sich das Leben nehmen will, glaubst Du nicht, daß ihm im letzten Moment noch einmal sein ganzes früheres Leben, — ich meine Alles, was er gewollt und gethan hat, verständlich wird?«

»Wie kommst Du darauf?« fragte ich möglichst gelassen.

»Ach, Du mußt nicht denken, daß — überhaupt würde es einem Blinden schwer halten, sich die Mittel dazu zu verschaffen.«

»Wie kannst Du nur so unsinnigen Gedanken nachhängen!« entgegnete ich in strengem Tone. »Und gerade heute! Du fassst diese ganze Untersuchung in einem Grade pessimistisch auf! — Stelle Dir doch nur einmal vor, wenn Du wieder sehen könntest — es ist ja gar nicht auszudenken, wie glücklich Du dann sein würdest! Wieder Bilder malen, selbständig sein!«

Wie ein Rasender fuhr er empor.

»Jawohl malen, Bilder malen! Weißt Du, was das heißt? für mich heißt? Blamiren soll ich mich! Aller Welt zeigen, daß ich ein Stümper bin — meiner Frau sagen, daß ich sie betrogen habe, daß ich nichts kann — nie etwas gekonnt habe! — Ich bin kein Künstler, hörst Du? Ich kann nicht malen — ich kann nicht!«

Es war eine Verzweiflung in seiner Stimme, die mich betroffen machte.

»Nun regst Du Dich auch damit noch auf!« sagte ich beruhigend. »Warte doch nur erst ab; werde gesund, dann vergehen diese Stimmungen von selbst.«

Er lachte höhnisch. »Stimmungen! Natürlich wieder ,Stimmungen!‘ Das geht vorüber, nicht wahr?

Immer wieder die alte Methode! Damit habt ihr mich ins Unglück getrieben! Ja, ja! Ihr seid schuld daran — ihr Alle mit einander! Und jetzt kommt noch Du mit Deinen Heilungsprojecten! Nun soll ich auf einmal etwas können! — Nun soll ich meine Kräfte zeigen, — berühmte Galerien mit meinen Werken decoriren, Medaillen verdienen! — Was? Jetzt soll ich eure Erwartungen, eure Versprechungen erfüllen! Kennt ihr denn überhaupt ein anständiges Bild von mir? Habe ich je etwas gemalt? — Wie kommt ihr dazu, etwas von mir zu fordern?«

Er hatte die ersten Sätze zornig zwischen den geschlossenen Zähnen hervorgestoßen. Jetzt steigerte sich seine Stimme zu dem Ausdrücke einer namenlosen Angst.

Was hatte das zu bedeuten? War er krank? Phantasirte er? — Ich wußte diesem unerwarteten Ausbruche gegenüber nichts zu sagen. Eine Weile blieb es still zwischen uns. Endlich begann Peter Paul wieder mit ruhiger Stimme.

»Du wunderst Dich über meine Heftigkeit — aber ich bin seit Deinem Besuche — nicht einen Augenblick bin ich ruhig seitdem. Zuerst da wußte ich ja nicht, was es war — warum mir das Wort ‚Heilung‘ so widrig klang — aber mit jeder Stunde wurde es mir klarer — und endlich verstand ich meine Angst. Ich dachte an eure Hoffnungen — an euren Glauben;

an die Bilder dachte ich, die ich malen wollte — und doch niemals zu Stande brachte — und dann — dann dachte ich auch an sie — an Sophie!« — Er preßte beide Fäuste vor die Augen und sank auf das Polster zurück. Ich verhielt mich still in meinem Bette. Mein Geist war wie gelähmt.

»Aber ich bin nicht schuld daran, wenn aus mir nichts geworden ist!« fing Peter Paul wieder an. »Ihr habt mich in den Selbstbetrug hineingelobt, habt mich darin erhalten.

»Nein, unterbrich mich nicht! Ihr habt nur fortgesetzt, was Andere angefangen. In diesen letzten Tagen habe ich mir das Alles so recht deutlich gemacht — noch einmal mein ganzes Leben an mir vorüberziehen lassen — Schritt für Schritt kann ich es verfolgen wie es kam. — Zuerst zu Haus. Meine Mutter hat mich ganz systematisch mit Bewunderung vergiftet. Sie liebte mich abgöttisch und suchte in mir Ersatz für die große Enttäuschung, die ihr mein Vater bereitet hatte, als er in richtiger, ehrlicher Erkenntniß seines Talentcs sich aus einem Landschaftsmaler in einen Zeichenlehrer verwandelte. Mit leidenschaftlichem Ehrgeiz klammerte sie sich nun an meine Zukunft. In jeder meiner Aeußerungen erblickte sie einen neuen Beweis für mein Genie. Sie wurde es nicht müde, mir von künftigem Ruhm zu erzählen, mein Selbstgefühl aufzustacheln. Und mein Vater half ihr dabei

auf seine stille Art. In verschwiegene Dämmerstunden, wenn wir beide einmal allein zu Hause waren, offenbarte er mir die Herrlichkeiten der Kunst. Er war eine weiche, grüblerische Natur, viel zu wehrlos gegen alles Schöne und Große für einen Maler. Wenn er mir von Michel Angelo sprach, von Rembrandt und von Tizian, dann zitterte seine Stimme, und ihm standen Thränen in den Augen. Er ist nie die tiefe Sehnsucht nach der Kunst los geworden. Alle Hoffungsträume, denen er selbst entsagt hatte, lebten ihm nun für mich wieder auf. Auch mein Name ,Peter Paul‘ war gleichsam eine stumme Fürbitte gewesen, die er mir mitgab ins Leben.

»Kinder haben eine deutliche Empfindung für Mißverhältnisse. Ich merkte bald, mit welcher Verachtung meine Mutter auf den bescheidenen Fleiß des Vaters herabsah, und wie er unter dem beständigen Vorwurf litt, den er in ihren Augen las. Mit dem brutalen Erhaltungstrieb der Kinder nahm ich unwillkürlich für den Stärkeren Partei. Ich entsinne mich, daß ich manchen Abend mein Gebet schloß mit den Worten: Lieber Gott, laß mich ein großer Maler werden! Nicht Zeichenlehrer wie mein Vater!

»Sobald ich den Pinsel halten konnte, malte ich — sinnlose Alerereien, aber meine Mutter erklärte sie für kleine Kunstwerke. Und mein Vater, der sich selbst und alle Anderen, so sicher beurtheilte — seinem kleinen

Peter Paul gegenüber war er verblendet. Zeichnen lernte ich fürs Erste noch nicht, die Mutter hatte in irgend einer Künstlerbiographie gelesen, man dürfe dem Talente keinen Zwang anthun! — Sie las jezt überhaupt Alles, was sich auf Kunst bezog, und ich schnappte dies und das davon auf, was ich dann bei passender Gelegenheit mit altfluger Sicherheit von mir gab. Zu dieser scheinbaren Frühreife gesellte sich nun noch eine phantastische Tracht — lange blonde Locken, Sammetblousen, die immer einige Farbenfleckse aufwiesen — kurz, ich galt schon für einen halben Künstler, als ich endlich nach Dresden auf die Kunstschule kam.

»Dort war ich in der ersten Zeit wirklich fleißig. Das gemeinsame Arbeiten machte mir Freude, und ohne weitere Gemüthsbewegung vollbrachte ich mein tägliches Pensum wie die Anderen. Wäre ich dabei geblieben, ich hätte wenigstens leidlich Zeichnen gelernt. Bald aber wurde mir die Sache langweilig. Ich war nicht an strenges Concentriren, an Regelmäßigkeit gewöhnt. Und nachgerade wurde mir auch das immer wiederkehrende Rügen meiner Mängel lästig. Ich besann mich darauf, daß ich ja eigentlich genial sei, und daß für mich andere Gesetze gelten, als für den Durchschnitt. Die Briefe meiner Mutter, thaten das Uebrige. So begann ich denn die Arbeitsstunden zu versäumen, den genialen Stimmungsmenschen zu

spielen. Ich wollte das Leben studiren, behauptete ich! Merkwürdiger Weise imponirte ich damit meinen Genossen. Wohin ich kam — ich trieb mich ein paar Jahre lang in allen Kunststädten Deutschlands herum — überall erklärte man mich für ‚faul, aber enorm begabt‘. Es muß etwas Ueberzeugendes in meinem Gesicht, meinem Wesen gelegen haben. Oder strahlte vielleicht mein brennender Wunsch nach außen? Gibt es so etwas? Zwingt man die Leute, Einen so zu sehen, wie man gesehen werden möchte?

»Denn dieser Wunsch, dieser — ‚Wille zum Ruhme‘ — wurde immer bewußter in mir. Zuerst als fanatischer Glaube an mich selbst. — Aber dann — mit der Zeit — dann that ich auch dafür! Es kam vor, daß ich saubere mühsam angefertigte, ganz schülerhafte Zeichnungen auf Genialität zusetzte. Ich hatte mir eine Verblüffungsmanier mit weichem Buntstift angewöhnt, damit überschmierte ich meine Blätter und gab sie dann für flüchtige Skizzen aus. Ja, das that ich!

»Aber wenn Du denkst, ich wäre mir schon damals wie ein Betrüger — siehst Du, so seltsam ist der Mensch! Wenn dann die Leute kamen und lobten und verwunderten sich, dann glaubte ich fast selbst, ich sei so Einer — einer von den Riesen, der nur den kleinen Finger auszustrecken braucht, wo Andere beider Hände bedürfen. Du kannst das vielleicht nicht ver-

stehen — aber wenn Du meine Erziehung bedenkst — meine Anlage —!

»Ich habe das von meinem Vater geerbt, dieses Talent der Anempfindung, dieses Talent zur Begeisternng.

»Ich empfand alles Schöne fast bis zum Schmerz. Jedes Kunstwerk, jedes Stück Natur fand in mir seine Antwort. Herrliche Bilder wurden in mir geweckt. Zug für Zug sah ich sie vor mir. Da war nichts Uechtes in mir, nichts Gemachtes. Wirkliche innere Erlebnisse waren es, von denen ich in überschwänglichen Worten zu euch redete. Wenn es dann aber zum Schaffen kam — zur That —! Es war gerade so, wie man im Traume fließend fremde Sprachen spricht, die man im Wachen kaum stammeln kann.

»Und auch das habe ich vom Vater geerbt, diese unbedingte Verehrung für die Kunst. Aber ich ging einen anderen Weg hierin, als er. Ihm wäre es ein Verbrechen gewesen, mit mangelhaftem Talent in ihrem Heiligthum herumzustümpern, ich, der Sohn meiner Mutter, glaubte meine Hände frei halten zu müssen von geringerer Verrichtung. Ich hielt es für eine Schande, die ich nicht sorgfältig genug verbergen konnte, daß ich Lust und Talent zum Kunstschriststeller hatte. Ich war beleidigt, wenn man mir sagte, ich sei ein guter Kritiker. Und doch ist dies das einzige Fach,

in dem ich Etwas hätte leisten können, in dem ich wirklich solide gearbeitet habe.

»Denn ich war nicht träge von Natur! Ich malte einfach nicht, weil ich nichts konnte — nichts Ordentliches!

»Ich miethete mir hin und wieder ein Atelier, um ungestörter — nicht malen zu können. Dort studirte ich nun den ganzen Tag Kunstgeschichte. Mit Gründlichkeit und Fleiß vertiefte ich mich darein. Ich verschaffte mir Nachbildungen jeder Art, besuchte die Kunstsammlungen. Aber ich versteckte diesen Fleiß, ich schämte mich dieser Gründlichkeit. Ich wollte Künstler sein — nicht Kritiker! Das wuchs in mir wie eine Krankheit. In langen Zwischenpausen malte ich dann auch wohl einmal. Ich hatte ein paar Porträts versucht, eine Landschaft. Du kennst meine drei Bilder. Archaisirische Studien habe ich sie genannt. Aber siehst Du, keine gewollten Nachahmungen sind das gewesen — einfach verpfuschte, unbehülfsliche Werke, die ich nachträglich antikisirt habe, damit sie etwas vorstellen. Ich habe nie Lust malen können, nie lebendiges Fleisch, nie einen anderen Hintergrund als jene feste, einfarbige Fläche der alten Schulen. Vor mir selbst nannte ich diesen listigen Behelf eine unschuldige Spielerei. „Das Eigentliche“ sollte ja erst kommen! — Inzwischen wartete ich darauf. In München ging es in denselben Bahnen weiter. Immer

Immer höher stieg mein Selbstgefühl. Ihr Alle be= rauschtet euch daran, und euer Glaube strahlte wieder auf mich selbst zurück. Ich vergaß, wodurch er geweckt worden war, und freute mich, wenn das Echo mir tausendfältig zurückschallte, was ich hineingerufen hatte.

»Nur nicht erwachen aus dem Taumel, immer weiter, immer tiefer hinein, sonst ist man verloren!

»Furchtbar, diese Stunden der Verzweiflung zwischen der Arbeit! Furchtbar!«

Er beugte sich nieder und presste die Stirn an die Tischkante. Ich wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Man fühlte es ihm an, diese seltsame herzerreißende Beichte war ein Bedürfnis für ihn. Und jetzt hob er langsam wieder den Kopf.

»Aber es ist viel an mir gesündigt worden!« sagte er und nickte ein paarmal nachdrücklich vor sich hin. »Ihr Alle, wie ihr da seid —! Einer wie der Andere! Mich immer wieder hineingestoßen in meine Verblendung, mich immer wieder bestärkt in meiner Selbstherrlichkeit — denn nie suchte ich die Gründe des Mißlingens in mir selbst. Immer war etwas Anderes, etwas Aeußeres daran schuld. Man kann sich ja nicht selber aufgeben! Man kann's ja nicht!«

Er streckte mit einer heftigen Gebärde beide Arme aus, dann hielt er ein, seufzte, zog die herabgeglittene Decke höher über seine Kniee und seufzte wieder.

»Ich will auch das noch sagen,« begann er

zögernd — »das von bleu et vert! — Siehst Du — ich hatte mir vorgenommen, fleißig zu sein in Paris. Gleich am ersten Tage verschaffte ich mir die Erlaubniß, im Louvre zu copiren, und jeden Vormittag saß ich nun dort vor der Botticelli'schen Madonna und malte. Immer wieder verlöschte und erneuerte ich die Conturen auf meiner Leinwand. Ich hatte es mir fest vorgenommen, ich wollte einmal ein Stück ehrlicher Arbeit liefern. Aber soviel ich auch probirte, maß und verglich — es wurde nichts. Ich nahm Spiegel und Photographien zu Hülfe — es wurde nichts. Selbst die Galeriedienenr lächelten, wenn sie meine Leinwand betrachteten. Ich biß die Zähne zusammen und experimentirte weiter. Vielleicht hätte ich schließlich doch noch irgend etwas zu Stande gebracht, wenn nicht ein Zufall meine ganze Tugend wieder über den Haufen geworfen hätte.

»Ich mußte die Wohnung wechseln, weil meine Wirthin mich zu sehr bestahl. Das Stübchen, das ich nun miethete, hatte vor mir ein junger norwegischer Maler bewohnt, der wahnsinnig geworden war, nachdem ihn seine Geliebte verlassen hatte. In den letzten Wochen saß er Tag für Tag an seinem Tisch und malte — immer dasselbe Bild — ihr Bild. Er hatte kein Geld mehr, sich Farben zu kaufen, er malte es nur noch mit den beiden Farben, die ihm übrig geblieben waren: Grün und Blau! immer dasselbe!

Dunkelblaues Haar, grüne Augen, ein grüner Shawl, blaue Beilchen.

»Als ich kam, hatte man ihn eben weggeführt nach Charenton, nach der Irrenanstalt. Ueberall lagen Pappreste und Leinwandstücken umher, auf die der grünblaue Frauenkopf gemalt war. An der Thüre hing eine Schiefertafel, wie man sie anbringt, damit die Besucher ihre Namen darauf schreiben. Auch da hatte er ihr Bild auf der Rückseite der Tafel angebracht; und gerade da, auf dem schwarzen Grunde wirkte es mit einer so kolossalen Genialität, daß ich mich gar nicht wieder davon losreißen konnte. Und dann, in der Nacht kroch es an mich heran: „Wenn Du doch auch so etwas könntest! Wenn Du das gemacht hättest!“ Am nächsten Tage ging ich nicht ins Museum. — Ich kaufte eine große Schieferplatte und präparirte sie zum Malen. Mit dem Storchschnabel vergrößerte ich die faßbaren Linien des kleinen Originals. Dann begann ich zu copiren. Monatslang habe ich geessen und gemalt, weggewischt und wiedergemalt, bis ich halbwegs die Wirkung herausbekam. Und als dann die Leute kamen und die Hände zusammenschlugen vor der festen Sicherheit dieser »flüchtigen Skizze«, wie sie es nannten — da hatte ich nicht den Muth, zu bekennen.

»Und dann kam der Erfolg — der berauschende Erfolg!

»Und dann — dann fand ich Sophie!

»Als den genialen Maler hatte sie mich kennen gelernt — als eine außergewöhnliche Künstlernatur liebte sie mich. — Nenne es Feigheit, aber ich — ich hatte nicht den Muth, sie zu enttäuschen. — Wir heiratheten, und ich fing Sophiens Bild an. Es war so lebendig in mir — nur die Hand meinte ich regen zu müssen, damit es in Farben übersetzt würde.

»Ich malte und malte — die alte Geschichte!

»Aber diesmal handelte es sich um Anderes, als nur um das Achselzucken der Galeriedieners. Ich kämpfte um die Achtung meiner Frau — vielleicht um ihre Liebe! Ich schämte mich vor ihren verwunderten Augen meiner ewigen Verbesserungen und Veränderungen. Wie sollte das enden? Ich dachte an meine Eltern.

»Auch meine Mutter hatte meinen Vater geliebt, so lange sie in ihm den Künstler sah. Und Sophie — die selbst so voller Tüchtigkeit war, die selbst arbeitete —

»Wie eine Erlösung erschien es mir, als meine Augen sich so sehr verschlechterten, daß ich nicht mehr im Stande war, zu malen. Ich kam mir vor, als sei ich einer großen Gefahr entronnen.

»Allmählig verblaßte die Erinnerung an meine Seelenkämpfe. Aber eine geheime Befriedigung blieb mir zurück, nach deren Ursache ich nicht zu forschen

wagte. Aus meinem sicheren Asyl heraus freute ich mich, wenn ich von Leuten hörte, die ihren Ruhm überlebten. Ich war ja gesichert, ich war geborgen. Mir konnte Niemand mehr etwas anhaben!

»Nie bin ich so glücklich gewesen, wie in dieser Zeit.

»Man rühmte mich, daß ich mein Schicksal so muthig trug; man zeigte einander den Blinden, der so strahlend glücklich war; man fühlte sich klein solcher Seelengröße gegenüber.

»Allmählig glaubte ich selbst an mein Verdienst.

»Und dann kamst Du!«

»Armer Kerl!« sagte ich leise vor mich hin. Er nickte, zog seufzend den Athem ein und schloß die Augen.

»Und diesmal versagte mein altes Mittel. Zuerst hatte ich wohl wieder zur Selbstbetäubung gegriffen; — die Heilung war ja noch so ungewiß. Warum sich diesen unerträglichen Gedanken hingeben? Aber das hielt nicht Stand. Jede Stunde, die verfloß, erinnerte mich an die nahende Entscheidung.

»Und ich konnte nicht mehr zurück. Ich hatte mein Wort gegeben — Sophie drängte. Wollte ich keinen Verdacht erwecken, so mußte ich gehen. Jetzt wirst Du verstehen, welche Angst — Aber ich gehorchte nicht allein dem Zwang. So erbärmlich bin ich nicht. Alles, was gut ist in mir, trieb mich, zu gehen. Ich hatte eine förmliche Sehnsucht nach Klar-

heit. Dein Besuch hatte mächtig an mir gerüttelt. Nicht Dein Vorschlag nur, nein, Dein ganzes Wesen. Ihr hattet immer so zu mir aufgesehen, ihr Alle, — nun standet ihr auf einmal himmelhoch über mir. In ruhigem Selbstbewußtsein hattest Du Deinen Weg gemacht. Es war mir nie bisher so nahe getreten, wie hinfällig mein Scheingebäude war gegen eure solide Arbeit. Wie ein Hochstapler kam ich mir vor, der von den Zinsen eines Ruhmes lebt, der nie existirte. Etwas wie Neid fraß an mir — ein ästhetisches Bedürfniß, auch so zu sein — so ein Ganzer, Echter!

»Auch an meinen Vater mußte ich jetzt denken. Immer wieder an ihn! Erst jetzt begriff ich, wie tapfer seine Entsagung gewesen ist. Ich schämte mich vor ihm.

»Es war, als hätte Dein Kommen mir schon jetzt die Augen geöffnet. Auch Sophie sah ich in diesem neuen Lichte. Diese Frauennatur, die von ihrer eigenen Fülle nichts ahnt und immer glaubt, die Empfangende zu sein — es erschien mir plötzlich, als sei sie die eigentlich Geniale, Große.

»Du siehst, ich bin entschlossen, allen Selbstbetrug aus meinem Herzen zu reißen. Klarheit und Wahrheit will ich erringen. Keine Halbheiten, keine Lügen mehr! Am liebsten möchte ich es hinaus schreien in die ganze Welt, was ich gethan habe. Ich habe ein

wahnsinniges Bedürfniß, mich selbst zu erniedrigen, mich zu beschimpfen.

»Hundertmal hatte ich es auf den Lippen, Sophie'n Alles zu gestehen; aber sie soll nicht glauben, die Angst hätte mir mein Geständniß erpreßt — diesen kleinen Rest von Achtung will ich ihr nicht rauben. Wenn aber Alles entschieden ist — dann will ich büßen, büßen!«

»Was willst Du thun?« fragte ich. Meine Stimme klang rauh vom langen Schweigen. Der letzte Dochtrest des Lichtes schmolte im Leuchter und warf seinen gelben, zitternden Schein auf Peter Paul's Gesicht. Die Laternen draußen waren längst verlöschen, der Mond war untergegangen; zum Fenster herein drang ein stumpfes Morgengrau. Es war kalt im Zimmer; mich fröstelte. Auch Peter Paul schauerte zusammen. Ich stand auf und schloß das Fenster.

»Was willst Du thun?« wiederholte ich dann.

»Wie denkst Du Dir Dein künftiges Leben?«

»Mein künftiges Leben?« Er sprang auf und schob den Tisch zurück, daß krachend ein Stuhl umstürzte, der daran gelehnt hatte.

»Arbeiten will ich; ehrlich mein Brot verdienen auf irgend eine Weise. Ich habe mir das natürlich noch nicht so im Detail — aber das weiß ich, und in dieser Stunde schwöre ich's Dir, lieber will ich

das geringste Handwerk treiben, als meine besudelten Hände wieder nach der Kunst ausstrecken!«

Das übertriebene Pathos, mit dem er sprach, ernüchterte mich ein wenig.

»Ich sehe nicht ein, warum Du nicht Deine künstlerischen Erfahrungen, Deine Kenntnisse —«

Er streckte abwehrend die Hand aus. »Niemals! Nichts Halbes mehr! Entweder, wenn ich geheilt werde, ein bescheidenes regelmäßiges Arbeiten, in irgend einem Comptoir oder dergleichen — man wird schon so etwas finden — oder, wenn dieser Professor mir nicht helfen kann — einschränken aufs Aeußerste. Alles Ueberflüssige wird über Bord geworfen, das Atelier sofort aufgegeben. Wir werden uns ein paar bescheidene Zimmer miethen, wo wir still für uns allein leben wollen. Vielleicht gelingt es mir auch, Unterricht zu geben, kleinen Kindern Rechenstunde und Französisch. Das traue ich mir zu, das kann ich wohl noch. Vor allen Dingen aber sollen es Alle erfahren, wer ich bin. Jedem will ich es beichten, jeden um Verzeihung bitten —.« Er schlug plötzlich die Hände vors Gesicht und weinte. Auch mir kamen die Thränen in die Augen, wie ich ihn so gebrochen vor mir sah. Und ich schämte mich fast der banalen Weisheit, die mir auf die Lippen kam: »Laß nur jetzt gut sein; rege Dich nicht weiter auf. Die Zeit wird schon Rath bringen!«

Peter Paul hörte auf zu weinen.

»Alle sollen es erfahren!« murmelte er noch einmal und ging tappend zur Thüre.

»Nein, laß nur!« Ich hatte eine Bewegung gemacht, um ihm zu Hülfe zu kommen, — »laß nur — ich weiß meinen Weg!« Damit klinkte er sich die Thüre auf, und ich hörte ihn drüben eintreten.

Ich lag noch lange und dachte nach.

Es war mir zu Muth, als hätte ich in eine fremde, schauerliche Tiefe hinabgeblickt. Wie ein Spuk erschien es mir jetzt, daß der blasse aufgeregte Mann da gesessen hatte, da drüben auf dem Sopha und gebeichtet. Ich konnte mich nicht zurechtfinden in dem Gedanken, daß mein fröhlicher, siegesbewußter Tages-Peter Paul und jene klagende Nachterscheinung ein und derselbe Mensch seien. Meine Vorstellungen verwirrten sich. Ich konnte nichts festhalten, Alles glitt mir zurück in ein tiefes, räthselhaftes Dunkel.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war es fast elf Uhr. »Jetzt haben sie nun schon Gewißheit!« war mein erster Gedanke. Aber gleich darauf fiel es mir schwer aufs Herz: »Jetzt hat er ihr gebeichtet! Jetzt weiß sie Alles!« Oder war das nur ein quälender Traum gewesen, jenes leidenschaftliche Bekenntniß vom gestrigen Abend? Wort für Wort tauchte es wieder in mir auf. Und jetzt beim hellen Tageslichte erschien es mir noch viel phantastischer als in der Nacht.

Aber durch alles Widrige, Trübe und Räthselhafte, das in meinen Nerven nachzitterte, drang siegreich ein Gefühl der Achtung für Peter Paul. Wenige hätten den moralischen Muth gehabt, sich freiwillig so vom Sockel zu stürzen, wie er. Wie man auch über sein früheres Verhalten denken mochte — dies war wirklich Buße, Versöhnung.

Ich kleidete mich schnell an und ging hinüber. Niemand antwortete auf mein Klopfen. Sie waren noch nicht zurück.

Sollte die Untersuchung so lange dauern? Es war nicht anzunehmen, daß Peter Paul warten mußte, da man ihm die Stunde bezeichnet hatte.

Eine unbestimmte Unruhe ergriff mich.

Nach dem Frühstück trieb ich mich noch eine Weile zwecklos umher. Endlich hielt ich es nicht länger aus; ich ging nach dem Kaiserhof, um zu erfahren, ob die Freunde noch dort seien.

Man wies mich in eine Art Vorzimmer, wo mehrere Personen warteten. Eine dicke Dame mit ihrer Gefellschafterin, ein alter General, der eine große dunkle Brille trug, und einige Frauen mit Augenbinden. Eben that sich die Thüre zum Nebenzimmer auf, und eine junge, sehr reizende Frau, auf deren Gesicht ein helles Lächeln spielte, erschien am Arme eines schönen alten Herrn mit schneeweißem Bart.

»Nein, es ist ganz unbeschreiblich, wie glücklich

ich bin!« sagte die Dame. »Ordentlich, als wäre mir eine neue Welt erschlossen. Sie können sich gar nicht denken! —« sie gingen hinaus. Nach kurzer Zeit kehrte der alte Herr zurück. Es war Professor Beltrice. Als er mich sah, warf er einen fragenden Blick auf seinen Diener, der hinter ihm herkam.

Ich nannte meinen Namen und sagte ihm, daß ich meinen Freund Peter Paul hier erwartete.

»O! Sie sind sein Freund?« fragte Mr. Beltrice mit fremdbetontem Deutsch und sah mich mit bekümmertem Gesicht an. »Er ist noch hier, er soll sich erst erholen; er ist ohnmächtig geworden, der Arme, als ich ihm sagte, ich könne ihm nicht helfen. Ich bin sehr traurig. — Ein Maler und blind! — Und welch' ein Maler! Ich habe ein Bild von ihm gesehen in Paris — eine Studie bleu et vert — ich war ganz entzückt. Traurig! Traurig!«

»Wo ist er jetzt?« fragte ich.

Der liebenswürdige alte Herr gab dem Diener den Auftrag, mir Bescheid zu sagen, dann winkte er dem General, er möge näher treten.

Man hatte Peter Paul in eins der Gastzimmer gebracht, damit er sich erholen könne. Seine Frau war bei ihm.

Auf meine Anfrage, ob ich kommen dürfe, erhielt ich den Bescheid: »Madame läßt bitten.«

Frau Sophie erwartete mich in dem kleinen Vor-

flur, der zu ihrem Zimmer führte. Sie sah blaß aus und verweint, und die Hand, die sie mir bot, war eiskalt.

»Verzeihen Sie, daß ich Sie hier so auf der Schwelle —,« sagte sie zu mir, »aber er will Niemanden sprechen. Es hat ihn furchtbar angegriffen!«

»Das läßt sich denken!« erwiderte ich und sah sie forschend an. Ich hatte die deutliche Empfindung, daß meine Worte kalt, conventionell seien — aber der eine Gedanke beherrschte mich vollständig: »Weiß sie? Hat er gesagt?«

»Wie geht's? Hat er sich von der Ohnmacht erholt?« fragte ich in derselben zerstreuten Weise, die ich selbst verwünschte. Sie nickte. Die Thränen stiegen ihr in die Augen.

»Er hat eine wunderbare Natur! Aber zuerst — Sie können denken — nach seiner fieberhaften Erwartung — nun dieses Resultat!«

»Hat er — hat er sich darüber ausgesprochen?«

»Er ist ganz still. Kein Wort hat er noch gesagt. Hin und wieder faßt er nach meiner Hand und drückt sie. Ich schäme mich vor ihm, daß ich fast unglücklicher bin, als er selbst. Aber das war voraussehen! Er hat eine große Seele. Ich bin überzeugt, er trägt auch diesen Mißerfolg mit der gleichen philosophischen Heiterkeit, die er bei seiner Erblindung zeigte.«

Ich fühlte, wie ich erröthete — für ihn!

Hastig murmelte ich noch ein paar Abschiedsworte und wollte gehen.

»Wir fahren nun schon mit dem Mittagszuge,« bemerkte Frau Sophie noch, »im Falle wir Sie also nicht mehr —! Seien Sie nicht böse, wenn wir Ihnen bis jetzt noch nicht so recht gedankt haben für Alles, was Sie für uns thaten! Und auch Sie hatten so viel davon gehofft! Aber glauben Sie nur, Peter Paul wird uns Allen zeigen, wie man Enttäuschungen trägt.«

»Vielleicht segnen Sie noch einmal die Stunde dieser Consultation, die Ihnen Klarheit gebracht hat!« — Ich hatte es unbedacht hinausgestoßen und hielt jetzt erschrocken ein. Die junge Frau sah mich verwundert an.

»Vielleicht!« sagte sie dann mit einem schwachen Versuch, zu lächeln. »Ich glaube wirklich, man kommt erst recht zum Frieden, wenn Alles klar ist, klar und wahr. Ich habe es mir oft vorgeworfen, daß ich so heimlich diese Hoffnung auf Heilung in mir trug, während Peter Paul vor mir alle Regungen seines Herzens — —.«

»Adieu! Adieu!« rief ich in peinlicher Verlegenheit und drückte ihr die Hand. »Grüßen Sie Peter Paul und halten Sie sich tapfer!«

»Besuchen Sie uns auf der Durchreise?« rief sie mir noch nach.

Mein Aufenthalt in Berlin dehnte sich länger aus, als ich gedacht hatte. Dem ersten Auftrage waren weitere gefolgt, die ich aus tausend Gründen nicht abschlagen konnte, und so war der Juli fast verstrichen, als ich mich auf die Heimreise begab.

Ich hatte lange geschwankt, ob ich Peter Paul besuchen sollte.

War es recht, ihn durch meine Gegenwart wieder an alles Beschämende zu erinnern, aus dem er so ehrlich herausstrebte?

Wie er sich sein neues Leben eingerichtet hatte, davon wußte ich noch nichts. Frau Sophie hatte mir in einem kurzen Briefchen mitgetheilt, daß sie beide gesund seien, und daß es gekommen, wie ich prophezeit hätte. »Nun ist Alles nur Wahrheit um uns herum,« schrieb sie, »und wir sind glücklicher, denn je. Nach dem dumpfen Drucke, der in der letzten Zeit auf uns lastete, athmen wir auf wie befreit.«

Nach reiflichem Ueberlegen beschloß ich, den Besuch nicht zu unterlassen. Diesmal würde ich mir nicht wieder vorkommen wie ein lächerlicher Don Quixote. Diesmal wußte ich, was mich erwartete!

Bei glühender Hitze reiste ich, und ich empfand es wie eine Erquickung, als ich endlich an meiner Raststation ankam und das dumpfe Coupé verlassen konnte. Aber viel Erholung fand ich nicht. Das Thal, das in der Maienkühle so grün und frisch ge-

wesen war, schien jetzt wie verstaubt. Mühsam wand sich der versiegende Fluß durch sein hartes, brüchiges Erdbett. Die Villen mit ihren geschlossenen Jalousien sahen inmitten ihrer, durch die Sommergluth einfarbig gewordenen Gärten unfreundlich abweisend aus.

Stetlich ermattet erreichte ich Peter Paul's Haus. Erst, als ich davor stand, dachte ich daran, daß Peter Paul wahrscheinlich gar nicht mehr hier wohnte. Er hatte sicher schon am ersten Juli seine neue bescheidene Wohnung bezogen. Aber wo mochte er sich einmietet haben?

Sedenfalls konnte ich das droben erfahren.

Als ich die Treppe hinauffstieg, kamen zwei junge Männer hinter mir drein.

»Also man kann da wirklich so ohne Weiteres — ?« sagte der Eine.

»Sie können ganz ruhig sein!« erwiderte der Andere. »Er hat das erst jetzt bei sich eingeführt, diese freien Nachmittage. Die halbe Stadt pilgert hinauf, um sich da ein bißchen Feiertagstrost zu holen. Ein ganz famoser Mensch!«

»Das muß wohl sein,« entgegnete der Erste wieder. »Wohin ich komme, höre ich nur von ihm. Er scheint die größte Sehenswürdigkeit des Ortes.«

Sie schwiegen, als sie an mir vorüberstürmten. Droben hörte ich sie sich noch weiter ergötzen.

Eine unbehagliche Empfindung beschlich mich. Von wem mochte die Rede sein?

Ich klomm vollends hinan. Oben hatten die beiden Begeisterten vergessen, die Thüre zu schließen. Jetzt schlichen sie auf den Fußspitzen den langen Corridor entlang und öffneten am Ende des Ganges eine Thür.

Am Thürpfosten blieben sie stehen und schienen zu lauschen. Ich trat näher und blickte über ihre Schultern hinweg.

Eine breite Welle rothen Lichtes quillt mir entgegen.

Gerade vor mir eine Palmengruppe mit einer grünen Gipsfigur, Thierfelle, goldener Zierrath, Draperien. In der Ecke drei drapirte Staffeleien mit gerahmten Bildern, Peter Paul's Atelier, wie es immer war.

In der halben Dämmerung sieht man auf Sesseln und Polstern eine Anzahl aufmerksamer Männer und Frauen, deren Gestalten im Halbdunkel farblos verschwimmen. Am Fenster aber steht Peter Paul; der rothe Schein fällt gerade auf sein schönes, emporgerichtetes Gesicht. Er scheint das einzig Farbige, das einzig Wichtige zu sein in dem ganzen Bilde.

Und jetzt klingt seine Stimme zu mir herüber, hell und zuversichtlich wie in alten Zeiten. »Ja, ich sehe sie vor mir, die Gestalt dieses Moses, wie ich sie

malen würde, wenn ich nicht ein Gefesselter wäre! Eine feurige Wolke, Licht, alles Licht, und er allein mit seines Gottes Furchtbarkeit auf einsamer Höhe. Er, der Mittler zwischen dem Ewigen und den Alltagsgedanken.

»Und drunten sieht man sie, die Alltäglichen, denen er seine Botschaft bringen will, wie sie sich ihre Götzen formen und zufrieden sind in ihrem dumpfen Sinn.

»Sind wir das nicht selbst, wir, die wir in Schmerzen und Wonnen das Höchste in uns aufnehmen, um es hinabzutragen zu denen, die uns nicht verstehen? Ja, dieser Moses, der das gelobte Land, das er verkündete, nie sehen sollte, er ist einer der Unseren, ein Vorfahre jenes echten Künstlergeschlechtes, das achtilos sich selbst zerstört, wenn nur die Botschaft sich erfüllt, von der wir künden. Gleich dem sagenhaften Vogel Pelikan, der sich die Brust zerreißt, um seinen Jungen Nahrung zu gewähren, zerfleischen wir unser Herz, lassen unser Blut in heißen rothen Wogen verströmen, um unseren Werken Leben, Nahrung zu geben. Mag auch der Künstler vergehen in unablässiger Arbeit, die Moses-Botschaft wird nicht verklingen. Mag er selbst niemals das gelobte Land mehr schauen können, er weiß, daß er die Seinen hingeleiten durfte, und das ist ihm genug!«

»Der Arme, er meint sich selbst!« sagte einer der jungen Männer leise und trat weiter ins Zimmer hinein. Das weckte mich aus meiner Erstarrung.

Mit einer unwillkürlichen Bewegung wandte ich mich zur Flucht. Ich glaube, ich habe laut gelacht. Wenigstens entsinne ich mich eines entrüsteten Gesichtes, das mir nachschaute.

Wie gejagt lief ich die Treppe hinab.

Noch auf der Straße lief ich eine Zeit lang so sinnlos weiter. Ein Gefühl von Ekel hatte mich gefaßt. Ein unwiderstehliches Bedürfniß nach etwas Reinem, Wandellosem, Unbetrüglichem.

Ich blickte hinauf zu dem farblosen Abendhimmel; das blasse Mondhorn bohrte sich dort allmählig durchs Gewölk. Weit dehnte sich der trübe Dunstkreis der Stadt am Horizonte. Kein Lüftchen regte sich. Es war nichts als eine banale, ehrliche Alltäglichkeit, die ich da vor mir sah, kein Pathos in alledem, kein Raffinement — und keine Lüge! Und unwillkürlich breitete ich die Arme aus, um meine Seele rein zu athmen in dieser schlichten, anspruchslosen Stille. Ein tiefes Mitleid überkam mich mit allen jenen Irrenden, die der Schönheit ins Gesicht zu blicken glauben und auf dem Grunde dieser klaren Götteraugen nichts zu sehen vermögen, als das eigene kleine Spiegelbild.



Der Rosenstock.



Ferdinand Brömme war Orchestergeiger in einer mittelgroßen sächsischen Provinzialstadt.

In jedem Wetter und zu jeder Stunde des Tages konnte man ihn, seinen langen schwarzen Kasten in der Hand, gleichmäßigen Schrittes durch die Straßen gehen sehen. Abends saß er dann im Theater an seinem von Spinnen- und Fliegenspuren geschwärzten Pulte, da, wo die zweiten Geigen sich befinden, und spielte.

Er hantirte seinen Bogen mit eifrigem Fleiße, unermüdlich, und er zählte getreulich die Pausen, wie es die Partitur vorschrieb. Auch wenn er sich einmal zu dem Bierseidel hinabbückte, das — ein unverbrieftes Erbrecht der Familie Brömme — zwischen den Beinen seines Stuhles stand, zählte er gewissenhaft weiter.

Dieses schüchterne Hinabbiegen erinnerte ein wenig an die Art, mit der kleine Schulmädchen ihr Taschentuch benutzen, ganz versthohlen, tief in die Tasche gebückt, als ruhe beständig ein tadelnder Blick auf ihnen.

Er hatte überhaupt etwas Vintisches, um Entschuldigung Bittendes in seinem Wesen. Vielleicht kam das, weil er so klein war, und gar so dürftig aussah in seinem schwarzen schmalen Abendröckchen. Vielleicht trug auch sein sanfter sächsischer Dialekt zu diesem Eindruck bei. Im Uebrigen war er ein ganz hübscher kleiner Mensch mit seinem blonden Schnurrbärtchen und den treuherzigen dunklen Augen. Nur die Haare hätte er sich schneiden lassen können. Schon im Interesse seines Rockfragens.

Aber grade so wie er hatten schon sein Vater und Großvater ausgesehen, und grade so hatten sie an diesem alten schwarzen Pulte gesessen — da, wo die zweiten Geigen sich befinden — und gespielt.

Das war nun eben so bei der Familie Brömme. Der Sohn that, was der Vater getrieben hatte, um wiederum von seinem Sohne abgelöst zu werden. Sie hatten etwas Typisches in ihren Lebensschicksalen und in ihren Gewohnheiten. Es verstand sich bei ihnen ganz von selbst, daß immer der älteste Sohn das Schneiderhandwerk ergriff, der zweite oder dritte aber die Geige strich. Sie waren alle friedliche Durchschnittsmenschen, deren Lebenstage in begnüglicher Zufriedenheit dahinfließen. Große Schicksale hatte noch keiner von ihnen gehabt, aber auch keiner noch war auf einen grünen Zweig gelangt. Vielleicht war daran ihr Mangel an Unternehmungsgeist schuld, ihre genüg-

samen Sinnesart, die nur auf das Nächste gerichtet war, und lieber ein bescheidenes Geschick willig ertrug, ehe sie sich in das wilde Meer der Wünsche und Sehnsüchten hineingewagt hätten.

Auch der jeweilige Musiker unter ihnen pflegte seiner Kunst in gelassener Weise. Da gab es keinen Ehrgeiz, keine Träume, keine getäuschten Hoffnungen! Stetig betrieb er sein Metier, ein Geschäft wie jedes andere, nur mit dem Vorzuge noch geschmückt, daß es bei dem Schneiders-Sohne oder -Enkel keine besonderen körperlichen Qualitäten verlangte, und daß es überdies noch eine sichere städtische Anstellung verhiess.

Es ging eben alles in sächsischer Gemüthlichkeit vor sich. Aufregungen gab es nicht. Die unumgänglich nothwendigen Gefühlsäußerungen bei Geburten, Heirathen und Todesfällen machte man in hergebrachter Form ab. Freude und Schmerz beschränkten sich auf ein zahmes Mittelmaß.

So war auch unser Ferdinand, der dritte Sohn des Orchestergeigers Friedrich Brömme, in bekömmlicher Gleichförmigkeit aufgewachsen, hatte zu seinem dritten Geburtstage die übliche kleine rothangestrichene Fünfgroschen-Violine in den Arm bekommen, und war dann allmählig von der Viertelsgeige bis zum ausgewachsenen Männerinstrument herangereift. Mit zwanzig Jahren bekam er seine Stelle im Stadtorchester

und heirathete gleich darauf seine kleine Choristin, die Tochter des Theatersouffleurs, ein hübsches, braves, fleißiges Mädchen. Vor einigen Jahren war dann sein Vater gestorben, und er war an dessen Platz heraufgerückt. Nun hatte er selbst bereits zwei kleine Buben, Fritschen und Karlchen genannt, zwei freundliche blonde Liliput. Schon hatte er dem Karlchen die unvermeidliche, rothangestrichene Fünfgroschen-Geige in die Hand gegeben, und seine Frau ließ Fritschen »nähen«, das heißt, eine große Stopfnadel mit eingeknotetem Faden durch ein Stückchen Erbställ ziehen. Er sollte sich üben.

Karoline Brömme war eine rundliche kleine Frau geworden, trotz der beständigen Arbeit ein bißchen zu sehr auseinandergegangen, aber noch ganz nett, mit einem angenehmen Lächeln um den Mund und in den Augen. Sie hätte hübscher sein können, wenn sie gedacht hätte, sie wäre es. So fiel es weder ihr noch ihrem Manne ein, danach zu sehen. Sie ging ganz auf in ihrer Arbeit und in ihren Kindern. Aus dem Hause ging sie wenig. Und ins Theater kam sie gar nicht mehr. Sie hatte im ersten Wochenbette ihre Stimme verloren und damit, zu ihrem großen Kummer, ihre Erverbsquelle.

Ferdinand ließ es sie nicht entgelten, daß ihnen diese Einnahme, auf die er gerechnet hatte, fehlte, und die brauchbare kleine Person wußte sich allerhand Ver-

dienst zu verschaffen, der ihr die regelmäßige Löhnung ersetzte. Sie war immer thätig, von früh bis spät, besorgte alles selbst im Haushalt und bei den Kindern und fand dabei noch Zeit, auf den Erwerb zu denken. Bald hatte ihr die Theatergarderobière, ihre gute Freundin, einen Kostümauftrag vermittelt, bald nahm sie die Kinder ihrer »Kolleginnen« für bescheidenes Entgelt in Pflege, während die Mütter der Kunst pflogen, oder sie half an den großen Ballettagen der Friseurse beim Lockenbrennen und Schminken. Im Ganzen hielt sie sich lieber fern von den Vorstellungen. Die Welt der Bretter hatte für das Theaterkind keinen besonderen Reiz mehr. Und das man sich durch eine Theateraufführung erfreuen oder rühren lassen könne, das begriff sie nicht.

Wenn sie sich einmal entschlossen hatte, von ihrem dritten Range aus eine Vorstellung mit anzusehen, so schwirrten tausend banale persönliche Betrachtungen durch ihren Kopf, so daß sie am Schlusse kaum wußte, was sie gesehen hatte.

»Ob die Mimi auch nicht hängen bleibt mit ihrer Schleppe? Ich hätte sie doch bis unten hin mit Roßhaar füttern sollen. — Der dicke Richard hat natürlich wieder nichts gelernt, da kann der Vater sich die Seele aus dem Halse schreien. — Jetzt, jetzt muß der Alt einsetzen. Natürlich wieder die Müllern zu früh. Die muß sich immer vorthun vor den Andern. — Was?

Noch ein Zwischenpiel? Da hat mein armer Brömme ja heute gar keine Pause.»

So ging es fort, und Lohengrin, die zärtlichen Verwandten, Richard der Dritte wie die *cavalleria rusticana* zogen unbeachtet ihrem Ohr und Auge vorüber.

Dem Ferdinand ging es übrigens nicht viel anders von seinem Standpunkt aus. Er beurtheilte die Opern nur nach ihrer Länge, die Schauspiele nach ihren Zwischenakten.

»Heute haben wir ein hübsches Stück,« hieß es, wenn sich das Orchester bereits im zweiten Akt entfernen durfte. »Ein Wagner-Abend« bedeutete, daß seine Karoline ihm das Abendbrot in die Ofenröhre setzen sollte, und »eine neue Nummer« verhieß verdoppelte Proben, »ein Gast« unerwartete Zusätze oder Streichungen, Ausnahmeproben und veränderte tempi.

Es war ein arbeitsvolles Leben, das er führte. Regelmäßig wie seine Uhr, und nüchtern wie sein Geigenspiel.

Vor Tagesanbruch stand er in Schlafrock und Pantoffeln in der Küche neben der immerbrennenden Grude und übte, während er sich den Rücken wärmte. Die Frau kochte ihm inzwischen Kaffee, die Kinder schliefen noch. Wenn er dann aus seiner großen goldgeränderten Tasse, die die Aufschrift trug: »dem Hausherrn«, seine heiße, dünne Portion des sächsischen

Moska vertilgt und zwei blonde, weiche Semmeln dazu gebrocht hatte, zog er sich Rock und Ueberzieher an, seine Frau steckte ihm das »Wurst-Bemmen« als Frühstück in die Tasche, und mit einem freundlichen »Na adieu Karoline, mach' es gut« ging er bedachtsam die Treppe hinunter.

Fast immer hatte er noch vor der Theaterprobe Stunden zu geben. Für ein Honorar von 75 Pfennigen bis 1 Mark kam er in die Häuser. Meist waren es die bildungsdurstigen Söhne und Töchter unbestimmelter Lehrer, die er unterrichtete, ab und zu auch ein ehrgeiziges Portierskind.

Mittags kam er dann nach Hause zum Essen. Fritzchen holte ihm aus dem Bierkeller drüben ein Seidel Dresdner Waldschlößchen, und er setzte sich auf das alte eingeseffene Ledersopha, das er vom Vater geerbt hatte und aß. Die Unterhaltung wurde meist von den Kindern geführt, die immer etwas zu fragen hatten, worauf Vater Ferdinand mit der den Vätern eigenen Unfehlbarkeit freundlich antwortete. Die Frau ging ab und zu, servierte und schnitt vor. Sie hatte keine Zeit, Konversation zu machen. Hier und da tischte sie eine Neuigkeit auf, die sie etwa auf dem Markte von der Gemüsehändlerin, oder von der Nachbarin erfahren hatte, oder sie gab den Kindern Verhaltensmaßregeln.

Ferdinand Brömme war zufrieden, gerade so wie

es war. Seine Gemüthlichkeit ging ihm über alles. Und wenn er sich so umsah an seinem sauber gedeckten Tisch, auf dem die braunen Kartoffelpuffer dampften, seine Jungen betrachtete und seine Frau, alles so niedlich, nett und freundlich, dann überkam ihn eine unbewußte große Befriedigung. Manchmal hatte er wohl das dunkle Bedürfniß, etwas Derartiges zu äußern, aber ehe diese schwache Regung durch die dicke Schicht von Gewohnheit und Bequemlichkeit hindurchdringen konnte, war sie schon erloschen. Höchstens bewies noch ein unmotivirtes, nachdenkliches »Nu eben« den vorangegangenen Prozeß.

Und Karoline Brömme verlangte auch nichts anderes. Nichts, als daß die Welt und sie in alter Ordnung weitergingen!

Nach Tische rauchte der Hausherr eine Pfeife und übte eine halbe Stunde, dann ging er mit Frau und Kindern spazieren, Wochentags auf den Gottesacker, am Sonntag in den »Gosengarten«.

Wer ihn so gesetzt und großväterlich einher-schreiten sah, gab ihm gut fünfzehn Jahre mehr, als er in der That hatte, denn eigentlich war Ferdinand Brömme noch ein recht junger Mann, nur daß er sich nie Zeit genommen hatte, es zu sein.

Zu Hause schrieb er dann entweder Noten ab, was er als bequemen Nebenverdienst ab und zu verrichtete, oder er mußte zur Probe, zum Konzert, zum

Unterricht. Abends folgte das Theater. Das ging einen Tag so wie alle Tage. Selbst der Wechsel der Jahreszeiten brachte keine auffallende Veränderung in diese Lebensweise hinein.

* * *

Es war an einem Abend im Anfang Mai. Nach langer kalter Zeit der erste wirklich warme Tag! Der Himmel war noch hell, aber der Mond stand schon da und blendete. Ein eigenthümliches schwaches Rauschen lag in der Luft, eine geheime Aufregung, die sich deutlich zwischen den gewohnten Stadtgeräuschen bemerklich machte. Es klang wie das Schmelzen verborgener Gewässer, wie das Regen und Raunen beknospeter Zweige, wie der Flügelschlag von tausend heimkehrenden Vögeln. Auf der Straße spielten die Kinder Kreisel. Dünnblütige Alte saßen auf ihren Holzschemelchen, dicht an die Häuserwand gedrückt und labten sich am Widerstrahl der Sonnenwärme, die die Ziegel tagsüber eingeschluckt hatten. Die Menschen, die sich in den Straßen begegneten, grüßten sich mit einem Nächeln, als wollten sie sagen: »Der Frühling ist wiedergekommen, weißt Du's schon?«

Ferdinand Brömme hatte seinen Winterüberzieher aufgeknöpft und ging behaglich seines Weges. Er freute sich darüber, daß es jetzt schon so hübsch lange hell blieb. Bei den theuern Delpreisen machte das

schon einen bedeutenden Unterschied im Verbrauch. Und das ewige Heizen! Nein, er war froh, daß es endlich Sommer wurde! Und wie gut es überall nach Weilchen roch!

Als er am Hauptportal des Theaters vorüberging, um zu dem kleinen Seiteneingang des Bühnenspersonals und der Orchestermitglieder zu gelangen, war bereits ein ansehnliches Publikum dort in Bewegung. Equipagen und bescheidnere Gefährte rasselten herbei; auf der Treppe begrüßten sich die befreundeten Familien, Damen mit kleidsamen Spitzenshawls um den Kopf und Herren mit gezogenem Hute, deren Schädel aussah, als sei er mit einer Rasenmäthmaschine behandelt.

Ferdinand Brömme wurde jetzt von einer älteren, stattlichen Dame angerufen, die soeben den Wagen verließ. »Ach, Herr Brömme, gut, daß ich Sie sehe! Wir waren so lange verreist, und da — — Wieviel betrug doch Ihre Rechnung?«

Der gute kleine Ferdinand besann sich eine Weile, während die Dame vergeblich in den Falten ihres Kleides nach der Tasche suchte.

»Fünf Seiten (Schlummernde Lüfte) macht 1 Mark 75 Pfennige,« sagte er endlich, »und dann noch von vor zwei Jahren (Ich will nicht, daß der Mond Dein Antlitz sieht) transponirt macht 3 Mark 50 Pfennige. Zusammen also 5 Mark 25 Pfennige.«

Die Dame hatte ihre Tasche jetzt gefunden und gab ihm das Geld. »Ich vergesse es sonst doch immer wieder,« sagte sie dabei lächelnd.

Brömme dankte und steckte die kleine Summe in seine blaue runde Perlenbörse. Er hatte von der zerstreuten Schuldnerin so bald noch keine Bezahlung erwartet. Nun war es ihm fast wie ein Geschenk, das er erhielt!

Bergnügt ging er weiter, während er seine Uhr zog, um zu sehen, ob er sich auch nicht verspäten würde. Schon sechs Minuten vor Sieben! Um Zeit zu sparen, ging er gar nicht erst ins Stimmzimmer, sondern benutzte den Choristenkorridor, der mit der Souterraintreppe in Verbindung steht.

»Servus, Herr Brömme,« rief ihm ein hübscher junger Mensch im Bauernkostüm zu, während er vorbeilief.

»Schönen guten Abend, mein lieber Herr Pokorny,« erwiderte der höfliche Sachse in seiner umständlichen Art. »Nu? was machen Sie Gut's? Sie haben ja richtig wieder ein paar ganz anständige Solostellen erwischt, Sie Rackerchen!«

Pokorny bewegte abwehrend den dunkeln Lockenkopf. »Ich bitt' Sie! Höchste Zeit wird's endlich, daß ich ankomme! Beiläufig vier Jahre bin ich schon am Singen! — Uebrigens eine sehr eine gute Bajazzo=Aufführung heuer,« fuhr er in seinem hellen

Wienerisch fort, »die Musik reißt einem mit fort, man kann halt nicht anders.«

»Nu eben,« sagte Brömme ruhig und sah nach der Uhr. »Entschuldigen Sie gütigst, ich muß 'nunter! Es könnte mir sonst am Ende wirklich gar noch passiren, daß ich ganz und gar zu spät käme.«

»—pfehl mich, Herr Brömme!«

Der junge Mann war schon ein paar Schritte vorbei, als er noch einmal umkehrte. »Ein Kompliment an das Dinerl,« sagte er eilig, »sie soll mir nicht böß sein, daß ich mich noch nicht bedankt hab' dafür, daß sie mir meinen verrissenen Wams wieder gerichtet hat. Ich hab's ihr schon durch die Mimi bestellen lassen; ich schenk' ihr mal was Schönes, — wann's Geld nur einmal langen wollt!«

Er lachte, daß man alle seine hübschen spitzen Zähne sah, nickte noch einmal vergnügt und lief davon, während Brömme gravitätisch das Treppchen hinabstieg.

Joseph Pokorny war eine Chorbekanntschaft Frau Brömmes. Er war ein liebenswürdiger, begabter Mensch, dem Jedermann gut sein mußte. Auch Herr Brömme hatte eine Art väterlichen Wohlwollens für den jungen Sänger, der übrigens nur wenige Jahre jünger war als er selbst. Joseph trank manchmal am Nachmittag eine Tasse Kaffee bei der Familie Brömme, oder man ging zusammen spazieren. Der gutmüthige

Ferdinand hatte ihm hier und da mit ein paar Groschen ausgeholfen, und Karoline flichte ihm aus alter Freundschaft seine Sachen. Sie war schon Braut gewesen, als er an das Theater kam; aber der Umstand, daß sie beide die hübschesten Erscheinungen des ganzen Ensembles waren, führte sie immer zusammen, wo ein paarweises Auftreten des Chores geboten war. So hatte sich eine harmlose Intimität zwischen ihnen entsponnen.

Als Brömme den Orchesterraum betrat, waren schon alle versammelt. Selbst der Kapellmeister stand an seinem Pulte und blätterte in der Partitur. Brömme stimmte noch leise, rückte die Noten zurecht, schraubte die Lampe höher und nickte dann seinen Kollegen zu.

Es war ein seltsames Zwielicht heute Abend. Von draußen kam der Tag in blassen grauen Streifen zu den Fenstern herein, im Hause leuchteten die milchigen Glühlichtblumen, von der Rampe strahlte grünweißes Licht, und hier unten brannten röthliche Oellampen. Er hatte etwas Beunruhigendes, dieser weiche Zwitter, etwas Aufregendes.

Oder war es nur die Frühlingsunruhe, die bis hier hinein geschlichen kam?

Selbst Brömme spürte etwas Ungewohntes in der Luft. Vielleicht war es der intensive Blumen-geruch, der aus den Logen drang. Man hatte große

Toilette gemacht heute Abend, dem Gaste zu Ehren, der diesmal den Bajazzo sang. Die Damen trugen frische Bouquetchen im Gürtel, die Herren Weizensträuße im Knopfloch, der Konzertmeister, der gerade vor ihm saß, hatte eine Tuberose angesteckt.

Der eiserne Vorhang ging in die Höhe, das Vorspiel begann. Ferdinand Brömme strich wacker seine Violine. Nur selten warf er einen Blick hinüber nach dem Zwischenaktsvorhang, wo sich das losgetrennte Zeugstück, aus dem der verwachsene Komödiant Tonio heraus schauen sollte, sachte hin und her bewegte, oder hinauf zu dem menschengefüllten Trichter der Ränge und Sperrsitze, in dessen Mittelpunkt er gefangen saß, eingeklemmt zwischen den beiden Welten, denen er nicht zugehörte.

Er aber saß unbekümmert da in seinem Zwischenreiche und spielte.

Ferdinand Brömme war nicht sentimental! —

Das Largo setzte ein, der Prolog begann. Tonio war in seiner Mißgestalt vorgetreten, um das Publikum zu begrüßen und das Stück zu erklären.

»Denn nicht wie sonst gilt heut' der Satz:
»Die Thränen der Bühne sind falsch, sind Lug,
»Falsch alle Seufzer auch, und die Schmerzen Betrug,
»Nehmt drum die Bühne nie ernst!
»Nein! — heut schöpft der Dichter kühn
»Aus dem wirklichen Leben schaurige Wahrheit!«

Dann endlich sein kräftiger Aufruf: »Das Spiel kann beginnen.« Und nun das Bivace und der Auf-
fahrtsmarsch. Die Geigenbogen flogen förmlich in der
Luft umher, die Pauke dröhnte, hier unten hörte man
das Stampfen des Pferdes auf dem Linoleum des
Bühneneinfasses. Eine wilde, rasende Lustigkeit zitterte
in dem eiligen Zweivierteltakte der Musik; Kinder-
jubel und die Hochrufe des Chores, in die sich der
Empfangsapplaus des Publikums für den Darsteller
des Bajazzo mischten.

Der berühmte Gast stand ernsthaft auf seinem
Jahrmarktswagen, Nedda und die Komödianten hinter
sich. Er verneigte sich, wiederholte seine Reklame, die
verhängnißvolle Ohrfeige wurde gegeben, und Pokorny
sang sein kleines Solo, in dem er den Bajazzo auf-
fordert, mit ihm und den andern Bauern in die
Schenke zu kommen.

Brömme konstatierte, daß alles gut von stat-
ten ging. Die Abgangsarie des Bajazzo mit ihrem leiden-
schaftlichen Schmerzensausbruch hatte sogar einen fast
südlichen Applaus entfesselt.

»Donnerwetter, das packt,« sagte die Kesselpauke
im tiefsten Bierbaß, als die Scene vorüber war.

»Nach meiner Meinung hat der gute Cavo sein
Adagio ein bißchen gar zu sehr nach Recitativ ge-
nommen,« sagte ein sächsischer Kollege zu Brömme,
»man könnte fast sagen frei!«

»Nu eben,« bestätigte Brömme. »Warum geht's denn nicht weiter?« fragte er nach einer Weile.

Man blickte auf den Kapellmeister, der Kapellmeister blickte nach dem Vorhang, dann hinauf in die Loge des Regisseurs. Das Publikum fing an, sich zu unterhalten. Man wurde unruhig.

Endlich kam der alte Huth, der Theaterdiener, herunter. Die Vorstellung mußte abbrechen. Die Darstellerin der Nedda, deren Mann im letzten Spielabschnitt den Bajazzo sang, hatte Weinkrämpfe bekommen aus Aerger über den glänzenden Empfang des Gastes. Sie weigerte sich weiter zu singen. Die zweite dramatische Sängerin war bereits beurlaubt, es war nichts zu machen. Der Inspicient kam herunter und berichtete: Regisseur und Direktor seien rasend, aber der Theaterarzt habe erklärt, bei diesem Nervenzustande könne die Sängerin nicht auftreten.

Inzwischen trat oben bereits der Regisseur vor den Vorhang und entschuldigte den zerstörten Abend mit Erkrankung der Sängerin. Der Gast würde seine Einzelszenen singen.

Derartiges war in der soliden Stadt noch nicht vorgekommen. Eine allgemeine Aufregung ging durch das Haus. Vom Orchester aus hörte sich das Sprechen, Lachen und Kleiderrauschen an wie ein nahes Meeresbrausen mit einzelnen Windstößen. Man hatte genug zu thun, sich gegenseitig zu verständigen, wo man an-

zufangen habe. Der Kapellmeister gab rasch die nöthigen Anordnungen. Es mußten zwei Scenen verbunden werden, ein Uebergang improvisirt, kurz es gab heillose Verwirrung. Dem guten Brömme stand der helle Schweiß auf der Stirne. Eine solche Unregelmäßigkeit! Er wußte sich kaum zu fassen.

Endlich kopfte der Dirigent auf sein Pult. Das Finale des dritten Actes:

»Hüll' dich in Tand nur und schminke dein Antlitz,
»Man hat bezahlt ja, will lachen für sein Geld.«

und weiter bis zur ergreifenden Stelle:

»Die vielen Thränen, die im Spiel wir verhüllen,
»Geknicktes Hoffen, manch todeswunde Herz,
»Ah! lache Bajazzo, schneid' die tollsten Grimassen,
»Kennst kein Gefühl, bist nur ein Spielzeug zum Scherz.«

Athemlos lauschten die Zuhörer. In diesem Augenblick trat es vielleicht Manchem unter ihnen zum ersten Male vor die Seele, daß es wirklich so ist, wie Bajazzo singt. Man dachte an die eifersüchtige Sängerin. Wie oft mochte Aehnliches niedergekämpft werden, da auf der Bühne, und man erfuhr nichts davon, sah nur die Maske.

Brömme jedenfalls war wirklich erschüttert. Das Erlebnis hatte ihn aus seinem Gleichmuth aufgerüttelt. Er fühlte sich unruhig und unsicher in dieser neuen Regung. Dazu der Blumenduft, die Frühlingsstimmung, die auf allem lag —! Er fuhr sich ein

paar Mal nach der Stirn und sah sich fragend um. Er selbst und Alles schien ihm verwandelt. Und jetzt mußte er sich zusammennehmen, jetzt kam der neue Uebergang. Der Kapellmeister sah scharf hinüber zu den Blechinstrumenten und dann zu den Streichern, die den Zusatz prompt exekutirten. Nun war man glücklich drüben in der Schlußscene des letzten Actes.

»Nein, bin Bajazzo nicht bloß« und so weiter. Neddas Erwiderungsgavotte blieb aus, und von dem tragischen Schlusse blieben nur die letzten Worte stehen, die mit ihrer monotonen Skandirung so erschütternd wirkten:

»Geht ruhig heim, das Spiel ist aus.«

Einige Minuten später befand sich Ferdinand Brömme auf der Straße, ohne recht zu wissen, wie er dort hingekommen sei. Er war wie betäubt.

Gewohnheitsmäßig schritt er, seinen Geigenkasten an der Hand, das Johann Georgengäßchen entlang und wollte eben auf seine Vorstadtschauffee zusteuern, als ihm einfiel, daß Karoline und die Kinder wahrscheinlich noch nicht zu Hause sein würden. Sie hatten eine Verwandte besuchen wollen, die ganz weit draußen im Südviertel wohnte. Und er hatte keinen Stubenschlüssel. Sollte er sie abholen?

Er sah nach der Uhr. Um neun würden sie sicher dort fortgehen. Ehe er hinkam, war es schon zu spät. Wie ärgerlich das war! Er hätte so gut

diese freie Zeit zum Notenabschreiben benützen können, wenn er den Stubenschlüssel mitgenommen hätte! Aber schließlich — das Wetter war so schön, warum sollte er nicht ein bißchen spazieren gehen?

Er erschrak fast selbst bei dem verwegenen Gedanken, aber er setzte sich doch gleichzeitig wieder in Bewegung, ging zum Theater zurück und von dort die Promenade hinab bis zum Flusse, immer die Geige in der Hand.

Dort war es still und einsam, nur einige engumschlungene Gestalten wandelten in den dunkelsten Gängen der Anlagen umher. Der Mond stand groß und seltsam gelb über den Weidenbüschen und spiegelte sich im Wasser. Etwas Glänzendes schwamm langsam den Fluß hinunter. Es sah aus wie eine fremde Riesenblüthe.

Ferdinand Brömme sah ihr lange nach, wie sie sachte dahinglitt, manchmal einen Wellenhügel hinaufschwimmend, manchmal sich neigend. Und jetzt hatte die Strömung am Wehr das stumme weiße Wesen aufgegriffen. Hoch oben schiffte es umher, dann füllte sich, wie's schien, der reine Kelch mit Wasser, die Blumenform verbog sich und zerging — es war nur ein Stück zusammengefaltetes Papier gewesen.

Aber es hatte einen starken Eindruck auf Brömme gemacht. Er war noch nie so lange unbeschäftigt und sich selbst überlassen gewesen wie eben jetzt, noch nie

allein spaziren gegangen. Er empfand fast etwas wie Furcht bei dieser Einsamkeit. Und doch war er nicht gerade ängstlich. Nur daß es so ruhig licht war um ihn her, und keiner, der etwas von ihm wollte. Selt- sam, ganz seltsam war ihm das! Wenn es gegangen wäre, wie es sollte, dann würden sie jetzt gerade beim Intermezzo sein, der Bajazzo-komödie auf der kleinen Jahrmarktsbühne!

Ob es wirklich eine wahre Begebenheit sein mochte, die der Componist da widergegeben hatte? Aber das wäre ja ganz schrecklich! So etwas sollte doch über- haupt nicht vorkommen! So ein eifersüchtiger Mensch ist ja wie ein Thier, das blindlings um sich schlägt! Wie kann man nur so unvernünftig sein!

Freilich, wenn er zum Beispiel dächte — es ist ja natürlich Unsinn — nur so zum Späße — wenn er sich nun zum Späße einmal dächte, seine Karoline hätte es mit einem Anderen! — Er mußte selbst dar- über lachen, so komisch war ihm der Gedanke. Nein, Gott sei Dank, so etwas war in seiner Familie noch nicht vorgekommen. Bei den Schauspielern freilich, da hörte man so allerhand, und auch unter seinen Kollegen kam Manches vor, aber die, bei denen so etwas passirte, die waren auch selbst danach! Die hatten meistens so einen Stich ins Geniale!

Mit einer gewissen Zärtlichkeit dachte er an seine Karoline. Er versuchte es, sich ihr Gesicht vorzustellen.

Hatte sie eigentlich blaue Augen oder graue? Fast schien es ihm, als hätte er sie noch nie so recht ordentlich betrachtet.

Er war jetzt an eine kleine, weiß gestrichene Brücke gekommen, die ein Privatgrundstück mit dem diesseitigen Ufer verband. Der Mond beschien das Doppelbild in der Luft und im Wasser mit gleicher Klarheit. Eine süße Sehnsucht ergriff den einsam Wandelnden. Es war ihm, als müsse er hinübergehen über diese Brücke, um da irgend ein großes, unbekanntes Glück zu finden. In Worten dachte er das nicht, dazu war er zu ungeübt, aber diese Empfindung ließ doch eine traumhafte Spur in ihm zurück, sodaß er ziellos durch den warmen, dunstigen Abend dahinschritt und vor jedem Hollunderbusche, dessen Zweige erwartungsvoll gespreizt dem nächsten Tage entgegen schwoilen, mit einem verwunderten Lächeln stehen blieb.

So war er allmählich an einen Nebenarm gerathen, dessen Brücke er überschritt, um zur Stadt zurückzukehren. Er fühlte Pflaster unter seinen Füßen, spürte Gossengerüche und den warmen Dunst, der aus den geöffneten dunklen Häusern drang. Es war das quartier latin seiner Stadt, in das er gerathen war. Nur wenige der niedrigen Fenster waren erleuchtet. Die Musensohne entschädigten sich wohl bereits nach des Tages Arbeit bei Bier und Skatspiel im Restaurant. Es war ziemlich dunkel in der Gasse, deren

hohe Häuser den Mond verbargen. Um so auffallender wurde der Heimwandernde jetzt von dem Anblick eines erleuchteten Blumenladens betroffen, in dessen schmalem Schaufenster ein herrlicher Rosenstock stand.

In der That war der Anblick wohl geeignet, auch weniger bescheidene Gemüther zu entzücken. Der kleine Baum glänzte als einziges Blüthengewächs unter einer Anzahl Blattpflanzen hervor. Es war kein elegantes Ladenfenster, das er zierte. Schwarzwagende Nester hinter der angrenzenden Mauer verriethen, daß sich dort die Gärtnerei befinde und daß man hier vorn im Lädchen nur die präsentabelsten Handelsartikel als Gewerbszeichen aufstellte.

Stolz trug er seine Krone über dem festen, graden Stämmchen. Er stand kerzengrade da und regte sich nicht. Just hinter ihm auf dem Ladentische befand sich eine Blendlaterne. Das durchscheinende Licht verwandelte Blättchen um Blättchen in glänzenden Smaragd, deutlich wurde das blaßgrüne Geäder sichtbar im dunkleren Grün, und da, wo sich die Formen deckten, schimmerte ein goldiges, geheimnißvolles Dunkel, dessen Räthsel den Blick unwiderstehlich lockte. Das Schönste aber waren diese Blüthen. Große, mattglänzende Muschelblumen mit tiefrothem Kelchgekräusel. Jede Blüthe ein weiches Rund. Wie schön das war! Ob sie wohl dufteten? Ob sie kühl waren und zart, wenn man sie berührte?

Dieselbe große Zärtlichkeit und unbestimmte Sehnsucht, die ihn da draußen ergriffen hatte, nahm wieder von ihm Besitz. Und er war so unbewandert in Gefühlen, so gänzlich wehrlos gegen dieses Neue! Seine Lippen brannten, er hatte Lust, das kalte Fensterglas zu küssen. Und plötzlich dachte er an seine liebe, gute Karoline, die ihm so treu war, und die nicht wußte, daß er hier stand und sie lieb hatte.

Sein Frühlingsrausch schlug jetzt ins Weinerliche um. Er hätte fast geschluchzt, als er an alles dieses dachte. Aber nun wollte er ihr eine Freude machen! — Und dann sah er wieder den schönen, leuchtenden Rosenbaum an. Es zog ihn förmlich dazu hin. Er konnte nicht widerstehen. Ein Gewohnheitsempfindler hätte vielleicht aus dieser aufgeregten Lenzes-Unruhe ein Gedicht gemacht, er hätte sich durch einen genußreichen Seufzer damit abgefunden, der gute Spießbürger aber wußte sich nicht anders zu helfen — er ging hinein und kaufte den Rosenstock.

»Fünf Mark!« sagte die Gärtnersfrau und sah den dürftigen kleinen Menschen fragend an.

Er wurde roth vor Schreck. Aber gleich darauf fiel ihm das Geld ein, das ihm die Frau Kommerzienrätthin soeben gegeben hatte, und mit einem unerhörten Leichtfinn sagte er sich, daß er dann sogar noch 25 Pfennig »zu viel« habe. Er war immer noch wie ein Verwandler. Liebevoll betrachtete er sein Eigen-

thum und konnte es sich nicht versagen, die eine der großen Blüthen heimlich zu streicheln.

Er wollte seinen Schatz gleich mit sich nehmen, aber da er schon die Geige trug, fürchtete er, ihn ungeschickt zu fassen und am Ende zu verlegen. Er mußte davon abstehen.

»Der Otto kann gleich hinspringen,« sagte die Verkäuferin, als ihr Brömme seine Wohnung sagte, »er geht so wie so gleich nach Haus. Er hat Sie nämlich seine Schlafstelle da haufen.«

Brömme diktierte noch einmal ausführlich: »Frau Karoline Brömme, Martinsberg 6, Hofgebäude rechts, 3 Treppen.« Dann sah er, wie der kleine Gehülfe das Prachtstück in seine beiden Hände bekam und damit zur Thüre hinausgelassen wurde. Er war auf einmal wie ernüchtert. Gerade als hätte der Rosenstock einen Zauber auf ihn ausgeübt, der nun erlosch. Am liebsten hätte er den Jungen zurückgerufen, aber er genirte sich.

Als er jetzt die Börse zog und all das gute, liebe Silber in die schwarzporige Hand der Alten legen mußte, begriff er sich nicht mehr. Mit einer beleidigten Miene, als sei ihm bitter Unrecht geschehen, ging er zur Thüre hinaus. Er hatte immer noch die Börse in der Hand.

Zum Glück wußte Karoline nichts von diesem eben eingenommenen Gelde! Er konnte ihr sagen, er

hätte das Rosenbäumchen sehr billig bekommen. Das war zwar eine Lüge, und es war für ihn eine ungewohnte Sache, zu lügen — aber er zog das immer mehr der beschämenden Gewißheit vor, von seiner Frau für einen Verschwender gehalten zu werden. Wo er es immer war, der auf Sparsamkeit drang. Seine ganze Stellung als gewissenhafter Familienvater wäre dadurch erschüttert. Die instinktive Furcht der kleinen Menschen, sich lächerlich zu machen, nahm von ihm Besitz.

Nein, er konnte ihr nicht sagen, daß er fünf Mark fortgeworfen hatte für einen dummen Blumentopf! Es kam ihm jetzt selbst vor wie ein böser Traum. Langsam, auf einem großen Umwege schlich er nach Hause. Am liebsten hätte er gezögert, bis Karoline zu Bett gegangen wäre. Aber sie wartete auf ihn, deshalb hatte er ja heute seinen Schlüssel nicht mitgenommen! Uebrigens war er auch hungrig.

* * *

Außerst niedergeschlagen langte Ferdinand Brömme in seiner Wohnung an. Ehe er die Stubenthüre öffnete, sah er noch einmal nach der Uhr. Elf Minuten nach Zehn. Ungefähr die Zeit, wo seine Frau ihn erwarten konnte.

Wirklich saß sie bereits mit ihrem Stopfkorbe am Sophatische, wo für den Heimkehrenden auf-

gedeckt war. Die Milchglaslampe beleuchtete freundlich ihr gesenktes Gesicht. Und hinter ihr am geöffneten Fenster, da stand er — der Rosenstock. Man hatte das Stück Zeitungspapier, mit dem er geschützt war, noch nicht abgebunden. Seine Zweige waren in die Höhe gedrängt, daß man die Form der Krone nicht mehr erkannte. Nur die obersten Spitzen waren sichtbar. Es sah aus, als fröre er.

Karoline blickte gleichmüthig auf beim Eintritt ihres Mannes. Sie hatte eine graue Männersocke über den linken Arm gezogen und führte mit der rechten Hand die Nadel durch das Gewebe.

»Gleich, Väterchen,« sagte sie freundlich, »nur noch zweimal durchziehen! Na? heute so früh?« fügte sie hinzu.

Eigentlich hätte er nun von dem verunglückten Opernabend erzählen sollen, aber dann hätte er auch alles andere sagen müssen. Das von dem Spaziergange und die Dummheit mit dem Rosenstock. Das konnte er ja ebenso gut später. Es war nicht gerade nöthig, sich den ganzen Abend unbehaglich zu machen.

Er berichtete nun, während er sich seinen Schlafrock von der Kleiderhänge herunterholte und die Stiefel mit Hausschuhen vertauschte, flüchtig von der Unterbrechung der Aufführung, aber mit halbbewußter Schlaueit so, daß es im Ungewissen blieb, wie viel

gesungen worden war, und wann er das Theater verlassen hatte.

Karoline war inzwischen fertig geworden und ging in die Küche, wo sie sich mit Kasserollen und Deckeln zu schaffen machte. Es roch nach Bieruppe von draußen her. Der süßliche Geruch mischte sich mit dem sanften Rosendufte im Zimmer. Die Zusammenstellung mißfiel Brömme. Sie paßte nicht zu einander.

Karoline kam jetzt mit einer kleinen Terrine zurück und that für Brömme auf. Dann strich sie ihm ein Butterbrod und stellte ihm den Teller mit Cervelatwürst zurecht, so daß er ihn heranziehen konnte, wenn er wollte. Sie plauderte dabei von der Tante und deren Verhältnissen.

»Und denke Dir nur, ihr Jüngster, der Gerichtsschreiber, hat nun doch seine schöne Stellung verloren. Er hat es auf der Brust. Der Doktor sagt, er könnte es nicht lange mehr machen. So ein hübscher, junger Mensch! . . . Und was die Zweite ist, die den Hülfstelehrer hat, der ihr Mann soll zu Michaeli endlich Gehaltszulage bekommen. Die müssen sich auch erbärmlich durchdrücken mit ihren Fünfen.«

Und so ging es weiter. Brömme löffelte still seine Suppe, ohne eigentlich zu hören, was sie sagte. Jetzt mußte sie doch endlich von dem Rosenstock — Warum sie nur so lange schwieg darüber?

Unwillkürlich mochte er einen Blick hinübergeworfen haben zu dem Gegenstande seiner Sorgen, denn Karoline sagte, als erwidere sie eine stumme Frage:

»Ach so, die Rose da! Die ist aus Versehen hier abgegeben worden. Der Junge wollte sie nicht wiedernehmen, er ginge nicht mehr zurück. Ich habe nicht einmal gefragt, aus welchem Geschäfte er kam. Na, er wird sie morgen schon wieder abholen. Ich habe nur meine Angst, daß dem Dinge etwas passiert bei uns. Nachher müssen wir's womöglich bezahlen.«

Brömme fühlte eine merkliche Erleichterung bei dem Gedanken, daß seine Frau den Zusammenhang nicht ahne. Vielleicht konnte er wirklich morgen in aller Stille den Blumentopf wieder zurücktragen und sagen —

Aber da war seine Frau schon ans Fenster getreten und hatte auf der umhüllenden Zeitungsbütte ihre eigene Adresse erkannt, die mit Blaustift quer darüber geschrieben war.

»Das ist doch sonderbar,« sagte sie, »da steht wirklich mein Name. Wer in aller Welt kann mir so etwas schicken?«

Sie knüpfte nun sorgfältig die Bastfäden los, mit denen das Papier zusammengebunden war. Da stand der Baum in seiner ganzen Pracht und streckte

seine Blüthenkrone hoch empor, die befreiten Zweige schnellten auseinander, es war als lebten sie.

»Was kann das bedeuten?« sagte Karoline noch einmal und sah ihren Mann fragend an. »Wer kann mir eine solche Kostbarkeit schenken?«

»Nun — — ich zum Beispiel,« sagte er unsicher und versuchte zu lächeln.

Sie achtete nicht einmal darauf.

»Ich wüßte doch wahrhaftig keinen Menschen,« begann sie wieder.

»Ich sage doch, ich! Ich habe ihn Dir geschenkt! So höre doch!« rief er mit einer künstlichen Heftigkeit, die ihm helfen sollte, seine Verlegenheit zu verbergen.

»Ach geh, mach keinen Unsinn,« sagte sie gelassen. »Glaubst Du im Ernst, daß Du mir so etwas vorreden kannst? Du wirst auch gerade so dumm sein, Dein saures bißchen Verdientes auf die Straße zu werfen. Wo Du überhaupt höchstens zwei Mark in der Tasche hattest. So ein Ding kostet doch gewiß seine drei bis vier.«

Diese Unterschätzung seines Geschenkes kränkte ihn am meisten. Denn im übrigen, es war sonderbar, rechnete er sich ihre Aeußerungen nicht zum Vorwurf. So weit war er schon wieder entfernt von jenem Andern, Unbegreiflichen, der da in der schwülen Frühlingsdämmerung durch die Gassen träumt und das Geld auf die Straße wirft, wie Karoline richtig gesagt

hatte. Er fühlte sich kaum mehr verantwortlich für Jenen. Auf keinen Fall hatte er Lust, sich zu denunziren.

So schwieg er und hörte ruhig zu, wie seine Frau sich weiter in Vermuthungen erschöpfte.

Ob es die Geheimrätthin aus dem Vorderhause war, der sie in der vorigen Woche ihr Sammetkleid aufgedämpft hatte? Einmal hatte die ihr ein altes Kleid geschenkt, und ein andermal ein warmes Tuch um den Kopf, aber so einen Blumentopf? Nein! Die schenkte etwas Nützliches. Oder der Herr Rechnungsrath, ihr Pathe? Aber so mitten drin? Wo nicht einmal ihr Geburtstag war. Von allen ihren Bekannten hätte Keiner für Blumen Geld ausgegeben. Höchstens die Mimi brachte ihr ab und zu ein Sträußchen, wenn sie kam. Aber das wußte man schon. Gefauft war das nicht. Das hatte sie von irgend einem Verehrer bekommen.

»Ich wiederhole Dir, ich habe den Rosenstock für Dich gekauft,« sagte Brömme zuletzt noch einmal nachdrücklich, aber in einem ziemlich unglaublichen Tone. Ueberhaupt sagte er es nur, um seine Schuldigkeit gethan zu haben.

»Ich soll Dich übrigens von dem Joseph grüßen,« fügte er ablenkend hinzu. »Er fing wieder davon an, daß er Dir, wenn er mal Geld hätte —«

»Ich weiß, die Mimi hat's mir schon bestellt.

Er wollte mir was schenken, hat er behauptet. — Du — Brömme — weißt Du was? Der Joseph hat mir den Blumentopf geschickt. Ganz bestimmt hat er. So ist er einmal. Immer kein Geld in der Tasche und dabei nobel wie ein Prinz. Was? Habe ich nicht Recht? Der Rosenstock ist von ihm!»

»Ach, wo wird er denn!« entgegnete Brömme verdrießlich. Die Situation fing an ihm über den Kopf zu wachsen. »Ich fände es sogar im höchsten Grade unpassend von dem jungen Manne, der mir noch nicht einmal das Geld zurückgegeben hat, das er mir abborgte, um sich einen neuen Hut zu kaufen. Ich habe Dir gesagt, daß der Rosenstock von mir ist, Du magst's nun glauben oder nicht, das ist Deine Sache. Jedenfalls will ich von der ganzen Geschichte jetzt nichts mehr hören!« Damit setzte er sich würdevoll mit seiner langen Pfeife im Sopha zurecht, nahm das Abendblättchen vor und begann zu lesen.

Karoline sah ihn verwundert an. Was er nur hatte? Warum ärgerte er sich denn? Während sie den Tisch abräumte und ordnend hin und her ging, warf sie manchmal einen nachdenklichen Blick auf den geschenkten Blumenstock. Eine besondere Bewandniß mußte es haben mit ihm! Warum Brömme ihr das bloß verheimlichte?

* * *

Ferdinand Brömme erwachte am andern Morgen mit einem lastenden Angstgefühl. Irgend eine Erinnerung war da, die ihn quälte. Etwas Hartes, Verschwimmendes, dessen er sich nicht erwehren konnte. Ein Geräusch? Ein Lichtschein? Ein Geruch? Richtig, das war es! Ein schwacher, süßer Rosenduft drang auf ihn ein.

Jetzt war ihm auf einmal alles wieder gegenwärtig: der laue Abend, die Ereignisse im Theater, dieser Abendspaziergang, seine sonderbare Aufregung und endlich jener unglückselige Rosenkauf. Mit grenzenlosem Staunen starrte er auf den Brömme von gestern. Er begriff ihn nicht mehr. Vor allen Dingen schämte er sich seiner. Diese Unregelmäßigkeit in seiner sonst so geordneten Lebensführung brachte ihn ganz aus der Fassung.

Lange lag er da mit offenen Augen und dachte nach. Durch das kleine durchsichtige Shirting-Roulean schimmerte ein trüber Tag, der Regen klatschte an die Scheiben. — Er mußte Karolinen gleich jetzt sagen, daß der Rosenstock wirklich von ihm sei!

Aber er hatte es ja gesagt. Sie glaubte ihm das einfach nicht. Wie konnte sie auch? Nie hatte er ihr früher ohne jeden Anlaß etwas geschenkt. Selbst zu Weihnachten, wo ihm seine Frau ihre drei Paar selbstgestrickten Socken und hier und da ein Paar Morgenschuhe aufbaute, legte er 'nur Geld auf den

Teller. Dafür konnte sie sich kaufen, was sie brauchte. Das war practischer so und auch bequemer. Ihre Geburtstage feierten sie überhaupt nicht, nur die Kinder durften sich an den ihrigen aussuchen, ob sie Mus auf ihre Semmel oder Zucker zum Milchkaffee bekommen wollten. Das einzige richtige Geschenk, das er ihr je gemacht hatte, war die goldene Brosche am Hochzeitstage gewesen. Das war so Sitte in den Brömmeschen Familien. Nein, es war nur natürlich, daß sie ihm nicht zutraute, er würde ihr mitten drin einen vergänglichen Rosenstock für fünf Mark kaufen.

Eigentlich mußte er sich sogar darüber freuen, daß sie ihn nicht für so leichtsinnig hielt. Ueberhaupt war es für ihn recht bequem so! Er brauchte keine Unwahrheit zu sagen, und die Dummheit, die er begangen hatte, lud sich ganz von selbst auf einen Andern ab.

Er beschloß, die Sache ruhig gehen zu lassen. Wurde es nöthig, daß er beichtete, dann war immer noch Zeit dazu. Bis dahin that er am besten, sich die alberne Geschichte aus dem Kopfe zu schlagen. —

»Du bist noch im Bette? Weißt Du, daß es schon beinahe halb Sieben ist?«

Karoline kam aus der Küche herein und brachte seine Stiefel. Sie ging leise, um die Kinder nicht zu wecken, die mit den Eltern in derselben Kammer schliefen. In der rechten Hand hielt sie eine braune,

überstrickte Kaffeekanne mit abgebrochener Tülle, in die sie jetzt Wasser aus ihrem Waschtischkrüge goß.

»Brauchst Du alles Wasser aus Deiner Kanne?« fragte sie dann. »Ich möchte ein Bißchen davon nehmen. Aus der Wasserleitung ist es so kalt.«

»Wozu?« fragte er arglos. »Den Rosenstock begießen,« antwortete sie, indem sie ihre alte Kaffeekanne mit Wasser füllte.

»Wozu fragst Du denn noch, wenn Du's doch schon nimmst?« sagte er unfreundlicher, als sonst seine Art war. Er hatte eine verworrene Empfindung des Gefränktheins. Als entziehe sie ihm etwas, um seinen Feind damit zu nähren.

Verdrießlich kleidete er sich endlich an. Ihn fröstelte. Er fühlte sich an allen Gliedern wie zerschlagen. Eine tiefe Verstimmung lag über ihm. Eine Mattigkeit, als habe er gestern Meilen durchwandert. Ein Kundigerer, als der gute Ferdinand hätte das Ganze mit »Käsejammer« bezeichnet. Und etwas Aehnliches war es in der That. Sein armes mißhandeltes Spießbürgerthum litt an den Folgen des gestrigen Exzesses. Er vertrug das einfach nicht, solche Ausschweifungen. Unwillkürlich fiel ihm der Vergleich von einem gewissen Grauthiere ein, dem zu wohl war, und das auf's Eis ging, wo es sich ein Bein brach. Er wurde förmlich philosophisch, und jedenfalls sehr melancholisch bei dem Gedanken.

Gewohnheitsmäßig trank er seinen Kaffee in der Küche. Aber er mochte nichts essen.

Zum Ueben war es leider zu spät geworden. Natürlich! daran war auch nur das Grübeln über den dummen Rosenstock schuld. Wo hatte er sonst je mit Nachdenken Zeit vertrödelst? Vor der Wohnstübenthür blieb er einen Augenblick zögernd stehen, ehe er sich entschloß hineinzugehen und seine Geige zu holen. Ihm war, als lauere da drinnen eine Gefahr auf ihn, die sich unbarmherzig auf ihn stürzen würde, wenn er eintrete.

Endlich öffnete er.

Ja, da stand er nun in seiner vollen blühenden Pracht. Die breite Krone hatte die bescheidenen Mullgardinen zurückgedrängt und füllte den ganzen oberen Fensterrahmen, und unten, wo der schlanke Stamm den Blick durch die Scheiben frei ließ, sah man den grauen Regenschleier rieseln, recht als Gegensatz zu jener fröhlichen geschlossenen Frische.

Aber für Brömme existirte heute keine Schönheit, keine mystische Entzückung mehr. Sein Gefühl war wieder in die gewohnte Dürftigkeit zurückgeschrumpft. Er empfand nichts als Unbehagen gegenüber diesem lebenden Zeugnisse seiner Verirrung.

»Sieht er nicht wundervoll aus am Tage?« fragte Karoline, die ihm nachgekommen war. Sie war im Begriff gewesen, draußen sein Frühstücksbrot

einzuwickeln, als ihr einfiel, Brömme könne, wenn er seine Geige von der Schreibkommode holte, an den Rosenstock stoßen.

»Laß mich nur,« sagte sie deshalb besorgt, »Du stößt mir am Ende sonst noch eine Knospe ab. Es wäre jammer schade, wenn was abfiel.«

»Meinetwegen kann das ganze Grünzeug da verdorren und verwelfen,« murmelte der kleine Hausherr grimmig. Allmählich entwickelte sich in ihm eine Art persönlichen Grolles gegen diesen Eindringling, der sich so wichtig machte. Diese lachende Fülle in der nüchternen Stube erschreckte ihn beinahe. Und anstatt des sonstigen sanften Kaffeegeruches dieser intensive Rosenduft! In keiner Ecke schien man sicher vor ihm, aus jedem Winkel quoll er ihm entgegen.

»Ueberhaupt wundert es mich, daß Du von dem Geruche keine Kopfschmerzen bekommst,« fuhr er übel-launig fort.

Karoline sah ihn verwundert an. »Herrjeh, wie Du nur bist! Was hat Dir nur der arme Rosenstock gethan?«

Sie kroch nun vorsichtig zwischen Sopha und Schreibkommode und holte den Geigenkasten. »Wenn Du den Joseph siehst —« fing sie dabei wieder an.

»Nun was denn da?« sagte Brömme spöttisch und nahm ihr die Geige aus der Hand.

»Wenn Du ihn heute siehst, dann danke ihm doch recht schön.«

»So? Du weißt ja noch nicht einmal, ob das Geschenk wirklich von Pokorny ist?«

»Von wem sollte es denn sonst sein? Und Du kannst ihn ja danach fragen.«

Jetzt fuhr er auf:

»Ich werde mich schönstens hüten! Ich habe die Geschichte mit dem Rosenstock jetzt satt, Karoline! Und daß Du mir nicht etwa zu dem Pokorny davon anfängst. Ich will das nicht. Hörst Du? Ich will das nicht!«

Damit schlug er die Thüre hinter sich zu und ging die Treppe hinunter. —

Karoline sah ihm erstaunt nach. Was hatte er nur? Er war ja ganz aus dem Häuschen! Schon gestern war er so merkwürdig gewesen, so heftig. Und immer wenn von dem Rosenstock die Rede war! Jedesmal!

Er hatte ihr sogar einreden wollen, der Blumentopf sei von ihm, Brömmel! So ein Unsinn! Zum Ueberfluß hatte sie heute früh, als sie seine Kleider rein machte, in seinem Portemonnaie nachgesehen. Natürlich war es nur ein Scherz gewesen. Aber warum bestand er so hartnäckig darauf? Und wie er aufgefahren war, als sie sagte, er solle dem Joseph —. Es war gerade, als hätte Brömmel etwas

gegen ihn, als wolle er es verhindern, daß sie mit ihm spräche. — — —

Plötzlich hielt sie ein. Es war ihr ein Gedanke gekommen, der so drollig war, daß sie darüber, ganz für sich allein, lachen mußte. Aber wirklich! Gerade als wäre ihr guter Brömme eifersüchtig!

Immer noch lächelnd ging sie in die Schlafkammer, wo Karlchen und Fritzchen inzwischen aufgewacht waren und mit beunruhigendem Gepolter ihrer Toilette oblagen.

Danach kamen andere Verpflichtungen. Das Aufräumen der Stuben, Vorbereitungen für die Küche und zwischendurch immer die Aufsicht über die Beschäftigung der Kinder. Sie that das alles heute mit einer gewissen Hast, wie für unterdessen! Als hätte sie etwas Hauptsächliches nur so zurückgeschoben und freue sich darauf, es bei besserer Muße wieder aufnehmen zu können.

Endlich kam sie so weit! Sie setzte sich mit ihrer Näharbeit (ein Paar Atlasschuhe, die sie für Fräulein Mimi neu überziehen mußte) in die Wohnstube an den Tisch, gerade dem Fenster gegenüber, so daß sie den Rosenstock ansehen mußte, sobald sie den Kopf hob.

Also eifersüchtig war ihr guter Brömme? Eifersüchtig auf den Joseph? Dann liebte der sie wohl gar?

Eine Fülle von Vorstellungen drang auf sie ein. Mit der ihr eigenen Pedanterie versuchte sie dieselben

zu ordnen. Daß Brömme wußte, von wem der Rosenstock kam, das war sicher. Warum hätte er sonst nicht mit gerathen? Und daß er einen Schreck bekam, wie sie von Pokorny sprach, war ebenso sicher.

Also war der Rosenstock von ihm, von Pokorny. Und zwar sollte das ein stummes Zeichen der Verehrung sein — denn von einer gewöhnlichen Aufmerksamkeit hätte doch Brömme nicht so viel Aufhebens zu machen brauchen?

Aber konnte ihr Mann ihr nicht ruhig sagen, wie die Sache stand? Es war häßlich von ihm, daß er das nicht that. Gerade als wäre sie eine eitle, gefallsüchtige Frau, der man mit solchen Geschichten nicht den Kopf verdrehen dürfe. Und nun belog er sie und that noch extra groß mit dem Geschenke eines Andern. Von der Seite hatte sie ihn noch gar nicht gekannt. Ob es wahr ist, daß alle Männer schlecht sind, wenn man sie ganz genau kennen lernt? Eigentlich wäre es Brömme schon recht, wenn sie jetzt mit dem Joseph ein bißchen —

Ein furchtbarer Krach mit nachfolgendem Wehegeschrei ließ sie aufspringen. Fritzchen war des Nähens überdrüssig geworden und spürte Verlangen nach seinem schwarzpappenen Soldatenhelm, der ihm nur Sonntags gestattet war und wochentags auf dem Kleiderschrank bewahrt wurde. Fritzchen hatte den Schrank geöffnet, war auf den unteren Absatz des-

selben geklettert, und nun mit dem ganzen Schrank, dessen hinkendes Dasein nur durch untergeschobene Klötzchen gestützt wurde, umgefallen. Karoline schaffte Linderung, Ordnung und Ruhe, gab dem Fritzchen »auf seine Beule« ein Stück uralter Roch-Chokolade, die für solche Fälle bereit lag, und Karlchen, der sich über Zurücksetzung beklagte, auch eines, wenn auch, um der Gerechtigkeit willen, ein kleineres. Endlich kehrte sie zu ihrer Näharbeit zurück. Und an ihrem alten Plaze, den Blick nach dem Rosenstock gewendet, fand sie auch die früheren Gedanken wieder vor:

Vielleicht hatte Brömme aber auf einen Anderen Verdacht? Vielleicht Einer, von dem sie selbst gar nichts wußte? Aber es kannte sie doch Keiner! Es mußte sie geradezu Jemand auf der Straße gesehen haben, und — —

Sie stand lächelnd auf und klemmte sich zwischen Tisch und Sopha hinein.

Ob wirklich Jemand sich nur so, wenn er sie auf der Straße sah, in sie verlieben konnte?

Der Spiegel hing zu hoch, sie sah nur die Spitze ihres Celluloidpfeiles darin. Sie zog ihr Taschentuch aus der Tasche und breitete es über den Sophasitz, dann stieg sie hinauf.

Schade, daß sie so dick geworden war. Das Gesicht — das wäre so weit ganz nett gewesen, aber die

Figur! Sie vernachlässigte sich auch zu sehr. Ein bißchen fester könnte sie sich anziehen!

Sie legte beide Hände über die Hüften und preßte ihre Taille ein wenig zusammen.

So sähe es gleich adretter aus! Und die Ärmel waren auch gar zu altmodisch. Sie mußte entschieden weitere haben! Wenn das nur nicht so schrecklich viel Zeug kostete. Da ging mehr Stoff hinein, als man früher für eine ganze Taille brauchte. Ja, wenn sie Geld hätte — sie würde es schon verstehen, sich hübsch anzuziehen. Aber so —!

Sie seufzte und stieg von ihrem Beobachterposten herunter. Da sie die Kinder nicht mehr in der Stube sah, ging sie in die Küche, sie zu suchen. Als sie auch dort nicht waren und die unheimliche Stille in der Kammer, in der sie sich also befinden mußten, sie argwöhnisch machte, schlich sie zur Kammerthüre und öffnete sie leise.

Ihre Ahnungen bestätigten sich nur zu sehr.

»Wir spielen Schwimmschule,« erklärte Karlchen wichtig, indem er fortfuhr, die frisch gefüllten Wasserkannen auf der elterlichen grünen Bettdecke zu entleeren. »Ich mache den See zurecht, er trocknet immer wieder ein.« Fritzchen lag bereits auf dem Deckensee ausgestreckt und machte Schwebbewegungen. Er, als der Ältere, war sich des Ungesekmäßigen wohl bewußt und hielt daher bei Carolinens Eintritt

erschrocken inne, während Karlchen sich anschickte, sich gleichfalls in schwimmtüchtigen Zustand zu versetzen und eifrig an seinem Knöpfkittel nestelte.

Ein paar strafende Ohrfeigen, Abtrocknen und Ausringen der Decke, Ankleiden der Kinder, alles das unter verdrießlichem Schelten, nahm eine ziemliche Zeit in Anspruch.

»Es hat auch Niemand auf uns aufgepaßt,« sagte Karlchen weinend, aber in gravitätisch mahnendem Tone.

Karoline fühlte sich wirklich ein wenig getroffen von diesem Vorwurfe. Daß man aber auch nie eine Minute für sich selbst haben sollte! Eigentlich heirathet man doch viel zu früh! Am Ende wäre es gescheiter gewesen, noch zu warten. Was hatte man jetzt? Den ganzen Tag nichts als Plage und Verdruß. Wer weiß, wenn sie ihre Stimme behalten hätte, sänge sie jetzt am Ende auch Soloscenen, wie Pokorny. Dann würde sie eine Menge Geld verdienen, könnte sich alles kaufen, wozu sie Lust hätte, und wenn sie dann einmal heirathen wollte, dann hätte sie das Aussuchen.

Damals hatte man es als ein großes Glück für sie angesehen, daß der Brömme sich mit ihr verlobte — und sie wollte ja auch nichts sagen, sie war ja gewiß mit ihm zufrieden — aber am Ende hätte sie doch auch einen ganz anderen —! Sie stand auf,

weil ihr das Blut in den Ohren zu fingen begann. Wie sie nur heute auf alle diese Gedanken kam! Sonst war ihr doch dergleichen noch nicht eingefallen?

Sie war wieder an den Rosenstock herangetreten und streichelte die weichen Blüthenblätter mit ihren Lippen. Wie schön war er! Und wie der süße Duft die ganze Wohnung füllte! Ordentlich benommen wurde einem davon. Wahrscheinlich kam ihr auch daher der ungewohnte Gang zum Spintifiren!

Ueberhaupt, seit der Rosenstock da stand, es war gerade, als würden einem »die Augen aufgethan«, wie es in der biblischen Geschichte heißt, da gleich zu Anfang bei Adam und Eva. Seit der Rosenstock da stand, sah sie erst, wie dürftig und fahl es war in ihrer Stube. Kein Bild an der Wand, nicht einmal eine hübsche Blumenvase oder ein Goldfischglas. Nein, gar nichts. Aber Brömme hatte keine Augen für das, was hübsch ist! Und wenn ihn Andere darauf aufmerksam machten —!

Und gönnte er's ihr wohl, daß man sie hübsch fand, daß man ihr auch einmal eine Freude machen wollte?

»Frau Brömme, Frau Brömme,« rief es vom Nachbarhause herüber.

»Was ist denn?« fragte Karoline, die das freie Fenster geöffnet hatte.

»Können Sie mir heute nicht einmal aushelfen mit einem bißchen Suppengrün? Ich habe so sehr das Reißen im Fuße und kann nicht ausgehen.«

»Frikchen kann nachher was rüberbringen, Frau Rendant.« Sie sagte es nicht sehr freundlich, denn die Frau Rendant war eine Persönlichkeit, mit der sie nicht gern zu schaffen hatte. Sie war die Quelle aller Klatschereien im Hofgeviert und darüber hinaus. Ihre böse Zunge war überall gefürchtet. Dabei galt sie für träge, unordentlich und schmutzig. Sie verbrachte ihre Tage mit dem Lesen spannender Romane, die sie sich aus der Bibliothek eines Verwandten entlehnte.

»Was für ein schöner Rosenstock,« rief sie jetzt, »ich sah ihn schon gestern hier hinauftragen. Von wem ist er denn?«

Karoline begriff, daß das Suppengrün nur Vorwand gewesen war. »Von meinem Manne,« sagte sie deshalb schnell, aber sie wurde roth dabei. Die Frau Rendant lachte. »Gi, sehen Sie mal an! Und ich dachte doch wunder — Na, wenn Sie es selber sagen! Eigentlich ist das sonst nicht gerade seine Art, so sparsam wie er ist! Aehnlich sieht ihm so was grade nicht! Ja, ja, die ganze Nachbarschaft hat sich darüber den Kopf zerbrochen. Da habe ich gesagt: ‚Ach was, ich frage sie einfach. Man muß nicht gleich von einer Frau das Schlechteste glauben!‘

Na, und da habe ich Sie nun eben gefragt. So, so! Also von ihrem Manne!!« Damit verschwand sie.

»Die glaubt es natürlich auch nicht,« sagte sich Karoline und seufzte. Es that ihr leid, daß sie einen Mann hatte, dem man solche Aufmerksamkeiten nicht zutrauen konnte. Mit einem abermaligen Seufzer befestigte sie die letzte Schleife der rosa Bandrosetten an dem zierlichen Atlasschuhchen.

Ja, die Mimi, die hatte es gut! Deren Wohnung sah aus! Wie ein Karitätenladen! Na ja, aber auch! So wie die natürlich! Der Joseph war auch eine Weile zu ihr gegangen. Jetzt schien das aus zu sein zwischen den Beiden! Karoline fragte ja nicht nach so was, aber Spaß würde es ihr machen, wenn das eitle Fräulein Mimi einmal erführe, der Joseph, oder sonst Einer hätte der braven, bescheidenen Karoline Brömmen einen Rosenstock geschenkt! —

Sehr vergnügt ging sie in die Küche, um die Kohlrüben für das Mittagessen zu putzen und Frischchen die gewünschten Suppenträuter für die Nachbarin zu geben. Dabei fand sie auf dem Küchentische das Butterbrot, das sie vergessen hatte, ihrem Manne einzustecken. Aber warum hatte er sich sein Frühstück nicht geholt? Er mußte es doch vermißt haben? Und heute, am Freitag, unterrichtet er ja die Tochter vom Lehrer Fischer ganz in der Nähe. Da hätte er ja zurückkommen können! Er war aber heute überhaupt

so zerstreut, so verstört gewesen! Schon gestern abend, sobald er den Rosenstock zu Gesichte bekam. Zu merkwürdig!

Und von neuem gingen ihre Vermuthungen denselben Kreislauf.

Erömme hatte in der That sein Butterbrot vermißt, als er seine Unterrichtsstunde beendet hatte und nun in die Hosentasche griff, um, wie gewöhnlich, sein Frühstück auf der menschenleeren Chaussee einzunehmen. Schon war er im Begriffe umzukehren und nach Hause zu gehen, als er stehen blieb. Zu Hause, da war dann wieder dieser unentrinnbare Rosenstock. Es war beinahe, als habe er Furcht vor ihm. Denn jetzt war er ihm eine doppelt verdrießliche Mahnung. Er erinnerte ihn an seine unüberlegte Handlung von gestern und zugleich an seine halbe Lüge. Nein, er hatte nicht Lust, wieder davon anfangen zu müssen. Mitten auf der Straße drehte er sich entschlossen um und ging dem Theater zu, wo er Probe hatte.

Dabei fuhr er fort zu grübeln. Irgend etwas zwang ihn dazu. Es war in ihm noch ein unaufgegangener Rest, den er ausgleichen mußte, etwas, das nicht Reue war und doch Beunruhigung. Es lag in ihm wie eine Last. Das Geringfügige, das gestern geschehen war, und das er nun als seine That

anerkennen mußte, erdrückte den Mann der Alltäglichkeit. Heute verstand er die Redensart von einem »schweren Herzen«. Ihm wurde ganz elend zu Muth, als er da in dem kalten, nassen Nebelmorgen auf der schmutzigen Chaussee dahinschritt. Vielleicht war es auch der Hunger, der ihn matt machte? Jedenfalls fror ihn tüchtig! Eine Spirituosenhandlung lag am Wege. Er ging hinein und ließ sich einen Kornbranntwein geben. Wie angenehm das die Glieder durchpulsste, wie schön es wärmte! Heute konnte er das brauchen! Im ganzen war er kein Freund von Spirituosen. Er konnte fast nichts vertragen.

Auch jetzt spürte er einen gelinden Schwindel, als er wieder in die feuchte Luft hinaustrat. Es war ihm, als bewege sich der Geigenkasten in seiner Hand ganz von selbst wie ein lebendes Wesen. Aber das ging vorüber, und es war ihm nun doch viel wohler als vorher. Und jetzt mußte er auch, was ihn neben allem anderen noch verstörte: er freute sich ja, daß Karoline ihn als einen so unerschütterlich gesetzten Menschen anerkannte, — natürlich freute ihn das. — Oder freute ihn das etwa nicht? Aber warum mußte sie anderen Leuten mehr Freigebigkeit zutrauen als ihrem eigenen Manne? Das ärgerte ihn!

Etwas von jenem ewigen Neide, den gebundene Naturen gegen ungebundene empfinden, regte sich in ihm. Und wenn er sich auch nicht verstand, das Ge-

fühl war doch da und quälte ihn. — Von dem Pokorny also glaubte sie so was. Weil er manchmal mehr Geld ausgab, als er besaß? Oder etwa als Dank für die paar Stiche, die sie ihm genäht hatte? Was brauchte sie überhaupt für ihn zu nähen? Hatte sie nicht im Hause genug zu thun? Da bildet sich denn so ein eitler junger Mensch Gott weiß was ein. Andere Leute brauchten seiner Frau keine Geschenke zu machen. Das gehörte sich nicht!

Der genossene Kornbranntwein hatte ihn ein wenig berauscht. Einen kurzen Augenblick glaubte er beinahe, Pokorny habe wirklich Karolinen einen Rosenstock geschenkt. Zugleich war er sich bewußt, daß Pokorny nicht wissen dürfe, daß man ihn für den Geber des Geschenkes halte. Wie unbequem ihm der Mensch auf einmal war! Wenn er nur nicht heute nachmittag zum Kaffee kam und mit Karolinen über den Rosenstock sprach. Brömmen konnte sich im Moment nicht klar werden wieso, aber er wußte, das bedeute für ihn eine große Unannehmlichkeit. Es kam ihm vor, als würde er sich dann sehr lächerlich machen. Und das wollte er nicht. Nein, das wollte er um keinen Preis.

Unglücklicherweise traf er gerade, als er ins Theatergebäude hineingehen wollte, das gesammte Chorpersonal, das eben seine Probe beendet hatte. Er mußte stehen bleiben und den Zug vorüberdesi-

liren lassen. Fast alle kannten ihn und grüßten ihn freundlich, das hübsche Fräulein Mimi nickte ihm zu, und Pokorny machte Miene, ihn anzureden.

»Wissen's das Allerneuste, Herr Brömme?« rief er schon von weitem. Aber der gute Ferdinand wich ihm mit einer halb verlegenen, halb finsternen Gebärde aus und blickte dann an ihm vorbei steif in die Luft. Alle sahen sich verwundert an. Pokorny wurde blutroth. Es war eine förmliche kleine Scene, die Niemand begreifen konnte, Ferdinand Brömme am wenigsten. Er hatte ganz instinktiv gehandelt, nur aus seiner konfusen Mißbilligung heraus.

Er war jetzt wieder vollkommen nüchtern. Außerst niedergedrückt schlich er an seinen Posten. Der Orchesterraum füllte sich heute merkwürdig spät, und dann kamen alle mit einem Male herunter. Es war offenbar, daß sie im Stimmzimmer zusammen geblieben waren. Brömme fühlte sich sehr unglücklich. Er dachte sich, daß sie von ihm gesprochen hätten.

Er fühlte sich ausgeschlossen, einsam. In der Probe selbst griff er ein paarmal daneben, so daß ihn der Kapellmeister verweisend ansah. Auch gingen die Doppelgriffe, die er zu Hause hatte üben wollen, nicht besser als in der ersten Tristanprobe. Natürlich, dieser verdammte Rosenstock hatte ihn ja nicht zum Ueben kommen lassen!

»Was war das nur mit dem Brömme?« fragte

die weichmüthige Kesselpaule nachher einen der zweiten Geiger, »er war so zerstreut und sah miserabel aus.« »Er roch auch nach Schnaps,« entgegnete der, »ob er sich das Schnapstrinken angewöhnt hat?«

»Kein Gedanke! So ein solider Mann! Nein, er muß krank sein oder irgend einen Kummer haben.«

»Was mag ihm nur der lustige Joseph gethan haben?«

»Sie waren doch sonst so intim.«

»Und ich bleibe dabei, er muß einen Kummer haben,« sagte die Kesselpaule zuletzt noch einmal.

Noch am selben Abend wußten sie es alle, daß er einen Kummer hatte. Die Frau Rendant war nicht müßig gewesen! — —

Der Rest des Tages aber sollte dem armen Ferdinand noch manche Unsechtungen bringen. Er war mit dem guten Vorsatze nach Hause gekommen, Karolinen nun endlich den ganzen Sachverhalt mit dem Rosenstocke zu erzählen und so auf einmal allen weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen. Als er aber nun in Schlafrock und Pantoffeln bei seinem Mittagessen saß, die Kinder um ihn herum, da konnte er absolut keinen Anfang finden. Karoline war beschäftigt und verdrießlich, wie es schien. Und man konnte doch auch nicht vor den Kindern! Er sah seine Frau

ein paarmal von der Seite an. Sie zeigte heute solch ein herbes, verschlossenes Gesicht, daß er gar nicht an ihr kannte! Die Kinder, die, wie sie es gewöhnt waren, mit ihren Fragen und kleinen Erzählungen dazwischen fuhren, wurden von ihr heftig zur Ruhe verwiesen, so daß die kleinen verwöhnten Schelme bedrückt und verschüchtert da saßen. Schon den ganzen Morgen über hatte ihnen die Mutter nicht das Interesse zugewandt, dessen sie zu ihrer Behaglichkeit bedurften, nun sollten sie nicht einmal mit dem Vater reden, der immer so hübsche kleine Witzchen mit ihnen machte!

Aber auch er verhielt sich theilnahmslos. Ueberhungert und müde wie er war, konnte er kaum einen Bissen hinunterbringen und hörte nur mit halbem Ohre auf das, was ihm Karoline jetzt vortrug. Er war es nicht gewöhnt, daß sie ihn bei Tische mit ihren Wünschen überfiel. Dazu hatten sie die Abendstunden ausgemacht. Und dies waren auch nicht Wünsche mehr, dies waren Forderungen!

»Und ich sage nur, es ist eine Schande, wie es bei uns aussieht,« schloß sie ihre unerwartete Rede, »und überhaupt — nicht auf die Straße traut man sich ja noch mit diesem alten unmodernen Fegen! Geld sollst Du mir geben. Hörst Du? Geld!«

»Aber ich sehe doch gar nicht ein, wieso Du auf einmal —« begann er hilflos.

»Das ist es ja eben, daß Du das nicht einsehst! Du hast eben keinen Sinn für so was, Brömme. Aber wenn Du Dich hier umsiehst — Gucke nur mal, wie sich der Rosenstock hier ausnimmt, gerade wie ein Prinzenbarret über einem Bauernanzuge. Habe ich nicht recht? — Aber ich weiß schon, Du willst nichts von dem Rosenstock hören! Du gönnst mir nicht die Freude, mal was geschenkt zu bekommen. Wo ich doch sonst den ganzen Tag nichts habe als Plage und Verdruß!« Sie hielt die Schürze vor die Augen und weinte. Brömme war fassungslos. Derartige Scenen kannte er bisher in seinem Ehestande nicht. Es hatte immer eine gemüthliche Gleichgültigkeit zwischen ihnen geherrscht. Und nun auf einmal! Mit rothem Kopfe stand er auf und trat hinter ihren Stuhl. »Karoline,« sagte er ein paar Mal leise, »Karoline, Du wirst doch nicht vor den Kindern —«

Sie hörte nicht auf ihn und schluchzte fort. Das Blut klopfte ihm in den Ohren. Sein kleines ruhebedürftiges Hirn schwindelte. Er hielt es nicht länger aus in der engen Stube, in dem starken Rosendufte und bei der weinenden Frau. Hastig kleidete er sich zum Ausgehen um. »Wenn Du so bist,« sagte er dabei vormurfsvoll. Karoline antwortete nicht. Da nahm er auch die Geige noch zur Hand. Er wollte vor Abend gar nicht wiederkommen. Ein kleiner bleichsüchtiger Troß hatte ihn ergriffen. Was sollte

er noch hier? Hier herrschte jetzt der Rosenstock — nicht er! Gut! er konnte ja gehen! Irgendwohin, wo er Ruhe fand und Vergessen aller Trübsal. — Ohne Abschied ging er zur Stube hinaus. Die Kinder sahen erst verdutzt einander an, dann begannen auch sie bitterlich zu weinen. Es war ihnen unheimlich zu Muth. Die Atmosphäre von Behaglichkeit und Frieden, in der sie sich bisher bewegt hatten, war zerrissen, und sie schauderten nun in dem kalten, ungewohnten Anhauche.

Und dieser trübselige Tag war doch nur das Vorspiel zu der unbegreiflichen kläglichen Verwandlung, die allmählich mit der Familie Brömme vor sich ging. Es war, als sei mit dem Rosenstocke ein böser Geist ins Haus eingezogen, der mit verstellter Heiligkeit die Sinne verwirrte und Mißtrauen, Unzufriedenheit und Zwietracht als höllisches Gefolge mit sich führte.

Der arme Ferdinand war völlig aus dem Geleise gerückt. Ein Spielball des ironischen Geschicks tanzte er von einer Folge seiner Unregelmäßigkeit in die andere, ohne sich wieder auf die Füße stellen zu können.

Jeden Mittag kam er mit der Absicht heim, seine kleine Beichte abzulegen, aber Karoline begegnete ihm, so oft er von dem Rosenstocke anging, mit einem so spöttischen, gereizten Wesen, daß ihm der Muth zu

herzlicher Aussprache versagte. Gefränkt und durch ihre versteckten Vormürfe gepeinigt, floh er zu seiner neu entdeckten Lethé-Quelle. Und immer neue Qualen hatte der Rosenstock für ihn bereit. Alltagsereignisse und Zufall förderten sein Werk, und Brömme selbst war es, der sich die feinen Fäden der Vermuthung und Verleumdung, die ihn als ein unsichtbares Gespinnst umflatterten, zu einem Fallstricke zusammendrehte.

So war es sein unfreundliches Betragen gegen Pokorny an jenem Morgen, das die Indizien vermehrte. Der herrliche Rosenstock, Karolinens »Ausflüchte«, sein häufiger Besuch der Spirituosenhandlung gaben mit dieser feindlichen Begegnung zusammen ein festes Ganzes, das an Bestimmtheit und Wahrscheinlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Denn die öffentliche Meinung heftet sich erbarmungslos an alles, was sie instinktiv für »ungehörig« erkennt. Und die öffentliche Meinung hatte Recht. Dieser Rosenstock war eine Ungehörigkeit, wenn auch in einem anderen Sinne, als man glaubte.

In einem der berühmtesten Damenkaffees der Frau Rendant wurde dann die »Geschichte« endgültig geformt, und bald gab es am Theater und in den kleinen Bürgerfamilien keinen Menschen, der es nicht gewußt hätte, Karoline Brömme habe mit Joseph Pokorny »ein Verhältniß« — wer weiß, wie lange schon! und der Rosenstock habe es dem Manne verrathen,

der sich nun, aus Gram darüber, das Trinken anzugewöhnen scheine.

Etwa acht Tage nach dem Kauf des Rosenstockes fühlte sich einer jener »guten Freunde« bewogen, Brömmen von den Gerüchten, die über seine Frau im Umlauf waren, Mittheilung zu machen.

Es war im Konzertsale, als ihm das geschah, kurz vor Beginn der Beethovenschen Sinfonie. Er saß da wie vernichtet, die Augen auf seinem Pulse. Die Notenköpfe zerflossen ihm auf den Linien. Also das sagte man? Das?

Vor kurzer Zeit noch würde er eine solche Nachricht einfach belächelt haben — heute konnte er das nicht mehr. Es gab jetzt zu vieles in Karolinens Benehmen, das einen Verdacht unterstützen konnte. So manches, was ihm in den letzten Tagen an ihr aufgefallen war, begann nun mit Macht auf seine Seele zu drücken. Ihre kürzlich erwachte Puzsucht (heute hatte sie sogar ihre Hochzeitsbrotsche angesteckt und einen rosa Schleier umgebunden, als sie auf den Markt ging), ihr vermindertes Interesse an dem Haushalt — Und hatte er nicht bemerkt, daß sie sogar anfang, die Kinder zu vernachlässigen? Frikchen hatte gestern in seinem Ärmel ein großes Loch gehabt, und Karlchen traf er heulend auf der Straße, als er sich an einer im Gossenschlamme gefundenen Glascheibe geschnitten hatte.

Was that Karoline in dieser Zeit?

Er sah sie vor sich, wie sie an dem Rosenstocke stand und ihn mit Entzücken betrachtete, hier ein welkes Blättchen entfernte, dort eine allzu aufgeplattete Blüthe mit schmalem Papierringe versah. Wie sorgsam sie ihn pflegte, für ihn hatte sie immer Zeit! Natürlich! Sie sah ja darin »sein« Geschenk. Hatte sie nicht gleich am ersten Tage auf Pokorny gerathen? Solche Geschenke machte ihr der also, während er noch dazu ihn, den Ehemann, anborgte.

Eine dumpfe Wuth fraß sich immer tiefer in ihn hinein. Er vermochte nicht mehr klar zu denken. Von Neuem erfaßte ihn die quälende Einbildung, es sei wirklich Pokorny, der Karolinen den Rosenstock geschenkt habe. Er marterte sich förmlich mit dem Gedanken, ließ ihn nicht los, und grub ihn sich so tief in seine Vorstellung hinein, daß er ihm für immer haften blieb. Sein Inneres brannte. Mechanisch begann er zu spielen, weil die Anderen spielten.

»c, Brömme, c,« bedeutete ihm leise sein Pultgenosse. Brömme erschrak und sah sich verlegen um. Da war es ihm, als seien Aller Augen auf ihn gerichtet.

Wußten sie es alle schon? Alle?

Der Schweiß rann ihm in kalten Strömen den Nacken hinab. Und dann kam eine Vorstellung, die so peinvoll war, daß er zu stöhnen begann: Jetzt

saßen sie vielleicht beisammen, die Beiden, und sie lachten über ihn! »Herrgott,« sagte er verzweiflungsvoll, während er aufs Gerathewohl den Bogen über die Saiten führte.

Eine allgemeine Stille entstand. Der Dirigent hatte auf das Pult geklopft. Er war blaß vor Aerger.

»Noch einmal von der Wiederholung an,« gebot er halblaut und blätterte zurück, »aber erst entfernen Sie den Herrn — Herrn Brömme da. Er ist ja total betrunken!«

Wirklich taumelte der Aermste, während er, halb betäubt vor Scham, vom Podium herunterstieg.

»Wenn er nur noch ein einziges Mal eine solche Störung veranlaßt, muß er heraus aus dem Orchester,« murmelte der Dirigent, ihm ergrimmt nachblickend. Die Augen des Publikums brannten auf seinem Rücken, als er zur Thüre ging.

Die Kesselpaule kam ihm nach. »Brömme, nehmen Sie sich doch zusammen,« sagte er mitleidig, »Sie sind doch sonst so ein nüchterner und zuverlässiger Mann. Sie müssen doch auch an — — an Ihre Kinder denken,« fügte er unsicher hinzu.

Brömme wußte, was er unterdrückt hatte. Und er wußte auch weshalb.

»Nehmen Sie sich zusammen,« wiederholte die Kesselpaule, dann schloß er die Thüre.

Aber Brömme konnte sich nicht zusammennehmen.

Wie gejagt lief er über die Chaussee seinem Hause zu. Unterwegs mußte er daran denken, daß er vor acht Tagen um dieselbe Stunde hier gegangen war, glücklich und voll unverständlicher Wonne. Acht Tage erst! Für ihn eine endlose Zeit der Friedlosigkeit. Wie kam das nur? Wer hatte ihm das hübsche, gemüthliche Weltgärtlein so verwüstet? Während er auf jenen Tag zurück sann, fiel ihm wieder der Bajazzo ein. Damals war er nur ein Zuhörer gewesen, und jetzt —!

Aber Brömme war keine heroische Natur. Er hatte keine Dolche, wie Bajazzo, er konnte nichts als dulden. Und das that er.

Mit zitternden Knien schritt er durch den hallenden Korridor des Vorderhauses und betrat den Hof. In allen Fenstern war noch Licht. Auch Karoline war zu Hause. Allein? Nichts bewegte sich. Man sah nur hinter den Scheiben die deutlich ausgeprägte Silhouette des Rosenstockes, der noch immer in voller Blüthe prangte. Sollte Brömme jetzt hinaufgehen? Mit Karolinen reden? Nein, er konnte das nicht. In diesem Zustand, in dem er sich befand! Und was sollte er sagen? Wie anfangen? Was würde sie erwidern? Und wenn der etwa da war, der —!

Brömme hatte das Gefühl einer trostlosen Unzulänglichkeit. Nein, nein, er mußte sich erst neue Kräfte schaffen, sich erholen von dem furchtbaren

Schlage, für den er nicht gewappnet war. Wie sollte er auch? So glücklich und zufrieden wie alle Brömmes immer gelebt hatten. Wer wäre je auf einen solchen Gedanken — —! Und daß es gerade ihn treffen mußte, gerade ihn! Nein, er mußte erst seine Gedanken sammeln, seine Schwäche überwinden, und dann, dann würde er — —

Leise schlich er sich hinaus. Laistners Bierkeller war nur ein paar Schritte weit, da konnte er sich doch wenigstens ein bißchen ausruhen und einen Augenblick auf andere Gedanken kommen! Damit ging er.

Abends spät kam er nach Hause. Karoline empfing ihn mit heftigen Vorwürfen: daß ihr nun auch das noch passieren mußte! Einen Mann zu haben, der ihr so nach Hause kam!

Ferdinand war lieb und freundlich in seinem Kaufsche, redete von Joseph, von dem Rosenstock, und stammelte schließlich wie ein Kind, bis sich Karoline mit verächtlichem Widerwillen von ihm entfernte und sich in der Wohnstube auf dem Sopha ein Lager zu recht machte. Dann schlief er, ermattet von überstandenen Schmerzen, ein.

Karoline aber lag mit offenen Augen, zu Häupten den düftespendenden Rosenstock, und seufzte über ihr verfehltes Leben.

Sie hatte sich allmählich aus aufgeregten Wünschen und nachspürendem Mißtrauen ein stattliches Gebäude

aufgeführt, dessen Schlußstein Brömmes vermeintliche Hinterlist bildete, so daß das Ganze dem trivialen kleinen Ferdinand als ein höchst bedenkliches Piederstäl untergeschoben wurde, auf dem er nun als eine fremde, unbegreifliche Gestalt thronte. Und dieselbe Frau, die noch vor wenigen Tagen eine kleine harmlose Unregelmäßigkeit ihres Mannes nicht glauben konnte, vertiefte sich jetzt mit Wollust in die Vorstellung romantischer Ungeheuerlichkeiten, die er begangen haben sollte. Ihr Gedankengang nämlich war ungefähr so:

Da Brömmie ihr so geffentlich den Geber des Rosenstockes verheimlichte, mußte hierfür ein Grund existiren. Brömmes heutige Reden und sein neuliches Rencontre mit Pokorny, das auch ihr zu Ohren gekommen war, machten es unzweifelhaft, daß dieser Geber Joseph sei, und daß Brömmie wußte, er liebe Karolinen. Sie selbst hatte diese Liebe nie bemerkt. Da sie aber in der Gegenwart unzweifelhaft existirte, obgleich ihr selbst unbekannt, — war es nicht sehr wahrscheinlich, daß Joseph sie auch früher schon, vor ihrer Heirath, geliebt hatte, ohne daß sie es ahnte?

Sie entsann sich einer Menge kleiner Zeichen, die sie früher nicht beachtet hatte: ein herzlicheres Wort, ein Händedruck, einmal sogar ein verwegener Kuß auf den Hals. Gewiß, er hatte sie schon damals angeteet!

In der Erinnerung kam ihr das sehr rührend vor.

Und Brömme hatte von dieser Neigung gewußt, hatte sie ihr schon damals verheimlicht! — Warum? Der Grund lag klar auf der Hand. Er glaubte, wenn sie einen Pokorny bekommen könne, würde sie den kleinen Ferdinand Brömme nicht nehmen. So war es! Und nun hatte er gefürchtet, durch den Rosenstock käme seine ganze Schlechtigkeit ans Licht. Tief er nicht seit jenem Tage, da sie ihn erhielt, wie das verkörperte schlechte Gewissen umher?

Karoline entwickelte plötzlich einen Scharffinn, ja eine Logik, die einer erfreulichen Angelegenheit zum Schmucke gedient hätte. Emsig reihte sie ihre Trugschlüsse aneinander. Ja, ihr war jetzt alles klar! Sie war das Opfer eines schmähligen Betrugens geworden!

Weinend drehte sie sich hin und her auf ihrem unbequemen Lager. Eine neue, fremde Sehnsucht nach Glück wurde in ihr wach, und dem zur Seite stand das lastende Glend der Alltäglichkeit.

Was hatte sie nun von ihrem Leben? Ruhelose Tage, gramvolle Nächte, einen Mann, der sich betrinkt und durch Eifersucht ihr Leben vergällt.

Wie anders wäre es geworden, wenn sie mit dem Joseph —! Er war ein bißchen leichtsinnig — na ja, aber so wunderhübsch, so lustig und gefällig, und dann war er doch ein richtiger Künstler, der es zu was brachte, nicht so ein mittelmäßiger wie ihr

Brömme. — Ein Verschwender ist ja der Joseph, das ist wahr, aber hat man's denn besser bei einem Sparsamen? Quälen muß man sich so wie so. Und beim Verschwender fällt doch wenigstens an guten Tagen eine Extrafreude ab.

Wie schön das sein muß, wenn der Joseph Einem sagt: »Ich bin Dir gut.« Er hat so einen herzigen Klang in der Stimme, und dann die Augen —!

Sie warf die Decken ab. Es war ihr heiß geworden. Und der Rosenstock duftete so stark! Im Mondschein funkelten seine Blätter. Er stand da in der philiströsen Stube wie der Festtag des Armen, alles Gewohnte entwerthend. Karoline betrachtete ihn mit brennenden Augen. Laut weinend fiel sie dann in ihre Kissen zurück.

In der Kammer drinnen aber erwachten die Kinder, weil ihr Vater, aus dem Schlafe heraus, mit herzerreißender Angst »Nedda, Nedda!« rief.

Der nächste Tag war schwül und blaß. In der Morgenstunde hatte ein kraftloses Gewitter am Himmel gestanden, dann fiel ein lauwärmer Regen, und nun verlor sich alles in eine frühe, graustreifige Dämmerung.

Karoline ging mit kleinen, hüpfenden Schritten

über die Promenade. Sie hatte ihr neues Frühjahrskleid, das eigentlich für die Jahreszeit noch ein wenig zu dünn war, mit der linken Hand ungeschickt in die Höhe genommen, in der rechten hielt sie einen alten corpulenten Regenschirm. Jedesmal, wenn sie hörte, daß Jemand hinter ihr her kam, raffte sie das Kleid anders, nicht immer vortheilhafter, aber es überkam sie immer wieder die Idee, es sei Pokorny, und das brachte diese unruhige Verbesserungsfucht in ihr hervor. Sie hoffte so sehr, ihm zu begegnen! So oft sie konnte, ging sie deshalb aus. Auch heute machte sie einen Umweg aus diesem Grunde.

Es wäre ihr überdies unmöglich gewesen, jetzt nach Hause zu gehen. Unerträglich, jetzt still zu sitzen und zu flicken und zu stopfen, wie es ihr tägliches verwünschtes Loos war! Ihre Pulse klopften, und unter dem straffgespannten Schleier glühten ihre Wangen.

Sie war bei Fräulein Mimi gewesen, um ihr endlich die Atlasschuhe abzuliefern. Fräulein Mimi hatte in einem bezaubernden blauseidenen Schlafrock am Ramin gesessen auf einem großen Schaukelstuhl, den reizenden kleinen Jolly auf dem Schoße. Neben ihr hatte eine Porzellanschale mit hohem Bronzefuß gestanden, die war mit Chokolade und Bonbons gefüllt, und Fräulein Mimi aß davon, während sie in ihrem Buche las. Und das Zimmer war voll Duft

gewesen und voll dämmerigen Lichtes, und ein paar bunte, schreiende Vögel hüpften auf einer Stange hin und her, und der Teppich fühlte sich an, als geht man auf lauter Sammet spazieren.

Karoline hatte dieses elegante Durcheinander immer bewundert, heute wirkte es geradezu faszinierend auf sie. Sie sog jede Einzelheit mit Bewunderung und Neid in sich ein. Freilich, das war etwas Anderes, als so ein einzelner Blütenbaum in ihrer kahlen Stube daheim!

Fräulein Mimi hatte sich umgedreht und ihre ehemalige Kollegin herzlich begrüßt.

»Famos, Brömme, famos!« rief sie, ihrer Gewohnheit nach den Jargon des Theaters und des Offizierkorps mit einander mischend. »Erheblich schlank sind Sie geworden! Das neue Kleid, rosa Schleier — wird genehmigt. Brömmchen, Brömmchen, das hat etwas zu bedeuten! Habe übrigens schon so was läuten hören.«

»Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Mimi,« sagte Karoline und wurde roth vor Befriedigung. Mimis Aeußerung war für sie der Orden, der sie in diesem hübschen Zimmerchen coursfähig machte.

»Kommen Sie, plauschen wir ein bißchen,« sagte Fräulein Mimi und streckte den Arm aus, um einen kleinen Sessel zu sich heranzuziehen. »Diskretion Ehrensache. Amüsanter Mensch der Joseph, was?

Linerl, Linerl, Sie werden doch nicht gar nach Brünn mit ihm durchgehen?»

»Nach Brünn?« fragte Karoline verwundert.

»Na ja. Am 15. muß er schon den Manrico singen. Was der für Glück hat! Als einziger Spieltenor am Brünner Stadttheater! 250 Gulden Gage monatlich. Davon natürlich 5 Prozent für den Agenten, aber 10 Gulden Spielhonorar für jedes Auftreten, zehnmal garantirt. Wagner können sie sich da nicht leisten, also — Aber Kind, was ist denn los? Sie fallen mir doch nicht ab? Was haben Sie denn?«

Karolinens Kopf war an Mimis Schulter gesunken. Die kleine Frau zitterte. Man fühlte, wie das Weinen in ihr aufstieg und sie fast zersprengte. Sie war nicht ohnmächtig, aber haltlos kämpfend — unterliegend. Die Nachricht von Pokornys Fortgehen hatte sie zu unvorbereitet, zu plötzlich getroffen. Sie hatte in der letzten Zeit beständig nur in ihm gelebt, immer nur in Erwartung seiner Gegenwart, nun sollte ihr das nie Besessene grausam entrückt werden! Nicht einmal aussprechen durfte sie sich gegen ihn, nicht das Geständniß seiner Liebe vernehmen. Denn diese Hoffnung war es, die sie unbewußt umhergetrieben hatte. Einmal nur aus seinem Munde hören, daß er sie liebe! »Ich sterbe, wenn er fortgeht,« schluchzte sie verzweiflungsvoll und ein wenig pathetisch an Mimis Schulter.

»Ja ja, der Joseph. Na, das gibt sich mit der Zeit,« tröstete Fräulein Mimi mit großer Seelenruhe. Dann ging sie ans Fenster, wo auf dem Blumentische neben einer verdorrten Grika und einem köstlichen rothblühenden Rattus eine Flasche Ungarwein stand. Fräulein Mimi holte ein zierliches Blumengläschen aus irgend einem Winkel, wischte es mit den Fingern aus und schenkte ein. »Trinken Sie, das macht Muth. Danach sieht Ihnen die Welt gleich viel gemüthlicher aus.« Karoline trank. Der Wein glitt ihr so weich und süß die Kehle hinab, er strömte so füllend durch die Adern, die der Schreck geleert hatte! Sie schlürfte das schmale Röhrengläschen bis zur Neige aus und tropfte den Rest bedachtsam nach.

»Na schmeckt's?« fragte Mimi gutmüthig. Karoline nickte stumm. Sie mochte noch nicht wieder sprechen, wollte auch nicht bleiben, so sehr ihr Fräulein Mimi zuredete.

Unterwegs bedauerte sie dann freilich, nichts Näheres erfragt zu haben, aber sie war so versunken in ihr süßes Leid, daß alles Konkretere darin verschwamm. Practische Dinge hatte sie immer mit ihrem gefunden Menschenverstande robust gefaßt, das Gebiet des Herzens lag außerhalb ihres Erfahrungskreises. Sie hatte noch kein Fahrzeug gefunden, um dieses Meer zu beschiffen. Bis jetzt stand sie noch neugierig,

mit klopfendem Herzen, am Ufer und starrte hinein. Und was für seltsame Gebilde da auftauchten!

Zuerst, alles überragend, der Schmerz. Also Joseph ging fort? Fort für immer? Er ließ sie allein! Der einzige Mensch, der Schönheit und Wärme in ihr Leben brachte, ließ sie allein!

»Aber was hast Du denn von ihm gehabt, daß Du so klagst?« rief sie vom Ufer aus den Schmerz zur Ruhe.

»Nichts bisher, Du hast ganz recht, Karoline, nichts. Und viel zu wenig überhaupt vom Leben. Aber das hätte jetzt anders werden können, jetzt, da ich von seiner Liebe wußte.«

Der Schmerz tauchte unter, und ein neues, seliges Gefühl hob sich empor.

»Ja, jetzt ahne ich, was Liebe ist,« sagte es mit leiser, träumerischer Stimme, »der Rosenstock hat es mir eingehaucht bei Tag und Nacht. Süß ist sie und feurig wie der Wein, den Du in Deinen Adern spürst, und sie hat nichts zu schaffen mit Deines Alltags Geschäften. Oder glaubst Du, daß Du daheim die fremde Sehnsucht stillen kannst, die Dich umhertreibt, seitdem Dir kund geworden, wer Dich liebt? Dein Mann —« und feuchten Antlitzes tauchte das Mitleid in die Höhe — »seine Sklavin bist Du nur, die Sklavin eines langweiligen, trockenen Schwächlings. Denke nur an den gestrigen Abend. Möchtest Du so weiter

leben, eingesperrt zwischen Arbeit und Gfcl? Und so wird es mit Dir bleiben Dein lebelang, wenn nicht —« das Mitleid machte der funkelnden Lockung Plaz, die glänzend geschmückt und mit heimlichem Lachen emporstieg.

»Er aber ist edel. Um Deiner zu schonen, hielt er sich ferne, denn er fürchtete den Zorn Deines Mannes für Dich. Er denkt Dein mit Zartfönn und sendet Dir seine Grüöe durch schweigende Blumen. Wie schön mag er aussehen, wenn er dort in der fremden Stadt in farbiger Kleidung auf der Bühne steht und singt. Und die Sehnsucht wird er singen, den Schmerz und die Liebe, die Liebe zu Dir.« — —

»Ah! — — Wie Sie mich erschreckt haben, Herr Pokorny!« Karoline war, ganz versponnen in ihre unreifen Sentimentalitäten, in ihre Chaussee eingebogen, als sie Joseph bemerkte, der grüßend auf sie zu trat.

»Wirklich erschreckt?« sagte er. Es schien ihr, als klinge seine Stimme heute zärtlicher als sonst. Oder bildete sie sich das nur ein?

»Also gar so ein Garstiger bin ich, daß die Frau Zinerl davonlaufen möcht', wann s' mich gewahr wird?« fuhr er in demselben einschmeichelnden Tone fort. Sie antwortete nicht. Seine Nähe in diesem Augenblicke war ihr wie ein Wunder, das sie stumm und gläubig genoß.

»Geht's Ihnen denn jetzt wieder besser, Frau Brömme?« fing Pokorny wieder an. »Grad' komm' ich von der Fräulein Mimi. Ich hab' Abschied nehmen wollen, und die hat mir erzählt —«

»Und zu mir — zu uns wären Sie nicht gekommen?« stieß Karoline heraus.

»Aber ja, um das bin ich ja dahergelaufen. Denn jetzt, wo ich mir erklären kann — — sonst wäre ich selbstverständlich davon geblieben, nachdem mich der Herr Brömme lezthin so abfallen ließ. Grad' wollt ich ihm mein Engagement nach Brünn mittheilen, da — na, Schwamm drüber, mir hat's nichts ausgemacht, so vergnügt wie ich damals war. — Und jetzt erst recht nix.«

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Der junge Mann blickte prüfend auf die kleine aufgeregte Frau an seiner Seite. »Sieh, sieh, das Linerl,« dachte er behaglich. Er hatte es der Mimi nicht glauben wollen, nun sah er mit eigenen Augen, daß sie ihm gut war. Fräulein Mimi hatte sich todtlachen wollen über sein »Biedermannsbenehmen«, wie sie es nannte. Sie glaubte, er wolle nur nichts gestehen. Er aber hatte wirklich nichts gewußt. Woher denn auch? Die kleine Brömme war immer nett zu ihm gewesen, na ja. Aber das waren sie alle! Warum denn nicht? Und sie hatte immer so etwas Ehr-

puffeliges gehabt! Und Brömmes Ungezogenheit von neulich sollte Eifersucht sein? Na, feinewegen!

Die Situation fing an, ihm Spaß zu machen. Er war diese Tage über in Brünn gewesen, um sich seinem Director vorzustellen. Sein ganzer Kopf war erfüllt von ehrgeizigen Plänen. Die kleine sächsishe Stadt mit ihren Gläubigern und ihrem Klatsch konnte ihm nichts mehr anhaben, interessirte ihn nicht mehr. Das kleine Abenteuer, das sich ihm zuletzt noch bot, nahm er leichttherzig hin, wie man zum Abschied eine gleichgültige Blume pflückt, nur weil's die letzte ist.

Sie waren jetzt in eine kleine Gasse eingebogen, von der aus man direct das Hinterhaus, in dem Brömmes wohnten, erreichen konnte. Es war dunkel dort und still. Das feuchte, holperige Pflaster glänzte im letzten Tagesseine. Pokorny trat sehr dicht an Karolinen heran. Die Falten seines rauhen Dolmans rieben sich an ihrer herabhängenden Hand, da, wo zwischen Handschuh und Ärmel eine Stelle frei blieb. Diese Berührung reizte ihre Nerven aufs äußerste. Sie konnte kaum noch gehen und hatte nicht die Kraft, ihre Hand in eine andere Lage zu bringen. Er nahm wahr, was in ihr vorging, und neben der erfreuten Eitelkeit erwachte auch die Jugend nun in ihm und trieb ihn Karolinen zu.

Jetzt waren sie an Brömmes Wohnung angelangt. Zitternd nahm Karoline den Schlüssel aus der Tasche

und schloß auf. Wußte sie, in welche Gefahr sie sich begab, als sie mit ihrem fiebernden Herzen, und dem, der es erfüllte, jenen Raum betrat, in dem jede Ecke, jede Falte von Sehnsucht und Verlangen redete, die in sie hinein geweint worden waren?

Zu derselben Zeit wanderte der gute Ferdinand geruhigen Schrittes vom Theater daher. Man hatte heute zeitig Feierabend im Orchester. Zwei Zwischenacte mit oft gespielter Musik bestritten, das war alles. Brömmen war es heute freudig und hoffnungsvoll zu Sinne. Er hatte Pokornys Versetzung erfahren, das machte ihm das Herz leicht. Es mußte ja noch alles gut werden, wenn man nur Vertrauen zu einander hatte. Konnte nicht am Ende Alles doch Verleumdung sein? Wie hatte er sich nur so in Verzweiflung jagen lassen! Er wollte ruhig und vernünftig mit Karolinen reden, wollte seinen eigenen Fehler eingestehen, ihr versprechen, nie wieder seinen Trost im Wirthshause zu suchen, sondern wie sonst zu Hause zu bleiben. Dann würde auch sie Muth fassen, würde bereuen, was etwa zu bereuen wäre (in diesem Augenblick schien ihm das Wahrscheinlichste, daß es nur ein Hauch, ein Nichts, kaum der Schatten eines Versehens sei) und sie würden glücklich und zufrieden leben, wie sie

gelebt hatten, ehe ihnen durch den unglückseligen Rosenstock der Argwohn ins Haus kam.

Langsam und mit einem guten Näckeln stieg er die Treppe hinauf. Auf dem obersten Absatze stieß er auf zwei kleine, verschüchterte Gestalten, die dort in der Dämmerung beisammen kauerten.

»Ihr seid noch auf? Was macht Ihr hier?« fragte er erstaunt.

»Mutter hat gesagt, wir sollten auf der Straße spielen,« erwiderte Fritschen, der den kleineren Bruder schützend umschlang, weinerlich, »aber auf der Straße haben uns die großen Jungen geschlagen.«

»Und unten im Hofe bellt der böse Hund so sehr,« fügte Karlchen verängstigt hinzu.

Brömme nahm sie beide bei der Hand und führte sie vollends hinauf. Sollte Karoline so lange fortgeblieben sein? Hatte sie die Kinder ganz vergessen? Zu seinem Erstaunen fand er den Schlüssel in der Thüre stecken. Er öffnete und wurde leichenblaß. Dort am Fenster standen sie, eng aneinander geschmiegt, zwei dunkle, zärtliche Silhouetten.

Einen Augenblick verharrte er starr, ohne Bewegung, dann drückte er die Thür leise wieder zu, lehnte sich ans Treppengitter und weinte. Fritschen und Karlchen sahen trostlos zu, dann schlichen sie, sich an den Händen haltend, zur Nachbarin hinüber. Der Vater war ihnen unheimlich, und die Mutter wollte

nichts mit ihnen zu thun haben heute abend, das fühlten sie wohl.

Brömme aber ging den nun schon gewohnten Weg zum Wirthshause hinüber. Er war dem nicht gewachsen, was sich gegen ihn erhob. Was kann ein Schwacher thun, als fliehen? Seine ganze Seele war von einem jammervollen Staunen erfüllt, daß gerade ihm, dem Friedfertigen, so Unerträgliches bestimmt sein konnte. —

Drinne im Zimmer hatten sie nicht geachtet auf das leise Oeffnen und Schließen der Thüre.

»Auf morgen,« sagte Karoline leise, »geh jetzt Joseph, geh, auf morgen.« Sie bog sich zum Fenster hin und brach ihm eine Rose vom Rosenstock. »Da nimm, Deine Rose!«

»Meine?«

»Nun ja doch, Dein Geschenk.«

»Der Rosenstock ist nicht von mir — wie kamst Du nur —? Aber ich werde Dir morgen die schönsten Blumen — auf morgen also, um diese Zeit.« Er preßte sie noch einmal zärtlich an sich und verschwand.

Sie stand verwirrt und glühend da.

Der Rosenstock ist nicht von ihm? Ist es denn möglich, daß sie noch ein Anderer —? Sie blickte in der dunklen Fensterscheibe auf ihr Bild, wie es zitterte und lächelte. Ja, das war sie, die hübsche, die geliebte Karoline. Und wenn es wirklich so war, wenn

sie einem Irrthum diese tiefe, sündliche Seligkeit verdankte? — Immerhin! Sie breitete beide Arme aus und seufzte wollüstig auf. Ob sie ihn wohl jemals finden wird, jenen Andern? Und was dann? Von heute ab hatte sie keine Rücksicht mehr zu nehmen auf sich!

Sie wollte sentimental werden, aber es gelang ihr nicht. Das strömende Kraftgefühl überwog in ihr.

O wie schön, wie schön das Leben war, und wie wenig sie das gewußt hat! Aber jetzt wollte sie nachholen! —

Der Rosenstock, der bei ihrer heftigen Bewegung einen kleinen Stoß erhalten hatte, ließ auf einmal alle seine Blüthenblätter herniederregnen. Kahl und schmucklos stand er da.

Das Schicksal verlöschte die Fackel, mit der es ein friedliches Haus in Brand gesetzt hatte. Die Feuerbrunst aber erlischt nicht, wenn man die Fackel zerstört, die sie entzündet.



Einklang.



Nein, wozu sich Illusionen machen? Mit seiner Künstlerlaufbahn war es zu Ende!

Henrik Gade ließ die Geige sinken und blieb mitten im Zimmer stehen, wie überwältigt von dieser dumpfen, unfaßbaren, unmöglichen Wirklichkeit. Bis jetzt war er immer noch ein wenig darüber hinweg getändelt; an eine ernstliche Gefahr zu glauben hatte er sich nie entschließen können. Nur gelegentlich, auf seinen Concertreisen, consultirte er wohl einmal die europäischen Berühmtheiten. Sein Petersburger Arzt hatte ihn nach dem Kaukasus geschickt, der Pariser Nervenprofessor sprach von den Bädern der Pyrenäen, in Christiana hatte man ihn massirt, in Wien elektrisirt, aber es war nur schlimmer und schlimmer geworden. Heute, hier in Berlin, hatte man es ihm unverhohlen ausgesprochen, seine linke Hand könne nie wieder ihre frühere Beweglichkeit zurück erhalten, die durch Ueberanstrengung hervorgerufene Erschlaffung der Muskeln und Bänder sei nicht mehr zu heben.

Damit war sein Todesurtheil gesprochen. Soeben hatte er wieder einen Versuch gemacht. Anfangs, ja, da war Alles gegangen wie sonst. Da hatte er geschwelgt in diesen kleinen nervösen Tonschattirungen, die er herauszuarbeiten verstand wie kein Anderer. Da hatte er sich hineingerissen gefühlt in die capriciöse prickelnde Tollheit seiner Cadenzen. Aber dann kam eine unbequeme Lage, hier wieder eine Reihe von Doppelgriffen; und dazu seine berühmten rasenden Tempi, die die Schwierigkeiten noch verstärkten. Ja, wenn man abändern wollte, umsetzen, auslassen; aber daran war nicht zu denken. Der »norwegische Hexenmeister«, der »Rattenfänger von Bergen« und vernünftige Compromisse? Ein müdes Lächeln ging über sein Gesicht. Er schien in diesem Augenblick ein völlig Anderer als jener Henrik Gade, den man aus dem Concertsaal kannte.

Dort hatte er etwas Uebermüthiges in seinem Lächeln, sein Blick war glänzend und flüchtig, seine Bewegungen voll rhythmischer Kraft.

Aber auch so, wie er jetzt dastand, in sich versunken und gleichsam verblaßt, war er eine anziehende Erscheinung. Groß und geschmeidig, mit schräg abfallenden Schultern, langem Halse, langen Händen und Füßen. Sein Kopf war ein wenig vorgeneigt, so daß das schwere blonde Haar in die Stirne fiel. Darunter ein paar feine, dunkle Brauenstriche, Augen

von einem hellen, intensiven Blau, ein Schnurrbart, der über der Oberlippe ganz kurz geschnitten war, und ein festes, längliches Kinn. Alles in Allem ein Mann, an dem man nicht leicht vorbei sah.

Langsam ging er jetzt zum Tische, hob gewohnheitsmäßig, ohne viel daran zu denken, die gestickten Decken des Geigenkastens in die Höhe und bettete das Instrument hinein. Dann schloß er den Deckel. Einen Augenblick blieb sein Blick auf dem länglichen schwarzen Kasten haften. Glich er nicht einem Sarge? Nie früher war ihm das eingefallen. Aber heute freilich, heute!

Er war unfähig, darüber hinaus zu denken. Und doch mußte er das thun. Er mußte versuchen, sich eine Vorstellung davon zu machen, was nun aus ihm werden sollte.

Während er auf dem Sopha lag und eine Cigarrette nach der andern rauchte, durchlief er in Gedanken sein ganzes bisheriges Leben. War denn von all' diesem bunten Reichthum nichts zurückgeblieben, das ihm als Stütze dienen konnte? Er dachte an seine vielen Bewunderer, an seine Freunde, seine ausgedehnten Verbindungen. Auch seine eigenen mannigfachen Talente fielen ihm ein, auf die er immer ein bißchen stolz gewesen war; aber alles das lag vor ihm farblos und fern, wie unter einem grauen Nebelhimmel ohne Horizont und Leitstern. Soweit er auch

zurückging in seiner Erinnerung — nichts, was ihm eigen war. Selbst seine Musik schien ihm nun etwas Fremdes, Angelerntes.

Wenn er recht darüber nachdachte, war er nur durch einen kindlichen Ehrgeiz zur Wahl seines Berufes geführt worden. Er entsann sich noch gut des entscheidenden Abends.

Es war in seinem Elternhause, Ole Bull geigte, und seine Mutter, eine brillante Klavierspielerin, begleitete.

Henrik war damals erst sechs Jahre alt und hörte seinen berühmten Landsmann zum ersten Male.

Weit mehr als der Vortrag selbst ergriff den Knaben die andächtige Bewunderung, die er in allen Blicken las. Es machte einen tiefen Eindruck auf ihn, daß alle Diejenigen, die er bisher als Höchste betrachtet hatte, sich dem Künstler so unbedingt unterordneten, und mit Andacht betrachtete er den unscheinbaren Geigenbogen, der solche Macht verlieh.

Seit jenem Abend war es das Ziel seiner Wünsche, die Geheimnisse dieses Zauberstockes kennen zu lernen.

War dieser Umweg nicht bereits ein Zeichen für die mehr receptive Art seiner Begabung? Er zog nachdenklich ein paar tiefe Züge aus seiner Cigarette. Wie das Alles jetzt zusammenhängend vor ihm lag — das, was er sein Leben genannt hatte!

Als er elf Jahre alt war, wurde Ole Bull sein

Lehrer. Von ihm lernte er die graciöse Sicherheit, mit der er scheinbare Unmöglichkeiten in klingende Tropfen, leuchtende Perlen und weiche, zitternde Wellen verwandelte. Von ihm aber auch die Sucht nach bizarren Effekten.

Oder begegneten sich darin ihre Naturen. Mit sechzehn Jahren begann Henrik seine Virtuosenlaufbahn. Sein Vater hatte durch unglückliche Handelsspekulationen sein ganzes Vermögen verloren. Henrik sollte nun Geld erwerben. Und das that er.

Damals lag die Welt vor ihm wie ein blühender Garten, dessen Rosen und dessen kommende Früchte ihm alle entgegen wuchsen. Von Land zu Land ist er gezogen mit tönenden Saiten und aufmerksamen Sinnen, immer auf dem Beifall des Publikums balancirend. Wohin er kam, war er der Liebling der Frauen. Aber schon früh hinderte ihn die eigenthümlich kritische Anlage seines Charakters daran, unbefangen zu genießen, sich gleiten zu lassen.

Es wurde ihm zum Sport, alle Erscheinungen des Lebens in eine prinzipielle Form zu bringen. Mitten im Erlebniß wurde er objektiv.

Das entblätterte ihm jede Freude.

Die Wellen, die er schöpfen wollte, wichen von ihm zurück, und sein Faß blieb leer.

Und mit den realen Reichthümern ging es ihm ebenso. Große Summen glitten ihm durch die Hände,

ohne daß er Genüsse dafür eingetauscht hätte. Er schöpfte, schöpfte — und sein Faß blieb leer.

Man hielt ihn für blasirt, für hochmüthig. Und doch gab es vielleicht keinen Menschen, der so abhängig war von seinen Nebenmenschen wie Henrik Gade. Er bedurfte einer gewissen Beifallswärme, um seine Gaben zu entwickeln. Er wollte verstanden werden, gelobt für jeden Fortschritt, den er gewann; einen Anderen bereichern mit der Anstrengung, die er machte, und durch dessen Ermunterung wieder bereichert werden. Bis jetzt hatte er das Publikum gehabt. Aber nun?

Welcher neue Beruf konnte ihm das bieten? Und wieder begann er den Kreislauf seiner Pläne.

Ob er Schriftsteller werden sollte? Er hatte Talent zum Schreiben. Seine Beobachtungsgabe war scharf, sein Stil pikant und fesselnd. Ab und zu hatte er wohl schon ein kleines Essay verfaßt, Künstlerbegegnungen, Reiseerlebnisse. Aber seine Leistungen hierin waren doch nur ein Schaffen aus zweiter Hand gewesen. Zu eigener Production fehlte es ihm an faßtiger Gestaltungskraft. Und woher neue Stoffe nehmen, jetzt da sein Leben voraussichtlich nicht mehr so voll Abwechslung sein würde wie früher?

Nun dachte er wieder daran, zu komponiren. Das würde ihm eine Thätigkeit geben innerhalb seiner Kunst.

Bis jetzt hatte er noch wenig herausgebracht. Als junger Mensch eine brave Sonate, später einige geistreiche Etüden, ein paar Lieder mit dem Text eines französischen Symbolisten, das war Alles.

Einmal freilich, einmal hatte er noch Etwas komponirt, ein Notturmo — »alla morte« hatte er's genannt — eine Art Hymnus, ein Gesang ohne Worte, eine düstere Huldigung dem Tode. Das war in Bergen gewesen, als seine Mutter starb. Und in aller Trauer hatte er es als einen Genuß empfunden, solchen Schaffens fähig zu sein. So komplizirt vollzog sich das Einfachste in ihm.

Jetzt sollte das Notturmo gedruckt werden. Eine Zeitschrift für moderne Künste hatte es zur Veröffentlichung erworben.

Ja, wenn er mehr in dieser Art schreiben könnte! Aber wie sollte er auf eine Fähigkeit bauen, die nur unter den stärksten Gemüthserschütterungen flüssig wurde? Alle seine Talente waren ja nichts Anderes als ein Produkt des Verstandes und der Erregung. Wie oft hatte er jene reichen, gesättigten Naturen beneidet, die, aus verborgenen Quellen gespeist, immer nur von ihrer Fülle weiterzugeben trachten! Aber so war es nicht mit ihm.

Es war von Anfang an eine gewisse Müdigkeit in seinem Blute gewesen, jene Müdigkeit, die der geringste Reiz zu ekstatischer Anstrengung aufstachelte.

Auch in seinem Vortrage hatte sich das bemerklich gemacht. Plötzliche Uebergänge von der müden Verfeinerung abgedämpfter Wirkungen zu erhitzter, athemloser Phantastik.

Bisher war ihm das nie recht zum Bewußtsein gekommen, aber heute fühlte er sich unbefriedigt und hülflos.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach seine trüben Betrachtungen. Ein Kellner brachte Briefe und Zeitungen. Mehrere Stadtbriefe, Gesellschaftseinladungen, die er ohne Weiteres in den Papierkorb warf. Man war es gewöhnt, daß er dergleichen nicht beantwortete und je nach Laune kam oder ausblieb. Eine der Karten hielt er einen Augenblick lächelnd in der Hand. Sollte er sich entschließen, zu heirathen? Reich zu heirathen? Die junge Wittwe, die ihn so dringlich um seinen Besuch bat, war reich, hübsch, sanft, liebenswürdig, und sie vergötterte ihn! Aber sich um des Geldes Willen an eine Gleichgültige fesseln? Unmöglich! In weitem Bogen flog die Karte zu den anderen. Nun öffnete er die übrigen Briefe. Ein Schreiben aus Petersburg. Die Anfrage wegen des üblichen Frühlingskonzertes, dann ein Briefchen der Sängerin Sigrid Arnoldson. Sie schlug ihm eine gemeinschaftliche Tournee in Amerika vor. Und hier — nun das hatte gerade noch gefehlt! Die Amati wurde ihm angeboten, die Amati, mit deren Besitz

er seit Jahren vergeblich in Unterhandlungen stand! Das Blut stieg ihm ins Gesicht. War das nicht eine Lücke des Schicksals? Gleich darauf aber lächelte er wieder sein müdes, ironisches Lächeln. Jetzt lernte er eben das andere Gesicht des Lebens kennen, das »Salomegesicht«, wie er es mit einer Reminiscenz an Max Klinger's lüftern-grausame Frauengestalt nannte.

Ja, so war es. Gerade so! Ein schadenfroher blutgieriger Dämon.

Die Vorstellung gab ihm fast eine ästhetische Befriedigung.

Einige Stunden später erschien ihm das Leben nicht mehr düster

Mißmuthig, nur um sich zu zerstreuen, war er ausgegangen. Einige Porträts in Ultramarin und Himbeersfarben, die am Fenster eines Kunstsalons aushingen, hatten ihn angelockt. Vielleicht gab es da drinnen Etwas, das ihn humoristisch stimmte.

Aber es war nichts. Die meisten Bilder kannte er schon aus Paris und München. Nichts, was ihn interessirte.

Im Vorbeigehen fiel ihm ein Bild auf, weil es zwei Geigende darstellte. Er trat näher, um zu controliren, ob die Finger- und Armbewegung richtig

studirt sei, und fand sie correct. Eine Weile blieb er davor stehen. Plötzlich ging ihm mit großer Gewalt die Schönheit des Bildes auf.

Eine blumige Wiese, in der Mitte ein Bach, der auf uns zufließt, zu murmeln scheint. Einige winterbraune junge Eichen, regungslos, wie in Licht getränkt, knospende Büsche neigen sich zum Wasser hinab. Auf der Wiese zwei Menschen, die lächelnd bei einander stehen. Ein junger Knabe und ein schlankes, braunes Mädchen. Ein Liebespaar? Geschwister?

Sie blicken hinaus in die blaue Frühlingsweite und geigen. Eine herbe Frische liegt in der Luft, aber die Sonne brennt heiß, lebenerweckend.

Das Bild strömte eine gesunde Kraft aus, die auf Gade's Stimmung belebend wirkte. Mit vollster Frische vertiefte er sich in den Vorgang dort. Zuerst war es etwas Aeußerliches, das ihn anregte. Er meinte ganz deutlich aus der Arm- und Fingerstellung der Spielenden zu erkennen, daß es der gleiche Ton sei, den sie beide hervorbrachten.

»Und da stehen sie nun und lauschen, mitschaffend und genießend, dem heiligen Accorde, der die Natur durchzieht,« dachte er. »Und ihre Töne antworten sich, erwecken sich aufs Neue, stützen und füllen einander, bis sie sich verschmelzen zu dem gleichen einmüthigen Saitenflang.«

Mit Freuden constatirte er, daß seine Phantasie

wieder zu arbeiten beginne, und er verfolgte nun nachbessernd seinen Gedankengang.

Was ihm hier allegorisch angedeutet schien, war es nicht das Ideal innigster Gemeinschaft, nach dem er sich längst dunkel gesehnt hatte? Eine Vereinigung zwischen Mann und Weib, in der die Intelligenz des Einen die des Anderen stützt, so daß sie nur zusammen ein Vollkommenes ergeben und zusammen Vollkommenes schaffen können? Zwei Seelenhälften, die von Anbeginn für einander bestimmt waren und sich zusammen finden.

Es war nicht das erste Mal, das ihn seine Sucht nach dem Schema zum Fatalismus führte. Dem Forschen nach dem Ursächlichen liegt das Metaphysische sehr nahe.

Gade suchte nun die Nummer des Bildes im Katalog: »Einklang, F. Hölderli, Bern«, Das gefiel ihm nicht ganz; »Verschmelzung« sollte es heißen. »Zwei Seelen und ein Gedanke« — oder vielleicht doch »Einklang«? Der Künstler hatte recht! Es war schöner so, natürlicher.

Während er noch dastand und nachdachte, hörte er, daß sich hinter ihm zwei Herren über das Bild unterhielten. Henrik kannte sie beide flüchtig. Der Eine war ein junger Maler, der Schöpfer verschwommener Farbenphantasien, der Andere der Redacteur des »Musaget«, jener Kunstzeitschrift, in welcher

Gade's Notturmo erscheinen sollte. Beide erkannten Henriß nicht, der ihnen im Pelz und Cylinder den Rücken drehte. »Colossale Frische! Kräftige Naturanschauung,« sagte der Redacteur.

»Aber 'n bißchen nüchtern, was? Ich liebe die grünen Wiesen nicht. Man hat die Welt nun lange genug vom Rußstandpunkt aus betrachtet.«

Der Redacteur lachte. »Immerhin ehrliche Arbeit,« erwiderte er dann, während er im Katalog nachsuchte.

»Hölderli, da steht's,« sagte der Maler und wies mit dem Finger auf die Bildecke mit dem Namenszug. »Man sieht in den Ausstellungen auch einzelne Porträts von ihm.«

Der Redacteur hatte inzwischen gefunden. »Aha, Schweizer! Ein Stückchen Gottfried Keller steckt doch in ihnen Allen. — Uebrigens Hölderli? ist das nicht einer unserer Mitarbeiter? Ich muß doch einmal nachsehen.«

Damit gingen sie. Auch Gade wandte sich zum Gehen. Er fürchtete weitere Begegnungen und war nicht in der Laune, Rede zu stehen.

Aber diesem Schicksal sollte er nicht entgehen. In dem Augenblick, als er die Thür des kleinen Ausgangsaales von innen öffnen wollte, fühlte er einen Gegendruck von außen, trat zurück und sah sich nun einem untersehten, freundlichen Herrn mit flugem Blick

und raschen, energischen Bewegungen gegenüber, dem er, mit schnell aufgeraffter Liebenswürdigkeit, die Hand schüttelte. Es war der Commerzienrath Martin Kühne, der sogenannte König von Elberfeld, einer der bedeutendsten Großindustriellen der Rheinprovinz. Als Landtagsabgeordneter lebte er die Hälfte des Jahres in Berlin, und Henrik war ein intimer Freund des Hauses. Er kannte Frau Astrid Kühne schon seit seiner Kindheit. Sie waren Nachbarkinder gewesen, dort oben in Bergen.

»Das ist ein gescheidter Zufall,« sagte Martin Kühne behaglich und legte seinen Arm in den des schlankeren Gefährten. »Ich gebe mir nämlich hier Rendezvous mit Astrid. Ich soll ein Bild kaufen für unsere Villa im Thiergarten. Da können Sie gleich mit Ihrem Rath — — Aber vor allen Dingen, wie geht es Ihnen? Ich las in der Zeitung von Ihrem Unglück. Haben Sie Astrid schon besucht? Sie erzählte mir noch nichts. Freilich sah ich sie kaum eine halbe Stunde. Ich bin heute erst angekommen.«

»Sie haben in Berlin ein Haus gekauft?« fragte Henrik, absichtlich die Frage nach seiner Gesundheit überhörend. »Richten Sie sich jetzt hier häuslich ein?«

»Astrid ist mit den Kindern hierher gezogen,« erwiderte Kühne. »Sie konnte die Fabrikluft nicht ertragen, wie sie sagt. Und es ist auch practischer so. Ich muß ohnedies während der Sitzungen hier sein.

Das ewige Umziehen ist für die Kinder nicht gut. Hier haben sie ihre Regelmäßigkeit, das kleine Frauchen findet mehr Anregung als in Elberfeld, und ich habe meine Häuslichkeit, wenn ich sie am Nöthigsten brauche.«

»Und in Elberfeld?«

»Ach, da vermissen Sie nichts. Wenn ich in meiner practischen Thätigkeit bin, bedarf ich nicht so sehr der Erholung als hier. Das viele Redenhören macht mich verdrießlich. Theoretisiren ist überhaupt nicht mein Geschmack. Ich dachte früher daran, ganz nach Berlin zu ziehen, aber ich glaube, das hielte ich nicht aus. Und das erlaubt auch das Geschäft nicht. Wenn man nicht selbst an Ort und Stelle ist, geht Alles lässiger. So haben wir uns denn zu dieser Theilung entschlossen.«

»Grüßen Sie Astrid sehr von mir, und ich käme in allernächster Zeit zu ihr,« sagte Gade mit einem neuen Versuch zum Gehen.

»Aber wollen Sie mir nicht erst sagen, ob Sie glauben, daß ich hier etwas Geeignetes finde? Das Malerehepaar Rezius hat uns hergeschickt, die Neuesten stellen hier aus. Ich verstehe absolut nichts von Malerei, aber so eine japanische Tapete oder eine neumodische Stieglitz-Leinwand ist nicht nach meinem Geschmack. Und da ich das Bild schenken soll.«

»Kaufen Sie den ‚Einklang‘,« sagte Henrik schnell.

Es wäre ihm ein angenehmer Gedanke gewesen, das Bild auf diese Weise manchmal sehen zu können. »Das wird Ihnen beiden gefallen,« fügte er hinzu. »Sagen Sie Astrid von mir, es sei ein musikalisches Bild, so recht Etwas für Ansereinen! Und Sie — Ihnen wird es gefallen. Das Bild hat etwas Gesundes, Ursprüngliches. Sie haben solchen vernünftigen Abscheu vor allem Verschrobenen. Kaufen Sie es, rathe ich Ihnen.« Er grüßte schnell und ging.

Nachts stand er dann in seinem dunklen Zimmer und spielte.

Das Bild verließ ihn nicht.

Immer sah er die blumige Wiese, den gekräuselten Bach, und wenn er die Lampe löschte, war's ihm, als stünde er selbst dort, ein junges, empfindendes Wesen an seiner Seite, die eine Geige in den Händen hielt wie er. Er glaubte, den Ton zu hören, der dem seinen Antwort gab, ihn weckend, unterstützend und füllend, bis sich die beiden Einzelnen verwebten und verschmolzen. Und während er so den selbstgeschaffenen Ton wollüstig wieder einschlürfte, ihm Echo gab und Antwort, verstärkte sich ihm diese phantastische Vorstellung der Gemeinsamkeit fast zum Erlebniß. Daneben aber genoß sein immer waches kritisches Bewußtsein diesen ganzen Zustand als ein ästhetisches

Feingericht. Und aus dieser Doppelthätigkeit der erregten Phantasie und des ordnenden Verstandes gestaltete sich ihm eine musikalische Schöpfung, die er beim Morgengrauen und bis tief in den Tag hinein niederschrieb, glücklich, solcher quellenden Inspiration wieder einmal fähig zu sein.

Es war eine alte norwegische Sage, die in ihm auf diese Weise lebendig geworden war, die Sage vom Neck, dem stummen Wassergeiste. Er hat seine Sprache verloren zur Strafe dafür, daß er die Geheimnisse einer Nixe an die Menschen verrieth. Nun sitzt er Abends, wenn sich die Nebel breiten, am Ufer des Meeres und spielt auf seiner Geige, klagend und sehnfüchtig. Die Nixen erheben sich aus dem Wasser und spotten seiner. Die Erlenmädchen singen höhnische Lieder auf ihn.

Die Menschen aber vermeiden den Ort, wo er auftaucht. Denn wer sich von der Geige des Neck zum Mitleid verleiten läßt, wer eine einzige Thräne um ihn weint, der geht seiner ewigen Seligkeit verlustig.

Der Neck aber hört nicht auf mit schluchzenden, verführerischen Klängen, denn er weiß, daß ihm seine Sprache wiedergegeben werden kann, sobald ihn die Thränen einer reinen Jungfrau benetzen.

Und sie kommt, die Erlöserin; in Henrik's Phantasie da kommt sie. Ein Duo erhebt sich zwischen der

Geige des Neck's und der tiefen, tröstenden Frauenstimme. Sehnsucht und Mitleid, Klage und Berheißung. Und jetzt hat der Neck seine eigene Stimme zurückbekommen. Die Geige verstummt. Zwei freudige Menschenstimmen vereinigen sich und verschmelzen — ein Klang nur noch, zum jubelnden Einklang. Zum Schluß öffnet sich den Vereinten das goldene Himmelsthor. Die Liebe hat das Geseß zerschmolzen. Das Ganze endet mit einem Fideliojubel. Henrik spürte Thränen in den Augen, während er schrieb. Ungesucht strömten ihm die musikalischen Gedanken zu, und die Textesworte fügten sich hinein wie von selber. Bis jetzt hatte er nur das große Duo in Angriff genommen, aber es sollte eine Oper werden, das Ganze, seine Oper, nach der er schon immer gesucht hatte. Es war ein romantischer Stoff, er wollte ihn mit modernen Mitteln behandeln. Etwas Geisterverführung und mystische Gluth, Harfensoli und Cymbel. Die Naturstimmen seiner Heimath wollte er da hineinzaubern, das Rauschen der Wellen, Erlen-
gäusel und klagenden Vogelgesang. An die schönen, traurigen Augen der Seehunde erinnerte er sich, an sonnige Bläue und große Einsamkeiten.

Nie hatte er sich so schaffenskräftig gefühlt wie in diesen Stunden.

Der Winter neigte sich seinem Ende zu, ohne daß Henrik Gade irgend einen Entschluß gefaßt hätte. Seine »Oper« war in ihren Anfängen stecken geblieben. Drei Tage lang hatte er gearbeitet wie ein Wahnsinniger, komponirt, gefeilt, umgearbeitet und wieder gefeilt — so lange, bis von der ersten frischen Offenbarung nicht viel mehr übrig blieb. Dann war die Erschlaffung gekommen, ein Bedürfniß nach totaler Trägheit.

Er war noch immer in Berlin — nur weil er nicht Lust hatte, seinen Koffer zu packen. Zudem war ihm die ganze übrige Welt genau ebenso gleichgültig. Warum also fortgehen?

Seine pekuniäre Lage zwang ihn noch nicht zur Initiative. Sein Vater, der inzwischen wieder zu einigem Wohlstande gelangt war, hatte ihm ein kleines Kapital geschickt, und zum Ueberfluß war ihm noch eine ansehnliche Summe zurückgezahlt worden, die er vor Jahren verliehen hatte, und die ihm ganz aus dem Gedächtniß geschwunden war.

Auch seiner eigenen Thätigkeit verdankte Henrik einigen Verdienst. Er hatte einen Anlauf genommen zum Unterrichten. Drei junge Geigenspieler waren seine Schüler geworden. Sie mußten im Voraus, daß auf Regelmäßigkeit in Zeit und Methode bei ihm nicht gerechnet werden konnte, aber eine einzige wohlgerathene Gade-Stunde bot ihnen an künstlerischer

Anregung und technischer Vervollkommnung soviel, daß sie gern reichlich dafür zahlten. So drohte ihm fürs Erste kein Mangel. Um so mehr quälte ihn die Nutzlosigkeit seines Daseins. Der weiblich liebenswürdige Zug seines Wesens, durch irgend etwas Persönliches auf Andere zu wirken, wurde zur peinigenden Sehnsucht. Dieser Zustand steigerte sich fast ins Krankhafte. Es gab Tage, an denen er das Bett nicht verließ, nur aus Lebensunlust. Vergebens versuchte er den Begeisterungsquell wieder zu finden, der ihn damals zu jenem Duo angeregt hatte. In ihm blieb Alles stumm.

Ein paarmal dachte er daran, zu Astrid Kühne zu gehen, der er den versprochenen Besuch noch schuldete. Er hatte Lust, den »Einklang« wiederzusehen. Aber er war so weichlich geworden, daß er sich vor der Enttäuschung fürchtete, falls das Mittel fehlschlug oder Kühne's das Bild damals nicht gekauft hatten.

Auch seine Geige gab ihm keinen Trost.

Bisher hatte er immer auf irgend ein Ziel hingearbeitet, sich Aufgaben gestellt. Geigen, nur zur eigenen Freude, daran konnte er sich nicht gewöhnen.

Von Zeit zu Zeit stürzte er sich in den Gesellschaftstrudel. Er wurde dann für eine Weile wieder das Ereigniß der Saison. Man fand ihn so köstlich pathologisch mit diesem nervösen Haß auf sich selbst

und betrachtete den verstummten Musiker als eine ganz besonders pikante Zuthat zum Menü.

So taumelte er nachtwandlerisch in all' dieser Leere umher, und es bedurfte erst einer Stimme, die ihn bei Namen rief, um ihm die Erinnerung zurückzugeben, daß er lebe.

Das geschah eines Abends, als er mißmuthig von einem Diner zurückkehrte. Beim Lichte der rasch entzündeten elektrischen Flamme sah er etwas Helles auf dem Tische liegen, das Heft jener Kunstzeitschrift, in der sein Notturmo »alla morte« abgedruckt war. Man hatte nur die Hälfte des Tonstückes gebracht und ihm eine künstlerische Umrandung beigegeben.

Beides ärgerte ihn. Wie konnte man die Composition auseinander reißen? Und illustriren! Gerade als schriebe man einen Text zu den »Liedern ohne Worte«. Nach und nach aber fesselte ihn die Betrachtung der Rahmenzeichnung.

Es war eine Darstellung in Blau und Roth mit aufgehöhten, weißen Lichtern. Eine Frühlingslandschaft, auf die der Rauchreif gefallen ist. Die Zeichnung zierte nur die Randleiste und das Kopfstück, sich unauffällig dem gegebenen Raume einfügend.

Auf einem vorspringenden Felsstück stehen, dicht zusammengedrängt, blüthenbedeckte Obstbäume, von glänzenden Schneenadeln starrend. Am Berghange eine Fülle blühender Rosensträucher, eine Wiese mit

Anemonen und Sternblumen. Alle geknickt und niedergesunken; im Vordergrunde die oberen Zweige einer Edelkastanie mit jungen, verkrümmten Blättern, ganz behängt mit dem glitzernden Todesgewande.

Es lag nichts Kleinliches in dieser Schilderung, trotz des Details und, zu Henrik's Erleichterung, auch nichts Sentimentales. Der harte blaue Himmel, die Klarheit der Contouren in der leuchtenden Luft, alles Das hatte eher etwas Erhabenes, Feierliches. Es war vielleicht nicht gerade das, was ihm vorgeschwebt hatte, als er damals in Groll und Bitterkeit die unbarmherzige Größe des Todes empfand. Hier war nichts von Anflage. Einfach der Tod dargestellt, der in seiner großen Schönheit den jungen Frühling erstickt. Gade fühlte sich erfrischt durch die Schlichtheit dieser Auffassung. Es freute ihn, daß seine musikalische Anregung einer so kräftigen Schöpfung das Leben gegeben hatte. Er bekam wieder Geschmack an sich selbst. Jetzt erst entdeckte er den Namen des Künstlers: F. Hölderli. Also wieder der! War es nicht seltsam, wie sie wechselseitig einander befruchteten? Er bekam Lust, mit irgend Einem über das Blatt zu reden. Dabei trat es ihm wieder so recht ins Bewußtsein, wie isolirt er eigentlich dastand. Keiner, mit dem er theilen konnte. Astrid war noch die Einzige, die ihn verstand. Es war eine gewisse Aehnlichkeit des Temperaments und der Bedürfnisse

zwischen ihnen. Aber sie verstand ihn zu gut! Wie oft, wenn er sich bei ihr ausruhen wollte von ermüdender Verstandesarbeit, fand er nur die blassen, spigen Gedanken wieder, denen er entflohen war! Es gab Zeiten, in denen er ihre Gegenwart nicht ertrug, wie die eines lästigen Spiegelbildes. Er schwankte noch eine Weile. Endlich nahm er aber doch Geige und Notenblatt und fuhr zu Astrid.

Er hätte längst zu ihr gehen sollen.

Mehrere ihrer Briefchen hatte er unbeantwortet gelassen, und noch vor ein paar Tagen hatte sie ihm geschrieben, es harre seiner ein »Neues, Längstbekanntes«. Er hatte nicht weiter daran herumrathen mögen. Er kannte ja Astrid's subjectiven Stil. Auch dachte er nicht mehr daran, als er in Astrid's kleines, dämmeriges Schreibcabinet eintrat. Zu seiner Enttäuschung fand er die ganze Zimmerreihe erleuchtet. Im Salon wurde musicirt. Eine Frauenstimme sang. Astrid hatte während der Wintermonate jeden Donnerstag Empfangsabend. Warum hatte er daran nicht gedacht? Leise schlich er zum Fenster, wo neben einem eleganten Drehtischchen Astrid's »Großmutterseffel« stand. Das war ein guter Schmollwinkel, um die Ausführenden nicht »bei der Arbeit« zu sehen. Mundaußperren, Armeverrenkungen, alles Das war ihm zuwider. Hier konnte man still und verborgen zuhören.

Vor Henrik lag die Perspective der drei geöffneten Zimmer, deren Abschluß der Salon bildete. Wie leuchtende Riesenblumen standen die hohen, bunt verschleierten Lampen zwischen den rothseidenen Polstern der Möbel. Dort blickte der fluge Kopf der Minerva Medica aus grünen Palmen hervor. Goldene Bilderrahmen blitzten, die Prismen der Glaskrone schwingen leise mit unter den Tönen der ungeesehenen Sängerin. Hin und wieder hörte man ein Rascheln weicher Seide. Wahrscheinlich Astrid, die begleitete.

Er sah im Ausschnitt der Thüre einige bekannte Gestalten. »Ah, ist der große Wiener Einacterzüchter wieder in Berlin? Und dort der Legationsrath R. mit seiner Frau. Die gestickte Schleppe sollte ich doch kennen! Ist das nicht? Natürlich, das ist ja Marianne Rezius. Und da drüben sitzt auch ein Stück von ihrem Manne. Ob es wahr ist, daß sie jetzt mehr Porträtaufträge hat, als er? Sehen übrigens erbärmlich elend aus, die Leute! Und da hinten ist meine liebenswürdige Wittwe, ich sehe ihr hübsches Schattenprofil an der Wand. Wenn die wüßte, daß ich hier bin! Ob ich am Ende hinübergehe und ihr ein bißchen den Hof mache?«

»Seht, wie liebten wir uns beide,« klang es in tiefen, warmen Tönen herüber — Schubert »Anselmo's Grab«. Wie Glockenton drang es in Henrik's spöttische Betrachtungen hinein. Eine herrliche Altstimme! Wer

war das nur? Er entsann sich keiner Dame, der er diese Stimme zugetraut hätte.

Daß ich dich verloren habe,
Daß du nicht mehr bist,
Ach, daß hier in diesem Grabe
Mein Anselmo ist!

Es lag eine ungekünstelte Einfachheit in dem Vortrage. Ein Schmerz ohne Prätension, ohne Sentimentalität. Wo hatte er doch kürzlich Ähnliches gehört? Oder gesehen?

Und nun setzte die ernste Stimme wieder ein. Diesmal ein Lied von Brahms:

Es kehrt die dunkle Schwalbe
Aus fernem Land zurück,
Die frommen Störche kehren
Und bringen neues Glück.

Henrik erhob sich und schlich ins zweite Zimmer. Ah! das hatte er nicht erwartet. Es war lange her, daß er den Glauben an solche freudige Schönheit verlernt hatte. Hoch aufgerichtet stand sie da, den Kopf stolz und leidenschaftlich erhoben. Unter den geraden Brauen strahlten zwei dunkle, tiefflare Augen, die weißen Zähne funkelten aus dem gesunden, bräunlichen Bläß des Gesichts heraus. Und über der ganzen Gestalt ein Hauch von Jugendkraft, der auf Henrik's verstaubte Sinne kühlend eindrang. Klar und frisch hob sie sich aus allen den Salonfiguren ihrer Umgebung.

Neben ihr am Klavier die müde, schlanke Astrid in ihrem weißseidenen Kleide von phantastischem Schnitt, und ringsum alle diese träumerisch hingelehnten, übertrieben ausdrucksvollen Frauen!

An diesem Frühlingsabend,
So trüb verhängt und warm,
Ist mir's, als fänd' ich wieder
Den alten Liebesharm.

Nein, das glaubte man ihr nicht. Dazu sah sie viel zu wenig angekränfelt aus.'

Es klopft an meine Thüre
Und ist doch Niemand drauß';
Ich athme Jasmindüfte
Und habe keinen Strauß.

Nein, nein! Das bringt sie nicht heraus. Das klingt Alles viel zu nüchtern. Solche Gabriel Magerlieder sind nichts für sie. Die sollte sie noch nicht singen.

Noch nicht? War sie denn noch so jung?

Er betrachtete ihre Gestalt. Nun, zweiundzwanzig, vierundzwanzig mußte man ihr geben. Diese erquickliche Sicherheit der Bewegungen kam keinem früheren Alter zu. Ueberhaupt würde die Charakteristik »junges Mädchen« für sie kaum bezeichnend gewesen sein. Für diesen Herdenbegriff sprach zu viel Eigenart aus ihr.

Das Lied war zu Ende. Im Salon verschoben sich die Gruppen, man wechselte Stellung und Plätze.

Henrik zog sich sachte wieder in den Hintergrund zurück. Er wollte nicht gesehen werden, die ruhsame Empfindung, die über ihn gekommen war, nicht profaniren.

»Sie, Gade?« es war Rezius, der herüber kam, um eine versthlene Cigarette und ein Rauchplätzchen zu erspähen. »Ah! Sie sind hier incognito? Wollen Sie sich überhaupt nicht zeigen?«

Henrik behauptete, er habe Kopfschmerzen, sei nur im Vorbeigehen einen Augenblick herauf gekommen, um — »Wer ist eigentlich die neue Erscheinung da drüben?« fragte er.

»Die Schöne? Die ist von Beruf nicht Sängerin, wie Sie vielleicht glauben, sondern Malerin. Eine Kollegin aus der Schweiz! Ist sie nicht bezaubernd?«

»Sehr anmuthig,« bestätigte Henrik. Das Herz begann ihm plötzlich ungestüm zu schlagen.

Er sah drüben im Spiegel ihr Bild, wie sie die Schultern bewegte, den Kopf neigte, ein paar freundliche Worte zu reden schien und sich dann mit einer elastischen Bewegung erhob, aus seinem Gesichtskreise verschwand. — Er kam sich unsäglich lächerlich vor, als er sich dabei betraf, wie er da stand und starrte. Dabei aber hatte er ein so köstlich linderndes Gefühl, als habe er mit müden Augen auf eine grüne Wiese geblickt.

»Die hat eine Zukunft vor sich,« sagte Rezius mit einem unwillkürlichen Seufzer. »Sie ist eine Art

Schülerin von Böcklin, malt wie ein Mann! In der letzten Kunstausstellung hatte sie zwei Porträts. — Aber Sie haben ja wohl den ‚Einflang‘ gesehen, den Kühne’s gekauft haben? So ein Hölderli ist in ein paar Jahren das Vierfache werth!«

»Hölderli?«

»Ja, Franka Hölderli.«

Henrik war im ersten Augenblick ganz verwirrt. Dann aber hatte er die seltsame Empfindung, als habe er das die ganze Zeit über erwartet. Sein Herz war ihm auf einmal ganz erwärmt und fröhlich.

»Lebt sie denn hier?« fragte er.

»Kühne’s haben sie eingeladen. Ich denke mir, sie wollen Frau Astrid oder die Kinder von ihr malen lassen. Es war erst davon die Rede, daß meine Frau — oder ich —! Aber die Sache zerschlug sich wieder. In mancher Beziehung ist solche eheliche Konkurrenz unvortheilhaft. Die gemeinschaftlichen Freunde scheuen sich, Einen vor dem Anderen zu bevorzugen, und so entgeht Einem mancher Auftrag.« Er lachte unmotivirt und laut.

»Ich denke mir ein solches Miteinanderschaffen sehr schön,« meinte Gade. »Man lebt doch wenigstens auf gemeinsamem Gebiete, man kann sich gegenseitig fördern.«

»Oder hemmen!« Rezius lachte wieder.

»Manchmal denke ich, ein Künstler thäte am

besten, sich irgend ein gefälliges Echo zu erheirathen, das ihm Muth machte — eine Köchin oder ein Modell. Das ist ja natürlich Unsinn, aber ich sage Ihnen, Gade, kein Wettkampf ist so aufreibend wie der zwischen Mann und Frau.«

Henrik schwieg. Er sah es dem Maler an, daß er ernstlich litt. Aber begriff er denn nicht, daß es in der Ehe nur Austausch, keine Concurrenz geben durfte? Zwei verschiedene Stimmen und eine Harmonie. »Einklang« sagte seine Erinnerung. Damit war er wieder ganz bei »ihr«.

Er spürte eine unwiderstehliche Lust, sich dieser Franka Hölzlerli zu nähern. Aber nicht so, daß er hinein ginge und sich ihr vorstellen ließe. Nein, so wollte er zu ihr kommen, wie sie bei ihm eingedrungen war!

Rezius sah zu seiner Verwunderung, wie Gade leise seine Geige hervorholte und dann die Lampe löschte.

»Bizarr,« sagte er nur. Man war bei Gade an kleine Extravaganzen gewöhnt.

Und nun spielte Henrik seinen Hymnus »alla morte.« Unwillkürlich wählte er im Anfang ein ruhigeres Tempo. Etwas von Franka Hölzlerli's Auffassung spiegelte sich in seinem Vortrage wider. Dann aber, im zweiten Theile, wurde er wieder ganz er selbst. Mystisch unentwirrbar jagten die Töne

heran, dann ein greller Schlag — lautlose Stille — das ist der Tod.

»Himmlisch — entzückend — Gade hoch!« rief man aus dem Nebenzimmer.

Ein kleiner Tumult erhob sich. Jeder wollte hören, reden, sehen. Man stieß einander ins Dunkle hinein, man rief nach Gade. Der aber hatte seine Geige sachte auf Astrid's Schreibtisch gelegt und war hinaus geschlichen. Das Letzte, was er noch sah, war Franka's ernstes, blühendes Gesicht über dem tiefen Weinroth ihres Kleides.

Als Henrik am nächsten Morgen erwachte, fand er in sich ein unbestimmtes Freudengefühl vor, das ihn befremdete. Gewohnheitsmäßig gab er sich ans Seziren, aber schon auf halbem Wege gebot er sich energisch Halt. Er wollte noch nicht wissen!

Dagegen empfand er es als eine unabwendbare Pflicht, sich bei Kühne's wegen seiner gestrigen Flucht zu entschuldigen. Und dann war ja auch diese Fremde noch dort. Er mußte ihr doch zeigen, daß er nicht geschmacklos genug sei, sich als typisches Genie zu gebärden.

Ja, diese Fremde! Wie kam es, daß er nie daran gedacht hatte, F. Hölderli könne eine Frau sein? Jetzt wollte er sogar einen Zug weiblicher Pedanterie

in ihrer Frühlingslandschaft finden. Keine Spur von Phantasie. Einfach ein Stück Natur nachgezeichnet. Alles Uebrige hatte er selbst hinein empfunden. Aber wenn es so war, warum hatten ihn gerade die Höl-derli'schen Bilder aus seiner Lethargie aufrütteln, frische Gedanken in ihm wecken können? Vielleicht, gerade, weil es eine Frau war? Vielleicht, weil es seine ihm bestimmte Seelenhälfte war, die er gefunden hatte?

»Kismet,« sagte er ganz laut vor sich hin, als wolle er durch ein Gespenst seinen Fürwitz zurückschrecken. Dann machte er sich auf den Weg zu Kühne's.

Dort irrte er erst durch alle Zimmer, ohne Jemanden zu finden. Endlich hörte er Astrid's Stimme aus der Kinderstube. Es war selten, daß sie sich da befand. Gewöhnlich saß sie am Klavier und übte, oder sie schrieb Briefe in ihrem kleinen Arbeitszimmer. Er blieb einen Augenblick stehen und wartete. Ja, sie war es wirklich. Auch der heitere Klang ihrer Stimme war ihm neu. Jetzt lachte sie sogar. Er klopfte und trat ein. Der Anblick des Zimmers versetzte ihn in behaglichste Stimmung. Er war noch nie hier im Reiche der Kleinen gewesen.

Bloofer's Cacao-Bilder an der Wand, das

Schaukelpferd in der Mitte, der niedere Tisch, die kleinen Schemelchen — Alles das erinnerte ihn an seine eigene Kinderstube. Gerade so hatte es nach gebratenen Äpfeln gerochen, und gerade so hatte man beständig invalide Wagenräder und Glaskugeln, Zinnsoldaten und Bälle unter den Füßen gehabt.

Am Fenster saß Franka Hölderli, die hübsche, goldlockige Gudrun auf dem Schoß, den kleinen Halldan neben sich. Ihre tadellose Profillinie hob sich dunkel ab vom bethauten Glase. Sie schien Geschichten zu erzählen. Astrid lag auf dem Leinwandstuhl am Ramin und hörte zu. Ihr nervöses, reizendes Gesichtchen bildete einen interessanten Contrast zu der ruhigen Schönheit Franka's. Alle vier wendeten ihm jetzt die Köpfe zu. »Sagt ich's nicht, daß er heute kommen würde?« rief Astrid und streckte ihm die Hand entgegen. So heimathlich war's ihm zu Sinne in dieser Umgebung, daß er auf ihre Begrüßung mit einer norwegischen Redensart antwortete, die er seit seiner Kindheit nicht mehr benutzt hatte.

»Ich danke für gestern,« sagte er, und dabei fing er an, über sich selber zu lachen. »Verzeihung für gestern, mußte ich sagen,« fügte er hinzu. — »Aber willst Du mich nicht vorstellen, Astrid?«

Franka Hölderli war aufgestanden und hatte Halldan seinen Baukasten herbei geholt zum Ersatz für die Unterbrechung. Jetzt stand sie vor Henrik.

Ihre klaren Augen blickten ihn an, aufmerksam und unbefangen, wie Kinder thun. Astrid trat zwischen die Beiden.

»Menschenfinder, wie seid ihr schön zusammen,« sagte sie und drückte beider Hände in den ihrigen auf einander.

»Ist das Deine Vorstellung, Astrid?« fragte Gade etwas mißbilligend. Dem gehaltenen Wesen der Fremden gegenüber berührte ihre gewohnte Exaltation ihn unangenehm.

»Ich kenne Sie schon, Herr Gade,« sagte Franka jetzt freundlich und fuhr fort, ihn ruhig anzublicken. Dabei ging ein so helles Lächeln in ihren dunkeln Augentiefen auf, daß Gade nicht umhin konnte, mitzulächeln und sich selbst dessen schämte.

»Auch ich kenne Sie,« erwiderte er halblaut, als spräche er ein wunderliches Geheimniß aus. »Ach ja, der Einklang.« Astrid ließ die Beiden endlich los. »Diese ganze liebe, schöne Person hier verdanke ich eigentlich nur Dir, Henrik. Du warst es, der Martin zuerst auf das Bild aufmerksam machte. Es sei ein ‚musikalisches Bild‘, hat er mir bestellen lassen. Wie? War es nicht so?«

Henrik nickte. »Und das war es auch für mich,« sagte er dann, zu Astrid gewendet, obgleich Alles, was er sagte, für Franka bestimmt war. »Es kam wie eine Erweckung über mich, als ich den Einklang

sah, und an jenem Abend — ja Astrid, denke Dir, nun habe ich meine Oper angefangen! Natürlich am Ende.«

»Deine Oper? Und das sagst Du mir jetzt erst? Hast Du sie mitgebracht? Ist sie schon aufgeschrieben?«

Sie war ganz Feuer und Flamme.

Franka sagte nichts, aber ihre Augen leuchteten, als begriffe sie, daß es etwas Großes, Rettendes sei, an dem sie Theil hätte.

Und jetzt wendete Henrik sich zu ihr: »Es ist ein Duo für Geige und Alt; darf ich es Ihnen mitbringen, wollen wir es einmal zusammen üben?«

»Recht gern,« sagte sie einfach.

»Und was ist der Inhalt?« fragte Astrid eifrig.

Gade lächelte. »Genau der Inhalt des Bildes, das mir die Anregung dafür gab,« sagte er zu Astrid, bemüht, die Bewegung zu unterdrücken, die, ohne jede Veranlassung, in ihm aufzusteigen drohte. »Zwei arme Einzelne, die sich zusammenfinden, nicht im aufreibenden Wettstreit, sondern zu gemeinsamem Werke. Einer den Andern bereichernd und ergänzend in seiner Eigenart, bis endlich die beiden Seelen sich verschmelzen zur vollkommensten Einheit, zum Einklang! — Nicht wahr, das meinen Sie doch?« fragte er jetzt Franka, die ihn mit großen nachdenklichen Augen ansah.

»Sie legen viel zu viel in mich hinein,« sagte sie

endlich. »Ich habe nur eine Frühlingslandschaft gemalt, gerade so, wie ich es vor mir sah. Wiese, Bach und die Menschen dazu.«

»Standen denn wirklich zwei Geigende am Bache?« fragte Astrid.

»Meine Nichte und mein Nefte. Sie thun das oft, wenn der Frühling sie ins Freie treibt. Das stimmte Alles so schön zusammen, in Linien und in Farben, da habe ich's eben gemalt.«

»Und daß die Beiden da den gleichen Ton spielen?«

»Das ist ein ungeschickter Zufall gewesen, auf den ich nicht geachtet habe. Ich sah nur auf das Ganze. Was sie da für mich gedacht haben — das ist ja Alles viel zu poetisch.« Sie brachte das mit einem lieblichen Ernste heraus, dem der leise Schweizer Anklang in der Sprache etwas Treuherziges gab. Auch redete sie langsam und besinnlich. Die Begriffe schienen sich ihr erst zu formen, während sie sprach. Gade studirte an ihr mit gespannter Aufmerksamkeit. Noch gestern ahnte er von ihrem Dasein nichts, und heute schien sie ihm das Wichtigste der Welt.

Zug um Zug fügte er ihrem Bilde ein, und überall, im Seelischen wie in der Erscheinung, traf er auf diese adelige Wahrhaftigkeit, die ihn erbaute. Dabei mußte er ein wenig über sich selbst lächeln. Also nur er hatte Alles das hinein gedacht in ihr Bild?

Zimmerhin! Sie war es doch, die ihm die Anregung dazu gegeben.

Sie hatten sich jetzt alle drei am Kamin versammelt. Astrid, in ihrem fließenden weißen Kleide, eine Rose ihres Gürtelstraußes zwischen den Lippen, lag mit halbgeschlossenen Augen in ihrem Sessel und wiegte sich leise hin und her. Ihr zu Füßen saß, auf einem niederen Holzchemel, Henrik. Er ließ mit Wohlbehagen die Gluth des Kaminfeuers über sich strömen, während er von unten herauf zu Franka empor sah, die hoch und anmuthig am Marmorpfeiler lehnte. Ihr schönes Gesicht war nachdenklich, aber die Augen lachten, und die Lippen glühten in hellem Roth. Ab und zu kam eines der Kinder von seinem Spieltischchen herbeigelaufen und schmiegte sich zärtlich in ihre Kleider hinein, was sie mit einer lieblosenden Handbewegung erwiderte.

Gade knüpfte nach einer kleinen Pause wieder an seinen Gedankengang an. »Sie meinen, ich deutete Ihr Bild zu poetisch? Daran eben erkennt man den wahren Poeten, daß er Andere zwingt, ihm seine eigenen Räthsel zu deuten.«

Franka schwieg. Sie dachte lange nach. »Wie der Schauspieler dem Dichter?« fragte sie dann. »Oft verdirbt er es auch! Gest, meine Zeichnung hat Sie verdrossen?« fuhr sie fort. »Ich kann mir's gut denken. Gestern erst habe ich verstanden, wie Sie es

gemeint haben. Viel zu hausbacken ist's ausgefallen. Ich glaube, das nächste Mal wird's schon eher recht sein. Ich hab's ganz deutlich vor mir gesehen gestern Abend, als Sie spielten. Und als dann alle zusammen Ihren Namen riefen, da war ich nicht einmal erstaunt. Ich habe gemeint, ich wüßt' es schon.«

Henrik erlebte heute nichts als Ueberraschungen an sich selbst. Woher kam ihm nur dieses unbequeme Nührungswürgen in die Kehle?

»Was haben Sie gesagt, daß ich Ihre Musik so verdünnt habe?« fügte Franka hinzu.

»Vereinfacht haben Sie die Komposition, veredelt,« sagte Gade. »Und daß mein Werk so gesunde Empfindungen erwecken konnte, das hat mir ordentlich Muth gemacht.«

»Sprecht ihr von dem Notturmo?« fragte Astrid. »Wie seltsam das ist! Ihr beide seid ja beständige Mitarbeiter, Einer regt den Anderen an!«

»So ist es!« Gade war es zu Muth, als hätte Astrid eine Indiskretion begangen mit ihrer Aeußerung. »Niemand kann verstehen, wie wohl mir das thut,« fuhr er halblaut fort. »Ich bin darin wie ein Kind. Ich brauche immer einen Menschen, für den ich arbeite, ich muß gelobt und getadelt werden, sonst versiegt meine Lust zur Thätigkeit. Ich glaube, Jeder von uns hat so seine eigenen Produktionsgeheimnisse,« fügte er lauter hinzu.

Astrid nickte. »Ein kapriciöses Völkchen, diese Künstler. Ich kannte einen Klaviervirtuosen, der nur spielen konnte, wenn Orangenduft im Zimmer war, und Frau Rezius zum Beispiel kann nichts fertig bringen, wenn sie nicht bei der Arbeit laut reden darf, oder singen.«

»Sind Sie auch beim Produciren solchen Stimmungen unterworfen, Fräulein Hölderli?« fragte Henrik.

»Ich? O nein! Solche Bedingungen kommen mir so künstlich vor, so ängstlich.«

»Und Sie selbst, wie arbeiten Sie?«

»Das — daran habe ich noch nie so im Zusammenhang gedacht! Ich habe kein Recept. — Ich meine aber, mit ehrlichem Willen an ein Stück Natur herangehen und ihm so lange nicht von der Seite weichen, bis man es wirklich kennt, das müßte jederzeit gelingen. Und wenn man dann so ganz gefüllt ist von dem Bilde, dann trägt man es in sich herum, bis es sich von selber loslöst. Man gibt es wieder. Hat man's aber nicht erst in sich aufgenommen, wie kann man's wiedergeben? Ich meine, da nützt auch keine künstlich gemachte Stimmung.«

»Ist sie nicht eine Brachtnatur?« rief Astrid.

»Du glaubst gar nicht, Henrik, wie gut sie mir bekommt. Alle Nervosität hat sie mir abgewöhnt. Und ihr gutes Beispiel macht mich ordentlich unheimlich thätig.«

So unheimlich thätig erschien sie nicht gerade in ihrer nachlässigen Grazie da auf dem Sessel hingelagert, aber zufriedener als gewöhnlich. Der gespannte kritische Ausdruck war aus ihrem weißen Sphinxgesichtchen gewichen. Sie schien mit sich und aller Welt zufrieden.

»Sind Sie so fleißig?« fragte Henrik.

Franka lachte statt aller Antwort. Ein herzliches tiefes Lachen. »Hoffentlich bald,« fügte sie dann hinzu. Ich soll Frau Astrid malen, aber ich komme immer so langsam hinein in die Arbeit. Bis jetzt habe ich noch keine richtige Anschauung gewonnen. Ich muß eine Stellung finden, die ein richtiges Bild gäbe.«

»Ja, hilf ihr doch, Henrik,« fiel Astrid ein, »Du kennst mich ja gut genug. Sage ihr doch, was charakteristisch für mich ist.«

»Soll ich Ihnen ein Privatissimum über Astrid's Eigenthümlichkeiten lesen?« fragte er.

Sie schüttelte lebhaft den Kopf. »Ich käme mir vor wie eine Wahrsagerin, die sich vorher bei fremden Leuten erkundigt, wie ihre Kunden zu fassen seien. Nein, sehen muß ich es. Frau Kühne ist für mich schwer. Sehr schwer!«

»Sie haben Recht. Astrid gehört zu den interessanten Frauen, die hübscher aussehen als sie sind.«

»Sehr gut,« lachte diese.

»Und außerdem ist sie Ihr Gegensatz!«

»Weißt Du das schon so genau?«

Franka hatte inzwischen unverwandt nach Astrid hingesehen. »Dieses bläuliche Schneelicht! Es ist Alles zu scharf, zu hart,« meinte sie.

Henrik hatte einen Einfall. »Malen Sie sie doch Abends bei Kerzenlicht, Astrid brennt immer Kerzen. Sie sitzt in ihrem weißen Kleide — Astrid trägt nämlich immer weiße Kleider — am Clavier, vielleicht in der Art, daß — Ach bitte, Astrid, komm einmal mit hinüber. Sehen Sie hier! Da haben Sie auch das charakteristische Milieu, die Raffinements der Farben in der Umgebung. Astrid sitzt am Flügel. Sie hat sich lebhaft umgedreht, um zu irgend Jemandem zu sprechen, der am Fenster sitzt, sehen Sie, so! Dabei hält sie vielleicht eine Rose in der Hand, die sie zerpflückt. Die rothen Blätter liegen auf dem weichen weißen Kleide, die schönen Hände kommen zur Geltung — ja, so ist es gut! Sehr, — sehr gut.«

Franka's Gesicht nahm einen tief gesammelten Ausdruck an. Sie ließ Astrid nicht aus den Augen, die, Henrik's Weisung folgend, ihre Stellung gefunden hatte.

»Nun habe ich mir doch erst fremde Augen borgen müssen,« sagte sie, endlich erwachend, als Astrid sich erhob.

»Fremde? Ihr seid ja Verbündete,« erwiderte

Astrid. Ueber ihnen hing der »Einklang«. Franka und Henrik sahen zu gleicher Zeit hinauf und lächelten.

Als Gade ging, begleitete ihn Astrid bis zur Thüre. Er gab ihr die Hand, dann blieb er einen Augenblick vor ihr stehen und sah sie mit glücklichem Lächeln an. »Sie ist es,« sagte er im Tone freudiger Bestimmtheit.

»Wer?« fragte Astrid.

Er antwortete nicht.

Und »Sie ist es« klang es in ihm nach, als er durch den schmelzenden Schnee hindurch schritt, ganz gleich wohin. Sein Verstand hatte es ihm vorgezeichnet, und sein Herz bestätigend nachgehämmert. Sie war es, seine Seelenhälfte, seine Ergänzung. Alle Erlebnisse der letzten Zeit hatten ihm ihr Erscheinen vorgeedeutet, alle hatten an ihm gearbeitet zu diesem Ziele. Jetzt war er vorbereitet genug, um sein Glück durch alle jene Klippen hindurch zu schiffen, an denen er Andere scheitern sah. Die Gleichgültigkeit, wie sie zwischen Kühne's herrschte, der Wettkampf, unter dem die beiden Rezius litten, alles Das waren Unmöglichkeiten für sie beide, wenn sie nur fest beisammen blieben.

Mitten im raschen Gehen blieb er stehen. Er war wieder einmal mit sich selber durchgegangen.

Nun galt es kalt und klar zu überlegen. Vor allen Dingen: was wollte er? Heirathen? Konnte er denn? Was hatte er zu bieten? Und wollte denn Franka? Die letzte Frage ließ er vorläufig noch außer Acht. Wenn »sie es ist«, dann wäre es undenkbar, daß sie nicht wollte! — Langsam ging er nach Hause, in tiefes Grübeln versenkt. Endlich hatte er einen halben Entschluß gefaßt. Er wollte seine Energie auf die Probe stellen. Wie hatte doch Franka gesagt? »Mit ehrlichem Bemühen an eine Arbeit herangehen und ihr nicht von der Seite weichen.« Das wollte er versuchen. Gelang es, dann hatte er sich den Beweis geliefert, daß er im Stande sei, zu erwerben — zu heirathen.

Die kleine silberne Kaminuhr in Astrid's Salon hob zum Schlagen aus. Eins, zwei — Nichts weiter? Franka seufzte. Sie fühlte sich heute so unruhig, so abgespannt, daß sie am liebsten aufgehört hätte. Sonst hatte nur die Ermüdung ihrer Modelle sie veranlaßt, zu rasten; heute war sie die Erholungsbedürftige, und Astrid hielt aus. Frau Kühne ließ sich von ihrem Kinderfräulein irgend eine Novelle vorlesen, die sie fesselte. Beim Zuhören waren ihr die gegebene Stellung und der gewünschte Ausdruck ganz natürlich. An ihr also lag es nicht, wenn das Porträt heute nicht weiter rückte.

Vielleicht hielten die künstliche Beleuchtung, die dicht verhängten Fenster und der intensive Heliotropgeruch, den Astrid's Kleider ausströmten, diese Aufregung in Franka wach. Oder spürte sie nur die Folge der schlaflosen Nacht? Sie war es nicht gewöhnt, körperlich behindert zu sein. Die Stunden vor dem Mittagessen waren sonst ihre ausgiebigsten. Heute war das Alles aus dem Geleise gerückt. Sie selbst am meisten, die mitten in der Nacht sich erhebt, zum Koffer geht, Bleistift und Skizzenbuch hervor holt und zu zeichnen beginnt. Zeichnet, zeichnet Stunde für Stunde, als hätte es eine fremde Macht ihr befohlen. Nie vorher war ihr das in den Sinn gekommen. Nie vorher hatte sie sich so gedrängt gefühlt von einer inneren Eingebung. Eingebung? Es ist Erinnerung gewesen, Erinnerung an jenes wundersame Geigenspiel. Sie athmete tief. Ein heftiges Herzklopfen hatte sie unvermuthet überfallen. Gerade so wie heute Nacht, während sie zeichnete. Sie empfand eine eigenthümliche Erregung, halb Glück, halb Troß, als müsse sie sich wehren gegen irgend ein Fremdes, Eindringendes, das alles Eigenste in ihr auflöste.

Das vorlezte Kapitel der Novelle war beendet. Astrid corrigirte ihre Haltung. »Bin ich nicht ein wenig zu weit nach rechts gerathen?«

»Einen Fingerbreit vielleicht. Quälen Sie sich heute nicht, ich bin mit der Contour im Klaren!«

Wie reizvoll die Stellung war! Wie charakteristisch für Astrid's lebhaftes Art! Es wird das beste Bild werden, das Franka je gemalt hat. Und das verdankt sie Herrn Gade. Nie wäre sie von selber auf diese Auffassung gekommen. Wenn sie ihn doch manchmal um Rath fragen könnte. Bis jetzt hatte sie nie dieses Bedürfniß empfunden. Sie war sich immer klar gewesen über das, was sie wollte und konnte, hatte einfach derb zugegriffen, wo sich ihr irgend ein malerisches Motiv bot, ohne weiter in die Tiefe zu denken, sich Rechenschaft zu geben über Ausdehnung und Folge. Herr Gade aber hatte das für sie gethan. Er verstand es, Ideen zu erwecken, Stimmungen zu erklären. Da, wo sie nur eine Fläche sah, erkannte sein scharfes Auge Höhen und Tiefen, und seine Phantasie bevölkerte sie.

Sie hörte plötzlich ganz deutlich seine leise, einschmeichelnde Stimme, »zwei Seelen und ein Gedanke, nicht wahr? Das war es doch, was Sie meinten?« Wie armselig sie vor ihm gestanden hatte. Plump und alltäglich. Ihre ganze Art zu arbeiten hatte etwas Handwerksmäßiges gehabt bis jetzt. Er hatte ganz recht, man braucht Stimmung, um Etwas zu schaffen, was des Schaffens werth ist. Der einfache Wille thut's nicht, der läßt Einen im Stich auf den Höhepunkten des Lebens — da wo sie jetzt steht!

Ein Schauer der Freude überrieselt sie. Am

liebsten hätte sie den Pinsel aus der Hand geworfen und wäre hinaus gelaufen in den weichen, verheißungsvollen Märztag, irgend wohin, wo es frei ist und einsam, und die Luft erfüllt vom Dufte der feuchten, besonnten Bäume. Da sich hinstellen und laut aufjubeln vor namenloser Seligkeit! — Warum nur? Was machte sie so glücklich? Eben noch matt und verdrossen, und nun wieder fast ausgelassen vergnügt? Sie schalt sich selbst und mühte sich mit doppeltem Eifer. Eine Weile malte sie ruhig fort und kam immer besser hinein in die Arbeit. Mit Gewalt lenkte sie ihre Gedanken auf Bekanntes, um nicht abgezogen zu werden. Wie mochte es jetzt zu Hause gehen? Aber auch dieses Zurückdenken war heute anders als sonst. Gleichsam als wäre ihre ganze kleine Welt bereits ein fernes, abgeschlossenes Er-innerungsbild für sie, als sähe sie darüber hin mit den Augen eines Unbetheiligten, dem Jegiges und Vergangenes in gleicher Reihe auf die Fläche tritt. So sah sie jetzt die frühverstorbenen Eltern, wie sie in dem langgestreckten, ländlichen Hause friedlich dahinlebten, behaglich und zufrieden, Freude um sich verbreitend.

Der Vater war Musikdirektor gewesen, ein geselliger, fröhlicher Mann mit bescheidenem Wesen, die Mutter ihm ähnlich an Temperament und Anschauung. Und nun hausten dort die Geschwister. Sie selbst,

Schwester Thilde mit ihrer unverwüsthchen Frische und der liebenswürdige Professor, ihr Schwager, dessen feines Gelehrtenprofil dem vergangenen Jahrhundert anzugehören schien. Auch sie wie die Eltern glücklich in friedlicher Eintracht und gemeinsamem Streben nach Allem, was vorwärts und aufwärts geht. Nach des Tages vielfältiger Geschäftigkeit saß man Abends beisammen. Der Schwager holte seine Flöte vor, die er erst als Verheiratheter zu spielen gelernt hatte, die beiden Aeltesten geigten, und Thilde begleitete. Der älteste Bub spielte schon recht brav. War Franka zu Hause, dann sang sie zu des Schwagers Flöte oder zur Geige, trug auch wohl eine Arie vor, ein Lied. Die musikalische Begabung war ihnen allen angeboren. Franka selbst hatte, neben der Malkunst, immer mit Eifer Musik getrieben. Jetzt kam ihr das zu statten. Wie hätte sie sonst Gade's »Notturmo« verstehen können?

Wieder dieses thörichte, unbegreifliche Herzklopfen! Mit einem Gedankensprunge, den sie selbst nicht verstand, erinnerte sie sich nun auch des »Onkel Rudi«, ein junger Baumeister und Bruder ihres Schwagers, der häufig nach Bern kam. Um ihretwillen, wie sie wußte! Er hatte um sie angehalten, als sie erst siebenzehn Jahre alt war. Die Geschwister, in deren Hause sie schon damals lebte, hatten ihn auf später vertröstet.

Nun wartete er nur auf ein Zeichen von ihr, um zu sprechen. Sie hatte das Alles so läßlich angesehen, wie etwas, das man thun könne oder auch lassen. Heute zum ersten Mal empfand sie das Bedürfniß, hier Klarheit zu schaffen, ihm zu sagen, daß er nicht länger an sie denken möchte, weil — Warum nicht? Eine glühende Röthe stieg ihr ins Gesicht. Sie zwang sich jetzt, Fräulein Adele's Vorlesen zuzuhören. Man war fast zum Ende der Erzählung gelangt. Die Heldin, die man durch mancherlei Verwirrung hindurch begleitet hatte, war glücklich zur Erkenntniß gelangt, daß nicht das Leben, daß sie allein die Schuldige war, wenn sie das erträumte Glück nicht fand. »Und so ging sie nun freudigen Herzens neuen Aufgaben, neuen Irrthümern entgegen,« hieß es am Schlusse; »denn Alles im Leben fließt und kämpft, und wer den Stillstand will, der will nicht leben.«

Einige Tage später stand Gade vor der Thüre der Kühne'schen Villa. Man sagte ihm, die Damen seien im Eßzimmer, aber als er eintrat, fand er nur Franka, die im Begriff war, eine große silberne Schale mit Äpfeln zu füllen und dunkles Blattwerk zierlich dazwischen zu fügen.

Astrid sei von einem Besuche noch nicht heimgekehrt, sagte sie ihm, ohne sich durch seinen Eintritt

in ihrem Werke stören zu lassen. Er setzte sich still auf einen der hochlehnigen Stühle am Tische und sah ihr zu.

Müde von dem Zwange, den er sich selbst auferlegt hatte, war er gekommen. Sein Pensum war gethan, zwei Anfangsscenen der Oper geschrieben. Er verhehlte es sich nicht, daß sie nicht auf der Höhe des Schluß-Duo's standen, sie waren leer, korrekt und kapellmeisterlich, aber er hatte sich doch bewiesen, daß er könnte, wenn er wollte und daß seine Oper ein Ding war, mit dem er rechnen durfte. Zur Belohnung war er hierher gekommen. Nun saß er da, zufrieden wie ein artiges Kind, das Lob erwartet, und ließ geruhig den sanften Reiz seiner Umgebung auf sich wirken. Kerzenschein und wohlige Wärme umhüllten ihn. Weich zitterte der Schein der Kronenlichter über das grün-weiße Gläsergewirr der gedeckten Tafel. Durch die Glaswand, die den erleuchteten Wintergarten begrenzte, schimmerten smaragdne Büsche und blühende Gewächse herüber. Und inmitten all' dieser gedämpften Buntheit stand »sie«, die heit're, ordnende Gestalt, die für ihn der Inbegriff alles Labenden war.

Sie hatte den Kopf ein wenig gesenkt, auf die kluge Stirn schien das volle Licht, und aus dem durchsichtigen Schlagschatten, der ihr auf Brust und Hände fiel, glänzte ihr helles Gesicht sanft hervor.

Jetzt war sie fertig. Und mit einer Bewegung, die in ihrer schönen Kräftigkeit etwas Jubelndes hatte, hob sie die schwere Schale mit beiden Händen hoch empor und setzte sie in der Mitte der Tafel nieder.

»Erwarten Sie Besuch?« fragte Gade bereits ein wenig unruhig.

»Herr Kühne kommt auf einen Tag. Er hat hier in der Nähe zu thun.«

»Ich bin fleißig gewesen,« fing er nun an. »Zwei Opernscenen fertig. Sie hatten Recht! Man kann sich ohne Stimmung behelfen, wenn es sein muß! — Ist es nicht brav von mir, daß ich noch auf meine alten Tage an meiner Erziehung arbeite?«

»Sehr brav« — wie entzückend sie lachte!

»Und das haben Sie aus mir gemacht! Wissen Sie das auch? Fräulein Franka, wissen Sie, daß Sie im Stande sind, Alles aus mir zu machen, was Sie wollen?«

Sie war unter seinen letzten Worten, die er in einem heißen Flüstertone gesprochen hatte, tief erröthet.

»Auch ich bin fleißig gewesen,« erwiderte sie, ohne ihm zu antworten. Er fühlte sich zurückgestoßen, tief verletzt. Es gab ihm einen Schmerz, vor dem er selbst erschraf. Er fühlte, daß er blaß wurde und stand auf. »Haben Sie Astrid's Bild angefangen? Wird es gut? Nehmen Sie die Stellung, die wir

neulich verabredeten? Sitzt Astrid leidlich still?« Er fragte das Alles schnell, geschäftsmäßig, noch mit seiner Enttäuschung ringend.

»Es ist die Zeichnung zum Schlusse Ihres Notturno. Ich möchte sie Ihnen zeigen, ehe ich das Blatt ausgabe.«

Sie verließ das Zimmer. Ohne Besinnen folgte ihr Gade. Er wußte selbst nicht weshalb. Einfach ihr Gehen zog ihn nach. Sie ging ihm voran über den Korridor und öffnete, dem Speisezimmer gegenüber, ihr eigenes Zimmer. Er kam nach. Unbefangen ließ sie ihn gewähren. Es war ein Zimmerchen mit Kofen, Kühne's Gastzimmer. Zu den zierlichen Rocomöbeln paßte Franka's bejahrter Lederkoffer wenig. Noch weniger aber die Reihe von Familienbildern, die sie auf dem Aufsatz des Schreibcommödchens aufgestellt hatte. Lauter liebe altmodische Gesichter, schöne Frauen und Kinder in schlichter Kleidung, selbstbewußte Männer mit weitläufigem Untergesicht unter breiten Stirnen.

Franka selbst, wenn er sie so mit ihrem Kreise verglich, hatte Etwas von dieser schlichten Sicherheit in sich. Er betrachtete sie, wie sie in ihrem einfachen, grünen Tuchkleide ruhig und vornehm durchs Zimmer ging, die verhüllenden Spitzenstore's vom Fenster zurückzog und ihm das Reißbrett brachte, das auf der geschweiften Commode lag.

Sie hielt es ihm hin und gewährte ihm schweigend Einblick. Es war eine einfache Linienzeichnung, die Gade sah, wieder in denselben Dimensionen gedacht, wie die vorige Umrandung.

Wortlos vertiefte er sich hinein. Schwere, dunstige Verschleierung. Eine schwülbange Stimmung. Da sitzt in furchtbarer Herrschergestalt der Tod. Ein verheißungsvolles Königs lächeln spielt um die schmalen Lippen. Nicht das traditionelle Gerippe, ein fanatischer Selbstanbeter, der sich an immer neuen Opfern berauscht.

Und von unten strebt's empor, zwei einzelne Gestalten nur, aber ausdrucksvoll genug in ihrem somnambulen Aufwärtsschreiten der Macht entgegen, die sie ruft. Die Frau in schwerem, schleppendem Gewande wie festgehalten noch vom Schlaf der Erde. Ihr Gefährte aber reißt sie mit sich fort. Das hagere Gesicht ist mit verzweifelter Energie emporgerichtet, mit rücksichtslosem Griff umklammert er das Handgelenk der Gefährtin. Wie trunken taumelt er hinauf zum Herrscher der Vernichtung. Weit unter ihnen liegt das friedliche Dorf, das Meeresufer mit seinen tanzenden, sonnenbeglänzten Wellen.

Henrik war ganz beschäftigt mit dem, was er sah. Die mystische Lockung des Todes, so dargestellt, erregte ihn in tiefster Seele. Das war sein Eigenthum, in fremdem Geiste wiedergeboren und ihm

geschenkt. Er, der sonst so Redegewandte, mußte jetzt nichts zu sagen als ein nachdenkliches »Ja, ja . . . Sie haben da etwas Wunderbares geschaffen,« sagte er endlich.

»Und doch hatte ich kein völlig gutes Gewissen,« entgegnete Franka. »Zum ersten Mal habe ich ein Phantasiebild darzustellen versucht. Bis jetzt hatte ich nie Anderes gethan, als die Natur betrachtet. Nun war's mir ganz, als ob ich auf verbotenen Wegen ginge. Und ärger noch, als hätte ich's Ihnen gestohlen.«

Er achtete kaum auf das, was sie sagte. Der Gedanke an die geheimnißvolle Wechselwirkung, die unausgesetzt zwischen ihnen bestand, verdrängte jeden anderen.

Mit sanfter Gewalt nahm er ihr das Reißbrett fort und legte es auf den Tisch; dann faßte er sie an den Händen und betrachtete sie liebevoll, sie sein Eigenthum. Immer näher zog er sie zu sich heran. Ihre Augen wurden schwarz und leuchtend. Sie erblaßte, aber sie wich ihm nicht aus. Er sah tief in ihre Augen hinein. Vom Perlmutterglanz des Augapfels hob sich dieses sanfte durchsichtige Schwarz; kaum daß sich die Pupille unterschied. Da aber strahlte ihm sein eigenes Bild entgegen. Ganz nahe neigten sich die beiden Gesichter nun entgegen. Gade fühlte den warmen Duft ihrer Wangen an seinem

Munde. Er beugte sich herab und küßte sie. Zwei große schwere Thränen lösten sich von ihren Wimpern und rollten ihr über das Gesicht.

»Warum weinen Sie?« fragte er sanft. Sie lächelte ihn an. »Ich weiß es nicht!«

»Hast Du mich lieb?« — »Sehr,« und sie drückte ihr Gesicht von Neuem an das Seinige.

Es durchströmte ihn wie neue Jugend. Nie hatte er gewünscht, sie zu berühren, nie daran gedacht, daß es süß sein müsse, ihre Lippen zu küssen — er war ja so alt gewesen, so wunschlos, jetzt auf einmal erblühte das Alles in ihm, die jugendliche Sehnsucht und das reifere Verlangen.

So blieb er ihr nahe, ganz nahe und sog am Hauche ihrer Schönheit. Und, als hätten sie sich schon Alles gesagt, fragte er: »Seit wann weißt Du es?«

»Von Dir oder von mir?«

»Von Dir.«

Sie sah ihn an, voll Seligkeit und tiefen Vertrauens. »Es war gleich Anfangs da, aber ich verstand es nicht,« sagte sie. Dann löste sie sich lieblich von ihm los und strich sich ordnend über Haar und Ärmel. »Es ist wie ein Traum,« sagte sie leise.

»Tante Franka, Du möchtest zu Tische kommen.« — »Tante Franka, sieh, was mir Papa mitgebracht hat!« Halfdan und Gudrun schauten zur Thüre herein. Jetzt kamen sie und gaben Gade die Hand.

»Sieh mal, was Papa mir mitgebracht hat,« wiederholte Halsdan. »Für seine Frisirmaschine,« fügte Gudrun hinzu, worauf Halsdan wichtig erklärte, »Unfinn, Elektrisir—« dabei setzte er behutsam den ganzen Apparat mit seinen Anhängseln, den er auf einem Servirbrett trug, nieder. Es waren ein Paar possirliche, mechanische Spielereien. Ein lächelnder rother Kupferkopf, dessen schönes Gelock von gelblichem feinen Seidenpapier sich sträubte, sobald man ihn mit der Maschine in Verbindung setzte, und ein hübsches kleines Glockenspiel. An einem zierlich geschnitzten Querbrettchen waren kleine Mädchen mit winzigen Köpfchen und großen, kupfernen Glockenkleidern aufgehängt. Das mittlere derselben erhielt ein ansehnlicheres Gepräge, da es an einem Messingdrahte hing, der, durch das Brettchen hindurchragend, in einem hübschen, glänzenden Knopfe endete, während die seitlichen Schwestern an ihren Glasstäbchen leichtfertiger erschienen. Dafür hingen aus ihrem Glockeninnern zwei Ketten herab, die eine Art Courtschleppe ersetzen mochten. Zwischen diesen drei heiteren Gebilden bewegten sich nun glänzende Kugeln hin und her, die, gleichfalls vom Brettchen herabhängend, an seidenen Fädchen befestigt waren und, von Glocke zu Glocke pendelnd, ein lustiges Geflingel hervorbrachten, sobald die kleine Elektrirmaschine in Bewegung gesetzt wurde.

Franka blickte zerstreut auf das Wunder, lobte es, wie das Kind wünschte und nahm dann Halsdan und die kleine Gudrun an die Hand, um hinüber zu gehen zu Astrid.

»Tante Franka hat geweint,« flüsterte Gudrun wichtig.

Henrik wehrte ab. »Bewahre, es ist ihr nur etwas ins Auge gekommen, ein Bildchen! Suche nur mal hinein, vielleicht siehst Du es noch!« —

»Ah, da bist Du ja,« rief ihm Astrid entgegen. »Ich dachte schon, Du wärest wieder verschwunden. Wo stecktest Du denn? Wir haben Dich im ganzen Hause gesucht.«

»Fräulein Hölzli zeigte mir ihre Zeichnung.«

»Ergreifend, nicht wahr? Paß auf, das wird eine Größe ersten Ranges! Sie entwickelt sich zu sehends! Aber Du bleibst doch zu Tisch?« fragte Astrid dann, als Gade gehen wollte. »Martin ist eben angekommen, Du mußt ihn doch begrüßen.«

Henrik blieb.

Bei Tische saß er zwischen Astrid und Kühne, durch die ganze Länge des Tisches von Franka getrennt, aber ihre Augen fanden sich doch. Und jeder von ihnen that, ohne nachzudenken, was der Andere seinerseits geboten fand, er wahrte sorgfältig das junge, kaum geborene Geheimniß.

Es fiel nicht auf, daß sie so schweigsam da saßen.

Martin Kühne war heute sehr gesprächig. Er erzählte die Veranlassung seiner kleinen Reise. Es galt eine Ziegelei zu besichtigen, auf der er eine Hypothek hatte. Die Zinsen blieben Jahr und Tag aus. Der Besitzer war zahlungsunfähig geworden, weil die Ziegelei nicht mehr rentirte. Kühne sah sich genöthigt, die Besitzung zu kaufen. Er schilderte die Lage des Grundstücks auf das Unheimelndste. »Weißt Du, daß ich daran gedacht habe, es zu einem Erholungsplätzchen für Dich und die Kinder einzurichten?« sagte er zu Astrid. »Es ist ganz bequem zu erreichen. Von Station Zoologischer Garten etwa zwei Stunden mit der Bahn, bis Station Wiesenburg an der Berlin-Sangerhauser Strecke. Die langsame Züge halten dort. Dann bis zur Ziegelei Klein-Selchow noch etwa 1½ Stunde mit dem Wagen. Das ist bei schönem Wetter keine Strapaze. Das Ding liegt reizend, mitten im Walde. Ein hübsches Wohnhaus mit Garten, in der Nähe ein See. Das Dorf ist fast eine Stunde entfernt, vollständige Ruhe und reine Luft. Kurz und gut, ein wahres Idyll! Was meinst Du dazu?«

Astrid zuckte die Achseln. »Du weißt, ich liebe die natürliche Natur nicht besonders. Die heiße, verbrauchte Luft eines Theaters oder die Eiseskälte in italienischen Kirchen thut mir wohler als alle Landluft. Wenn ich schon Natur genießen will, dann

muß sie zugleich künstlerisch abgerundet sein, ein Typus, ein Bild. Sie werden das begreifen?» wandte sie sich jetzt an Franka, die, ohne einen Bissen zu genießen, mit Gabel und Messer hantirte.

Franka schüttelte den Kopf. »Doch nicht! Wenn ich zum Beispiel denke, wie unglücklich ich mich immer am Genfer See fühle! Ich habe da nichts zu thun, als zu bewundern, jeden Tag wieder bewundern. Für einen thatkräftigen Menschen aber — ich kann das nicht so recht ausdrücken — ich meine nur, mir sind die bescheidenen Schönheiten lieber, zu denen der Mensch ein Verhältniß gewinnen kann.«

Gade nickte ihr strahlend zu. »Genau meine Ansicht, wenn auch unsere Motive verschieden sind. Etwas unabänderlich Vollkommenes lähmt den Genießenden. Ich will angeregt werden, nicht erdrückt. Man muß eine Lücke finden, die man auszufüllen hat. Es soll ein Nehmen und Geben sein« — ,wie zwischen uns beiden,‘ sagten seine Blicke.

»Also Du meinst, ich soll Klein-Selchow nicht behalten?« fragte Kühne, der gerne zum Concreten zurückkehrte. Astrid faltete die Hände hinter ihrem Kopf und bog sich, sammt ihrem Stuhle, hintenüber. »Ach, Vär,« sagte sie gelangweilt, »Du weißt doch, daß ich von Geschäften nichts verstehe.«

Sie sah sehr reizend aus in ihrer nachlässigen Stellung, die schlanken Arme hoch emporgerect, ein

Spitzenchaos um die mageren Schultern. Henrik betrachtete sie aufmerksam, als sähe er sie zum ersten Male. Ein neuer Gedanke tauchte in ihm auf. Warum waren sie nie auf den Einfall gekommen, sich zu lieben? Und sein Verstand antwortete sogleich mit der fertigen Formel: »Das wäre Verdoppelung gewesen, nicht Ergänzung. So etwas will die Natur nicht.« Und dann blickte er wieder zu Franka. Jedes Mal, wenn er das that, empfand er es wie einen Strom von Lebensfreude, die von ihr zu ihm herüberfluthete. Wie schön sie war in ihrer geraden, gehaltenen Anmuth! Sie schien ganz ruhig zuzuhören, nur unter den gesenkten Wimpern stahl sich ein verrätherischer Augenglanz hervor.

»Vermiethen Sie Klein-Selchow an mich,« sagte Henrik aus tiefen Gedanken heraus an Kühne.

»An Sie? Was wollen Sie damit? Nicht einen Tag halten Sie es da in der Einsamkeit aus.«

»Ich könnte mich ja verheirathen,« erwiderte Henrik und nahm sich in zerstreuter Seligkeit zum dritten Mal ein Riesenstück des Bratens. Er hatte bemerkt, daß Franka erröthete.

»Ach so.« Kühne war nicht sonderlich erschüttert durch diese Antwort. Gade und heirathen! Der Gedanke erschien ihm sehr unwahrscheinlich. Astrid dagegen wurde aufmerksam. Sie beobachtete Franka, deren gesunder Appetit sonst unanfechtbar war, die

heute aber fastete, und Gade, der sonst Alles verschmähte, was nicht Paprika und Champagner war, und heute wahllos große Portionen verschlang.

Franka fühlte diese forschenden Blicke und wollte ablenken. »Wohin gehen denn Sie, wenn sie einmal Ferien machen?« sagte sie zu Kühne, »Berlin ist doch für Sie nur neue Arbeit, keine Erholung.«

»Ich? Wer soviel Anregung und Abwechslung in seiner Thätigkeit hat wie ich, der bedarf der Ferien nicht. Krank bin ich nur, wo ich mich nicht am Platze fühle, und gesund überall da, wo man mich braucht.«

Franka fühlte sich heimathlich berührt von der gefundenen Tüchtigkeit dieses Mannes. Ähnliche Aeußerungen hatte sie in ihrem Schweizer Freundeskreise oft gehört; hier in Berlin, wo es Mode war, lieber egoistisch als selbstlos zu erscheinen, wirkte das ehrliche Bekenntniß doppelt angenehm auf sie. Auch Henrik empfand ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen, und Astrid nickte ihrem Manne beifällig zu, als er weiter ausführte.

»Wie Sie mich hier in Berlin sehen, bin ich eigentlich nur ein halber Mensch. Wenn man so gewöhnt ist, direct in die Lebensschicksale einiger Tausende einzugreifen und soll nun dasitzen, Tag für Tag, und Reden hören oder seine eigene Weisheit in zwei Worten zum Besten geben — das befriedigt nicht. In Elberfeld dagegen, ich wollte, ich könnte Sie einmal

da herumführen, Ihnen zeigen, wie folgerichtig da Alles in einander eingreift, wie das Unbedeutendste seine Wirkung in die Ferne hat und nicht ungethan bleiben darf, ohne Verwirrung anzurichten. Ich sage Ihnen, wenn man das einmal ordentlich begriffen hat, da kennt man nichts Interessanteres mehr auf der ganzen Welt.«

»Sie versenden auch Ihre Maschinen nach Afrika?« sagte Gade, mehr um sich an dem Gespräch zu theiligen, das an Franka gerichtet war, als um eine Antwort zu erhalten.

»Noch nicht. Ich habe bis jetzt nur einige Plantagen dort anbauen lassen, um später die Extractions-Maschinen dort einführen zu können. In Java haben wir auf dieselbe Art ein großes Absatzgebiet eröffnet.«

»Waren Sie selbst schon drüben?« fragte Franka interessirt. »Ich habe es mir immer so schön gedacht, große Reisen zu unternehmen und dabei etwas zu fördern, nicht zum Vergnügen, sondern eines sichern Zweckes wegen unterwegs zu sein. Man findet dann auch leichter den ruhigen Standpunkt allen neuen Dingen gegenüber.«

»Wenn ich doch Ihre verständigen Neigungen hätte,« sagte Astrid drollig-kindlich und blickte Franka voll Bewunderung an. »Für mich ist das Wort Geschäft und Alles, was damit zusammenhängt, das Signal zum Gähnen. Und so lange ich in Elberfeld

lebte, war ich immer so übelllaunig, so unausstehlich, daß ich meinem guten alten Martin da das Leben schwer machte. „Ich kann nur hier — er dort nur wohnen.“ Ist es nicht so, Bär? Wir sind eigentlich erst glücklich verheirathet, seitdem wir nicht mehr beständig bei einander sind.«

Sie äußerte das Alles mit leiser, ein wenig müder Stimme, während sie träumerisch eine rothe Rose ihres Gürtelstraußes zerpfückte und die dunklen Sammetblätter in ihr halbgefülltes Weinglas warf. Die purpurnen Schalen schifften sachte rundwärts in der goldenen Fluth, und Astrid steckte den schlanken Finger hinein, um die rothen Rähne zu lenken. Martin Rühne sah sie an und nickte behaglich. Astrid amüfirte ihn, wie ein hübsches, vorlautes Kind einen Erwachsenen amüfirt.

»Wir haben endlich eingesehen,« fuhr Astrid in ihrem kleinen Monologe fort, »daß man viel lebenswürdiger ist, wenn man sich nicht beständig mit dem Kleinkram des Lebens ermüdet. Man glaubt sich in einander einzuleben, und man lebt sich dabei nur auseinander.«

»Oho,« riefen beide Männer.

Sie aber redete unbeirrt weiter. »Das Institut der Ehe ist so eng — zwei ausgewachsene Individualitäten haben kaum darin Platz. Daher kommt der Künstler zum Beispiel meist zu dem Grundsatz:

Sich zusammenthun, so lange Einer noch dem Andern zu geben hat, und — hat man ausgeschöpft, dann weiter ziehen!«

Sie hatte zuletzt nicht ohne Absicht gesprochen, die Wahrnehmung, die sie gemacht zu haben glaubte, beunruhigte sie. Sie hielt Gade einer dauernden Neigung nicht für fähig und wünschte Franka vor Enttäuschung zu bewahren. Auch schien sie verstanden zu werden, denn Franka sandte einen ungewissen Blick zu Henrik hinüber, den er mit einem beruhigenden Lächeln erwiderte.

»Du scheinst es für die Regel zu halten, daß Ehepaare sich auseinander leben?« sagte er zu Astrid, den hingeworfenen Handschuh aufnehmend. »Ich glaube, man darf das nicht so allgemein fassen. Ich kenne gerade unter den Künstlerehen, die Du zum Unglück für prädestinirt halten möchtest, eine große Anzahl, in denen die innigste Gemeinschaft herrscht.«

»Meinst Du vielleicht die Rezius mit ihrer bewaffneten Kameradschaft?« warf Astrid gereizt ein. Sie vertrug es nicht, wenn man ihr widersprach. »Findest Du darin Dein Ideal?«

»Immer noch eher, als im gleichgültigen Nebeneinander,« sagte Gade unbedacht, nun auch sich ereifernd.

»Wollen wir uns nicht auch ein bißchen streiten?« fragte Kühne gemüthlich, zu Franka gewendet. »Was

denken Sie über Ehegemeinschaft im Speciellen? Sollten Sie noch nie darüber nachgedacht haben?»

»Bisher nicht viel,« antwortete Franka tapfer. »Ich kann nur sagen, was ich im Allgemeinen beobachtet habe. Ich glaube nämlich, daß im Handwerkerstande zum Beispiel, überhaupt da, wo die Frau mit erwirbt, eine größere Gemeinschaft der Interessen herrscht. Es kommt mir so natürlich vor, daß beide arbeiten und beide genießen, wie es sich bietet. Das ist vielleicht prosaisch gedacht — und paßt wohl auch nicht auf alle Verhältnisse — ich denke mir, es ist —«. Sie schwieg in großer Verlegenheit. Das, was sie Gade in dieser Weise mittheilen wollte, daß sie gewillt sei, ihr Theil beizutragen zu Arbeit und Gewinnst, das war gesagt. Das Principielle interessirte sie nicht weiter.

Astrid und Gade dagegen waren in ihrem Fahrwasser. Letzterer hatte sich mit Nührung Franka's Worte im richtigen Sinne gedeutet, und war so einen Augenblick Astrid's Erörterungen entschlüpft. Als er sich mit seinen Gedanken wieder bei ihr einfand, traf er sie, mit vollen Segeln im Paradoxen schiffend.

»So zeige mir doch die beiden Menschen, die wirklich ganz und gar in einander aufgehen,« sagte sie. »Die meisten Ehen werden zwischen einem Starken und einem Schwachen geschlossen. Der Schwächere lebt das Leben des Stärkeren mit, er wird von ihm

allmählig aufgefogen. Das nennt man dann Uebereinstimmung. Man kann schließlich auch zwischen Herren und Sklaven von Uebereinstimmung reden.«

»Wir sprachen aber von Gleichberechtigten, von Individualitäten,« mahnte Gade. »Und da glaube ich doch.« —

»Da glaube ich eben, im glücklichsten Falle gibt es ein Toleranz-Verhältniß wie zwischen Martin und mir,« fiel ihm Astrid ins Wort. »Ja, warum soll man nicht darüber reden? Wir haben uns herzlich lieb, Jeder hat seine eigene Welt, in der er lebt und sich wohl fühlt, daneben als Treffpunkt die Ehe. Wenn man nicht mehr sechzehn Jahre ist und Utopien leben will, ist dies das einzig Mögliche. Also nicht gegen einander, nicht über oder unter einander, sondern neben einander,« formulirte sie.

»Zusammen,« ergänzte Gade.

»Wenn Astrid philosophirt, ist sie entsetzlich,« sagte der Commerzienrath ergeben und stand auf, um seine kurze Pfeife anzuzünden. »Die Damen erlauben doch? Nehmen Sie nur Gade, Importirte!«

Die Kaffeetassen wurden herumgereicht, es entstand eine kleine Pause.

»Wir wollen uns wieder versöhnen,« sagte Henrik endlich, ein wenig reuig wegen seines Ausfalls vorhin, und hielt Astrid die Hand hin.

Sie lachte. »Als ob es mir darum zu thun

wäre, Recht zu haben! Nur das Schematisiren macht Spaß. Ist es nicht merkwürdig, daß wir Unberechenbaren uns am liebsten hinter mathematische Formen stellen möchten!» fügte sie hinzu.

»Jeder Impulsive sucht sein Maß am Gesetzlischen,« erwiderte Gade. »Das ist eine ähnliche Erscheinung wie jenes nervöse Symmetriebedürfniß, das mich Unordentlichen zwingt, die Bilder an der Wand zu richten und die Lampe in die Mitte des Tisches zu rücken.«

Franka hatte stillschweigend nachgedacht. Jetzt sagte sie: »Gerade so hat die Malerei die Perspective, die die Anschauung corrigirt.«

Gade vermied es, sie anzusehen, um sich den Uebrigen nicht völlig zu verrathen. Jede ihrer Aeußerungen zeigte ihm aufs Neue, wie völlig sie fein war und wie sie sich beide aus ihrer so verschiedenen Gedankenwelt heraus Fühlfäden entgegenstreckten, die sich in einander saugten und vereinigten.

»Jede Kunst ist ihrer Natur nach selbst Gesetz,« erwiderte er und setzte mit einem herausfordernden Seitenblick hinzu: »Daher sind auch die Künstler nicht die Ungebundenen, als die man sie gerne darstellt. Was für die Malerei die Perspective, für die Musik der Generalbaß, das suchen gerade wir sogenannten denkenden Künstler auch im Leben, und da finden wir eben das Ideal, das Paradigma.«

»Und das lautet? Dein Eheparadigma, meine ich.«

»Das lautet« — Henrik hatte sich seinen Lehrsaß längst im Stillen formulirt: »Gleichwerthig, verschiedenartig, in gleichem Streben sich einander ergänzend bis zum Ein — — zur Einheit,« verbesserte er sich.

»Gott sei Dank, daß jetzt die Kinder kommen,« sagte Kühne und stand auf. »Wir hätten sonst so lange rubricirt und abstrahirt, bis uns das ganze Leben keine Freude mehr gemacht hätte. Was existirt, ist schon bewiesen, einfach dadurch, daß es da ist. Wozu muß man es noch durch Formeln stützen?«

Die Kinder kamen betrübt mit ihrem Spielzeug, das »nicht mehr gehen wollte«. Sie legten es Franka auf den Schoß, sie möchte »Küßchen darauf geben.«

Franka besah theilnehmend das Unglück. Wirklich schien dort in der metallnen kleinen Welt ein dauerlicher Stillstand eingetreten zu sein. Die kleinen Bälle schaukelten wohl noch ein wenig hin und her von der Bewegung des Tragens, bald aber geriethen sie auch in Ruhestand, und die ganze Gesellschaft verharrte unbeweglich an ihren Fädchen, so daß das Ganze nunmehr das Ansehen eines betrüblichen Galgens angenommen hatte.

Kühne nahm das Spielzeug in die Hand und betrachtete das stumme Unwesen. »Wo ist denn die Kette?« fragte er sogleich.

»Die baumelte so unnütz herunter, da habe ich sie abgeknipst,« erklärte Halsdan selbstgefällig.

»Und hast damit das Ganze verdorben.« Kühne runzelte die Stirn und seufzte. Es war ihm schmerzlich, daß sein Sohn in so vielen Beziehungen, anstatt seiner eigenen geduldigen Beobachtung, Astrid's Voreiligkeit zeigte. In väterlichem Voreifer hätte er schon jetzt bei dem Neunjährigen Interesse und Verständnis für technische Begriffe gewünscht. So begann er denn auch jetzt — kaum hatte Halsdan die nothwendigen Ableitungsketten herbeigeschafft, und er sie wieder befestigt — eine Erklärung, bei der übrigens nur Franka eine aufmerksame Zuhörerin abgab. Henrik sah und hörte nur sie, wie sie mit vorgeneigtem Kopfe daß, ab und zu eine verständige Frage in Kühne's Vortrag hineinwerfend; Astrid hatte sich mit einer raschen Entschuldigung in den Wintergarten zurückgezogen, um dort »ein amüsanter Buch zu beenden.«

»Kommt nach, wenn ihr fertig seid,« sagte sie. »Von solchen Dingen verstehe ich nichts, da klappt sich mir das Gehirn zu.«

»Und wenn die Ketten fehlen, hört die Bewegung auf?« fragte Franka.

»Ganz richtig. Die positive Ladung der Mitteltrommel durch die Maschine bewirkt, daß auf den Seitentrommeln die dort vorhandene neutrale Elektrizität zerlegt

wird; es bleibt dann auf letzteren negative Elektricität, aber nur dann, wenn die aus der Zerlegung der neutralen mit hervorgegangene positive durch die Kettchen abgeleitet wird. Die Kugeln werden erst von der Mittellocke angezogen und erhalten von ihr positive Elektricität. Dadurch sind sie gleichnamig geworden, werden daher abgestoßen und gelangen nun zu den negativen Seitenglocken; hier wiederholt sich dasselbe, und so geht das Spiel immer weiter. So lange nun die Mittellocken immer neue positive, die Seitenglocken immer neue negative Elektricität erhalten, dauert die Bewegung, das Tönen des Glockenspiels, fort. Hört die Arbeit der Maschine auf oder entfernt man die Kettchen, so wird die Zufuhr von außen unterbrochen, die Wechselwirkung der Anziehung zerstört. Sie sehen also hier nichts weiter als ein Spielzeug, daß auf dem Satze beruht: „Ungleichnamige Elektricitäten ziehen sich an, gleichnamige (hier also gleichnamig gewordene) stoßen sich ab“. Ohne beständige Zufuhr positiver und negativer Elektricität hört die Bewegung, das Leben auf. — Aber nun habe ich Sie genügend gelangweilt mit meinem physikalischen Vortrage und bitte um Verzeihung.«

Mit diesen Worten erhob er sich zum zweiten Male und zeigte dadurch, daß die Sitzung beendet sei. Viel zu früh für Henrik, dem inzwischen die unbehagliche Erwägung aufgetaucht war, es sei nun

Zeit für ihn, aufzubrechen. Und doch schien es ihm unmöglich, fortzugehen, ohne einen vertrauteren Gruß, eine Verheißung von Franka mit fortzunehmen. Mißmuthig folgte er in den Wintergarten. Im Begriff, seine Handschuhe hervorzuholen, fühlte er in der inneren Brusttasche das Notenheftchen, welches er für Franka mitgebracht und nur im Wirbel der Empfindungen vergessen hatte: eine Copie des Duetts aus seiner künftigen Oper. Ohne weitere Erklärung übergab er es Franka.

»Da ist es, wollen Sie es einmal durchsehen?« Sie nickte leise bejahend und sah von unten herauf fragend in sein Gesicht. Auch sie litt unter der erzwungenen Fremdheit.

»Du wirst doch nicht gehen wollen, ohne mein Porträt anzusehen?« rief Astrid aus ihrem Schaukelstuhl herüber. »Sie erlauben es doch, Fräulein Hölderli?«

»Recht gern,« erwiderte Franka befangen. Sie erinnerte sich, daß sie vor wenigen Tagen die erste Bitte, die er an sie richtete, mit den gleichen Worten beantwortet hatte. Welche Welt lag zwischen damals und heute! Auch Gade dachte an jene Begegnung. Im Salon blieb er überrascht stehen. Ihn frappirte die Bestimmtheit des Ausdrucks, die schon jetzt das Bild zu einer genialen Schöpfung machte.

»Ich finde, es muthet förmlich pariserisch an,« meinte Astrid.

»Vielleicht dürften Sie noch etwas mehr stilisieren,« sagte Henrik, der noch vor der Staffelei stand, »einen Typus formen; Astrid reizt dazu. Nicht zu viel Natur — möchte ich sagen. Verstehen Sie mich? Sie dürfen dreist übertreiben, einzelne Besonderheiten heraus holen und dafür Uninteressanteres fahren lassen. Astrid hat verschieden geformte Augen — davon sehe ich hier nicht genug; wenn sie spricht, bilden sich zwischen Mund und Nase zwei sehr beredte Fältchen, die vermissen Sie —«

»Besonderheiten und dabei stilisieren?« fragte Franka; »ich begreife das nicht.«

»Gerade durch die Betonung werden sie generell, wie mir scheint, ein Beispiel der Gattung.«

»Welcher?« fragte Astrid.

»Mondaine,« erwiderte er lachend.

Astrid drohte ihm mit dem Finger.

»Sie werden singen?« fragte jetzt Kühne, der sich von den Kindern losgemacht hatte, um zuzuhören. Er liebte Franka's Stimme, ihren Gesang.

»Eigentlich sollte ein wenig geübt werden,« entgegnete Franka, »aber wenn es Sie freut, singe ich auch ein Lied.«

»Das von heute früh!« rief Astrid, »hier liegt noch der Schumann.« Sie setzte sich ans Clavier, Franka sang — »Du meine Seele, Du mein Herz,« kam es in jauchzenden Klängen aus ihrer Brust. Man

sah es ihr an, mit welcher Lust sie die Töne ausströmen ließ, wie es ihr ein physisches Bedürfnis war, zu singen. Kühne hatte die Augen geschlossen und nickte befriedigt vor sich hin. »Bravo, bravo«, sagte er ein paarmal leise.

»Mein guter Geist, mein bess'res Ich,« sang Franka. Sie sah Gade nicht an, aber er wußte es doch, ihm sagte sie das Alles. Nun hatte er Gruß und Verheißung, die er ersehnt hatte, nun konnte er gehen.

Aber Astrid hatte schon die Abschrift des Duett's aus seiner Oper vorgenommen. »Das scheint ja himmlisch zu sein,« rief sie und schlug mitten daraus eine Stelle an. Franka stand hinter ihr und summtte halblaut die Singstimme. Gade bückte sich und holte unter dem Flügel den Geigenkasten hervor, der »seine zweite Garnitur« enthielt und seit einiger Zeit hier in Pension war. Er stimmte leise und setzte ein, wo Franka gerade summend weiter sang. Allmählig wurde sie sicherer, gestützt durch die Begleitung der Geige, und bei der Wiederholung einer der schönsten Stellen gab sie mit voller Stimme an und zwang so auch Henrik zu kräftigerem Spiel. Astrid hörte mit weit geöffneten Augen zu, ihre Finger flogen über die Tasten, sie glühte vor Begeisterung.

Flehend klang die Geige, lockend, verheißungsvoll und klagend um die Wette mit Franka's dunklen, leidenschaftlichen Tönen.

Es lockt mich der Löne zehrende Gluth,
Es lockt mich des Meeres kosende Fluth,
Es zieht mich der Liebe allmächt'ge Gewalt,
Ich komme, ich folge —

Jetzt sollte eine Pause kommen und dann ein flehend gebietendes »Halt« aus dem Chöre der Erlensmädchen. Aber Astrid ließ die Hände sinken. Große Thränen tropften ihr auf die glänzenden, weißen Finger. »Kinder, glaubt doch nicht, daß ihr euch verstellen könnt,« sagte sie fast schluchzend. »Henrik, Franka! Gott im Himmel, wie ihr euch liebt.«

»Ja, das thun wir wirklich,« sagte Franka innig und reichte Gade die Hand. Er zog sie in seine Arme.

Rühne war aufgesprungen, als wäre er Zeuge eines Unglücks. »Manu? Seit wann ist denn das?« rief er komisch entsetzt.

»Seit immer,« antworteten beide wie aus einem Munde.

Auch Astrid war erstaunt. »Also schon Alles besprochen und vollendet?« sagte sie etwas schmollend; »wie in aller Welt habt ihr denn das fertig gebracht!«

Rühne war ernst geworden. Er winkte Henrik bei Seite. »Das ist ja Alles recht gut,« sagte er und legte ihm liebenswürdig, wie in halber Abbitte, den Arm auf die Schulter; »aber nehmen Sie mir's nicht übel — das junge Mädchen steht als Gast meines

Hauses unter meinem Schutze — wie denken Sie sich eigentlich die Sache? Wollen Sie wirklich ans Heirathen gehen, so ohne alle Aussichten, ohne — seien Sie mir nicht böse — ohne jede Garantie, daß Sie erwerbsfähig sind?» Henrik antwortete nur mit einem strahlenden Gesicht, das Kühne fast schon überzeugt hätte. Zur weiteren Befestigung aber legte er noch einen Brief in seine Hand, das Schreiben eines rheinischen Musikverlegers.

»Hochgeehrter Herr!« las Kühne. »Ihr geschätztes Anerbieten hat uns freudig überrascht. Bei dem glänzenden Klange ihres Namens als Virtuose und nach Kenntnißnahme Ihrer beigefügten Talentprobe —«

»Ich hatte mein Duo hingeschickt und das Libretto,« fiel Gade ein.

»Glauben wir bereitwillig Ihrem Wunsche entsprechen und Ihnen für die Dauer Ihrer Arbeitszeit monatlich eine Summe von 500 Mark bis zu zwei Jahren gewähren zu können. Hierfür werden wir Eigenthümer der Partitur, sowie des einzelnen Notenmaterials und des Textbuches in deutscher und jeglicher fremden Ausgabe. Von den Ihnen aus den Aufführungen zukommenden Tantiemen verbleiben zwei Drittel Ihr Eigenthum, während ein Drittel an uns fällt. Gleichzeitig sind Sie verpflichtet, alle Ihre ferneren Werke uns zu den gleichen Bedingungen zuerst zum Verlage anzubieten —«

»Ein Anfang,« sagte Gade, »und jedenfalls eine Garantie.«

Jetzt erst schüttelte ihm Kühne die Hand. »Na, dann war's also wirklich Ernst heute Mittag mit Klein-Selchow?« fragte er; »das wäre mir nie eingefallen. Zwei so grundverschiedene Menschen!«

»Ungleiche Pole,« sagte Astrid.

Franka sah sich betroffen um. Das Gleichniß erweckte eine unangenehme Empfindung in ihr. Sie konnte sich nicht Rechenschaft geben, warum.

Es war für Franka und Henrik eine Zeit ungetrübter Seligkeit, die nun folgte. Während der ersten Tage waren sie unausgesetzt beisammen. Sie hatten das Gefühl, sie müßten jetzt nachholen, was sie in all' den Jahren entbehrt hatten, da sie sich nicht kannten. »Daß ich so lange leben konnte ohne Dich!« klagte Henrik. »Ich bin eifersüchtig auf jede Stunde Deiner Vergangenheit, möchte Dir Rechenschaft geben über jeden Tag, den ich verbracht habe, ehe ich Dich mußte.«

Und Franka wunderte sich jeden Tag aufs Neue, daß sie bisher in einer Welt glücklich gewesen sei, die er nicht kannte. Sie wurden nicht müde, einander in alles Größte und Kleinste ihres vergangenen Lebens einzuweihen. Franka nahm Theil an den Erregungen

der bunten Welt, die er vor ihr entrollte, und Henrik vertiefte sich mit Rührung in das Idyll ihrer heimathlichen Tage.

Sie machten lange Spaziergänge mit einander, tauschten ihre Beobachtungen aus und freuten sich ihrer verschiedenen Auffassungen. Gade sah gleichsam feuilletonistisch. Bei jedem interessanteren Gesicht, aus jedem Begegniß fand er kleine Zufälligkeiten heraus, die er combinirte und in seiner Phantasie zu einer Art satirischen Studie abrundete; Franka sah mehr impressionistisch. Sie ging selten ins Einzelne, verallgemeinerte auch nicht. Ein schönes Gesicht machte sie fröhlich, ein knospender Zweig, gegen den glasgrauen Himmel gesehen, war ihr ein Bild. Mit offenen Blicken betrachtete sie das ihr ungewohnte Treiben der Großstadt; und ihre Fragen machten für Gade alles Das wieder neu, was ihm längst gleichgültig geworden war.

So gingen sie mit leuchtenden Augen und lächelndem Munde umher. Mancher blieb stehen und sah ihnen nach, so unverhohlen glücklich erschienen sie, so zusammengehörig in der Vereinigung ihrer contrastirenden Schönheit.

Als sie zum ersten Male mit einander ausgingen, Franka's Arm in Henrik's gelegt, wollte es zu keinem rechten Miteinander-Wandeln gedeihen. Henrik ging stets ein wenig wiegend. Bei jedem seiner langen

Schritte pflegte er eine kleine, elastische Verbeugung zu machen, Franka dagegen ging immer sehr gerade dahin, in sich geschlossen, mit kurzen, kräftigen Schritten. Nach und nach aber stimmte es besser. Jeder gab sich Mühe, man paßte sich einander an und gewöhnte sich.

Wenn sie jetzt zusammen dahin schritten, hatte ihr Gang etwas von verhaltener Tanzlust. Das Wiegende Gade's und das Kräftige Franka's hatte ein drittes Neues geschaffen.

Ähnlich erging es ihnen im Sprechen. Henrik ertappte sich oft auf einem nachdenklichen »aebben aebben« oder auf einem »rachtschaffen gern«, und Franka flocht in ihre Redeweise eine von Henrik's pointirten Wendungen ein oder brauchte wie er ein Zeitwort als Substantiv.

Jede solcher Wahrnehmungen war ein Fest für sie beide. Sie sahen darin jedesmal einen neuen Beweis ihrer Wirkung auf einander. Aber mitten im Rausche ihres Glückes behielt Franka ihren gesunden Instinct, der ihr immer das Richtige zur richtigen Stunde eingab.

»Glaube mir, Henrik,« sagte sie an einem Abende ihres beständigen Beisammenseins zu ihm, als er im Wintergarten von ihr Abschied nahm, »ich bin beinahe müde vom Nichtsthun. Es wird mir eine wahre Erleichterung sein, wenn ich wieder arbeite. Man

kann nicht immer nur aufnehmen, ohne am Ueberfluß zu ersticken . . . Du darfst mir das nicht übel nehmen,« fuhr sie fort, da sie seine enttäuschte Miene sah; »denke doch, daß ich hier bin, um Frau Kühne zu malen. Und Du weißt doch, wenn das Bild fertig ist, dann gehe ich heim, und dann — und dann —«

Sie hatte das Letzte in leise singendem Tone gesprochen wie eine Mutter, die ihrem Kinde Etwas abschlagen muß und zugleich Anderes verspricht. Er schloß sie voll Bärtlichkeit in seine Arme. »Dann hole ich Dich mir, und dann bist Du bei mir daheim! Gelt? Ist es nicht so, mein süßes Eigenthum?«

Sie lachte ihn an und küßte ihn.

»Ich werde auch arbeiten,« sagte er nach einer Weile, »meine Oper muß fertig werden. Und ich habe jetzt so viel Musik in mir wie noch nie. Deine Lebensfreude ist's, die in mir strömt. Du hast mir mein Leben so reich gemacht, wie sollte ich da nicht weiter geben können?«

So wurden die Vormittage von jetzt ab der Arbeit gewidmet. Es war ein ersprißliches Thun. Jeder das Urtheil des Anderen voraus wägend und dadurch neue, unbenutzte Kräfte entfaltend, dabei des baldigen Wiedersehens gewiß, und sich bewußt, durch diese Arbeiten die künftige Gemeinsamkeit zu befördern. Wenn sie dann wieder zusammen kamen, schien es,

als hätten sie nach langer Trennung einander neu erobert. Astrid sah mit Staunen zu und freute sich an dieser Liebe wie an einem Schauspiel.¶

Es war beschlossen, sobald das Bild fertig sei, solle Franka heimkehren, dort in der Geschwindigkeit alles Nöthige richten, während Gade nach Klein-Selchow hinaus zöge und dort die ersten Anordnungen treffen wollte. Franka besaß von den Eltern her eine vollständige Einrichtung, Henrik wollte in Berlin noch Einiges hinzu kaufen, und das Weitere wollten sie dann zusammen vollenden. Sie hatten einen Plan des Grundstückes vor sich und amüßten sich damit, es in Gedanken nach ihren Wünschen einzurichten. Der geringe Miethspreis, den sie zu zahlen hatten, stand in keinem Verhältniß zum Werthe der Villa, aber Kühne erklärte lachend, es sei ein gutes Geschäft, das er mache. Als Tusculum dieser beiden berühmten Künstler würde der Werth des Hauses ins Unendliche steigen, und er würde daraus Nutzen ziehen, falls sie wieder nach der Stadt zögen, was bei Gade's großstädtischen Bedürfnissen nicht lange auf sich warten lassen könnte. So möblirten sie denn fleißig auf dem Papier und dachten sich aus, wie sie später zusammen malen und schnitzen würden, um die Räume ziervoll zu gestalten. Sie wären gern einmal hinüber gefahren, um ihr künftiges Nest in Augenschein zu nehmen, aber Kühne sagte, das Vorhaben sei nicht

räthlich, da augenblicklich Alles verschlossen und gerichtlich versiegelt sei. In drei Wochen würde der letzte Termin vorüber sein, und das Besizthum in seine Hände übergehen, dann könne Gade mit ihm zugleich die Besichtigung vornehmen.

Eines Tages erschien Henrik zu ungewohnter Stunde mit glücklichem Gesicht. Franka, die in ihrer grauen Malschürze mit feuchter Palette und Pinselbündel vor ihm stand, wehrte erschrocken ab, als er sie in knabenhafter Lustigkeit in die Höhe hob und mit ihr herum tanzte.

»Das muß ich sagen,« rief Astrid von ihrem Clavierstuhl aus, »eine solche Kraftprobe hätte ich Dir nicht zugetraut.«

»Ich mir auch nicht,« sagte er lustig, »aber sei nur Einer erst 'mal glücklich!« Dann erzählte er in fliegenden Worten: Der Redacteur des »Musaget« sei bei ihm gewesen und habe ihm Franka's Notturmo-Zeichnung gezeigt. Er sei ganz rabbiat gewesen vor Entzücken und habe gefragt, ob Gade sich wohl getraue, mit »diesem Fräulein Hölderli« zusammen noch mehr solche »Brahms-Klinger-Sachen« zu machen? »Und dann hat er mich gefragt, ob es mir nicht möglich wäre, mit der Künstlerin in Verbindung zu treten?« Bei diesen Worten brach aufs Neue ein heller, jugenhafter Uebermuth aus ihm hervor. Franka und Astrid wurden angesteckt. Sie lachten bis zu Thränen. — —

Henrik und Franka hatten es versäumt, Verlobungsanzeigen auszusenden. Henrik, als Norweger, fand die deutsche Sitte eines officiellen Brautstandes unbequem und lächerlich, und Franka waren solche Formalitäten gleichgültig. Sie war vollkommen befriedigt in dem Bewußtsein, daß die Ihrigen ihr Glück kannten und theilten, und daß Henrik in Correspondenz mit ihnen getreten war. Darüber hinaus hatte sie keine Wünsche. So wollten sie auch eine Bekanntmachung in den Zeitungen erst als Verheirathete erlassen.

Es war merkwürdig, daß sie auch in solchen äußeren Dingen immer der gleichen Meinung waren, und daß diese Meinung meistens verschiedenen Motiven entsprang. »Paßt das nicht ganz in meine Einklang-Theorie?« sagte Gade, der immer gern auf sein Paradigma kam. »Wir werden uns nicht aus einander leben. Fürchte nichts! Wenn es Menschen gibt, die für einander geschaffen sind, so sind wir's. Und ich bin mir vollkommen bewußt, daß unser Finden eine ethische Aufgabe für uns bedeutete.«

Franka sah ihn fragend an. Er blickte sich flüchtig um, ob auch Astrid ihn nicht höre, die ins Nebenzimmer getreten war, wo Halsdan übte. Dann sagte er leise: »Ich male es mir immer mit einer wahren Wonne aus, wie wir allen diesen armen Kühnes und Rezius und wie die Surrogate alle heißen mögen,

beweisen werden, daß es ein wahres Zusammenleben gibt. Wir beide, wir werden das Paradigma leben, das ich aufstellte. Weißt Du noch?»

Sie nickte nachdenklich. »Mir kommen manchmal alle solche Systeme so überflüssig vor,« sagte sie dann. »Warum soll man nicht dankbar die goldenen Früchte in den Mund stecken, die Einem entgegen wachsen, anstatt sie zu messen und zu classificiren?«

»Du hast wohl recht für Dich und Deine Art — ich aber muß grübeln, ehe ich thue. Was schadet's auch? Diese Systeme sind ja nichts weiter als das Holzgerüst, das die Form des künftigen Gebäudes zeigt. Haben wir es erst mit unseren festen Bausteinen ausgefüllt, ist unser Haus vollendet — dann denkt man nicht mehr daran.«

Astrid's Bild war fertig geworden, der Tag von Franka's Reise herangekommen. Der Abschied im Kühne'schen Hause gestaltete sich zu einer förmlichen Rührscene. Franka stand im Treppenhaus mit lächelndem Munde und feuchten Augen — »wie Maria Stuart,« sagte Fräulein Adele, die ihr weinend den Schleier um das graue Reisehütchen band. Alles drängte sich herzu, Alle hatten sie lieb gewonnen. Kühne war eigens einige Tage früher als nöthig nach Berlin gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen.

Er wollte es sich nicht versagen, ihr selbst das elegante Reiseneccessaire zu überreichen, daß er für sie aus London hatte kommen lassen. Astrid brachte Photographien von sich und den Kindern, und Gudrun schluchzte herzerreißend.

Als Franka schon im Begriff war, in den Wagen zu steigen, kam noch Halvdan gelaufen, hochroth vor Eile, und steckte ihr ein Paket, in dem sich ein leises Klingeln hören ließ, in die Hand. »Du sollst es haben,« flüsterte er, »es ist das schönste von allen meinen Spielsachen.«

»Danke, danke,« sagte sie, halb betäubt von allem Zudringenden. Gade allein begleitete sie zur Bahn. Er war still und gedrückt. Die kurze Trennung wurde ihm schwerer, als er für möglich gehalten hätte. Auch Franka sprach nicht viel. Sie fühlte sich so aufgeregt, daß sie Lust hatte, zu weinen. Aber sie hielt sich tapfer.

Am Bahnhof war die Zeit knapp. Die paar Minuten gingen mit Billetbesorgen und Gepäckaufgeben hin, so daß man kaum ein paar Worte wechseln konnte, ehe das erste Zeichen gegeben wurde. Henrik wurde auf einmal fahl vor Bewegung. »Ich fahre eine Strecke mit,« sagte er schnell, drehte den Thürgriff und stieg ein, dem herbei eilenden Schaffner auftragend, ein Billet bis zum nächsten Haltepunkt für ihn zu lösen. So saßen sie sich eine Weile schwei-

gend gegenüber und hielten sich an der Hand. Außer ihnen waren noch drei Personen im Coupé, einzelne Leute, die das schöne, blasser Paar neugierig beobachteten. Henrik und Franka flüsterten leise miteinander von der Zukunft. Endlich zog Gade Franka's Coursebuch zu Rathe. »Ich muß doch sehen, wie weit ich fahren kann. Bis Güssen also! Nur noch eine Stunde! . . . Weißt Du, daß wir an Klein-Selchow vorbeifahren werden?« sagte er plötzlich, »Station Wiesenburg, sieh', hier auf der Karte, und da man von dort aus den Eisenbahndamm sehen soll — da, das ist es! Hast Du's gesehen? Ein halb zerfallener Ziegelofen! Da ist ja noch der Trockenschuppen, da die Thongrube. Man sieht, daß Alles das nicht mehr benutzt wird. Die Grube steht bis zur Hälfte voll Regenwasser.«

Sie hatten sich beide erhoben und blickten erregt hinunter. Jetzt flog ein Streifen bläulichen Kiefernwaldes an ihnen vorüber, und aus dem Wiesengrunde glänzte durch grün umschleiertes Strauchwerk ein gewundenes Flüsschen herauf. Jetzt eine Brücke, ein Garten mit Bäumen und Ruheplätzen, mitten darin ein hübsches, weiß gestrichenes Haus mit geschlossenen Fensterläden. »Siehst Du, dort?« flüsterte Gade und wies mit dem Finger auf einen hübschen Tannenplatz im Garten, der gerade an ihnen vorbei tanzte. »Dort werden wir zusammen sitzen und träumen.

Und sehen wir dann hier oben die Züge vorüber
saufen —«

Er verstummte vor dem seligen Lächeln, das in Franka's Augen aufgetaucht war. Schweigend drückten sie sich an einander und blickten in den Tannenwald hinab, aus dem das Rund eines Sees auftauchte. Zu ihren Füßen breiteten sich abgegrenzte Felder aus, auf denen ein paar Männer pflügten. Eine Taubenschar flatterte empor, als der Zug sich näherte. Jetzt das Stationsgebäude, jenseits eines Hügels — das Dorf mit seinem weißen Kirchthurm — Alles friedlich und still. In den Fenstern der kleinen Baukastenhäuser spiegelte sich die Frühlingssonne.

Franka war still geworden. »Wie verlassen das Haus da lag,« sagte sie endlich. »Und der verfallene Schuppen, das öde Fabrikgebäude da vorn. Der bisherige Besitzer hat gewiß trostlose Kämpfe da durchgemacht. Ist es nicht vermessen, sein Glück auf dem Unglück eines Anderen aufzubauen?«

Er sah sie verwundert an. »Wie kommst Du zu solchen abergläubischen Befürchtungen? Du mit Deinem gesunden Wirklichkeitsfinn? Raum hast Du mich geheilt, so —«

»So fange ich an, mit Deinen Gedanken zu denken,« ergänzte sie lachend.

Sie sah so schön aus, wie sie da vor ihm saß mit ihren fröhlichen, schwarzen Augen, den kräftigen

Bähnen zwischen den leuchtenden Lippen, daß er die Menschen verwünschte, die ihn hinderten, sie an sich zu ziehen und zu küssen. Er merkte, daß sie ein wenig befangen wurde unter seinem Blick. Das that ihm leid. Um abzulenken, griff er nach dem Päckchen, das neben ihr lag. »Was ist das?« fragte er.

»Ich weiß es selber nicht. Halsdan hat es mir noch zuletzt — sieh nur, nein, sieh nur, wie rührend! Der kleine Kerl hat mir sein allerneuestes, liebstes Spielzeug mitgegeben, das elektrische Glockenspiel. Er ist halt ein gar zu lieber Schelm.«

»Er ist lieb, gelt?« erwiderte Gade zerstreut, unwillkürlich in Franka's Sprechweise hinein kommend. Sie lachten beide.

In Klein-Selchow war nun der Frühling vollends eingezogen, ein strahlender, freigebiger Frühling, der die Tannen mit hellen Schößlingen und weichen, braunrothen Blüthen schmückte, die Wiesen mit Blumen überfüete und im Garten auf Sträuchern, Bäumen und Beeten sein farbiges Panier entfaltete.

Im Becken des kleinen Springbrunnens blühten gelbe Lilien, groß und duftend, Libellen flatterten darüber hin, und eine Wasserrose, die Gade aus dem Waldsee herüber geholt hatte, lag still zwischen ihren flachen glänzenden Blättern.

Dort saßen Henrik und Franka beisammen auf einer Bank. Knospende Hollundersträucher warfen ihren beweglichen Schatten über sie hin, und als ernstere Wächter standen die Tannen im Kreise. Es war derselbe Platz, auf den Gade, wenige Wochen zuvor, hingedeutet hatte, als er mit Franka vorüber fuhr. Jetzt trübten keine dunklen Ahnungen Franka's Sinn. Freudig genoß sie diese Harmonie und Schönheit, die vor ihnen ausgebreitet lag, so weit die Sinne trugen.

Franka lag, in selbstverlorener Glückseligkeit, an Henrik's Schulter angelehnt. Sie war in ein weites, faltiges Gewand von indischer Seide gehüllt. Gade hatte es ihr geschenkt. Er liebte, sie in hellen, phantastischen Kleidern zu sehen. Jeder Tag fast brachte eine neue Caprice von ihm ins Haus. Bald türkische Pantöffelchen, die viel zu klein für Franka waren, bald ein norwegisches Costüm, das ihr nicht stand, Pariser Seidenwäsche, exotische Parfüms. Sie nahm und gebrauchte Alles, ihm zu Liebe, wenn sie sich auch fremd fühlte in der verzärtelnden Gewandung, und der Duft jener Essenzen sie ermüdete. Sie that es, weil jeder Widerstand, der liebevollste auch, ihr jetzt unmöglich war. Ihre Liebe zu Henrik hatte eine Leidenschaftlichkeit angenommen, vor der sie selbst manchmal erschraf. Das Bestreben, seiner feiner nuancirten Empfindung nachzufühlen, hatte ihrer Zärtlichkeit eine

feltfame Unruhe, fchnelleren Puls gegeben. Zu Zeiten wieder fühlte fie eine köftliche Läßigkeit über fich kommen, faft wie eine Schwermuth. Jene Schwermuth der Fülle. Ihr Geficht fchien weicher geworden in den letzten Tagen, ihre Bewegungen gelöfter. Mit leicht gefenktem Kopfe lehnte fie an ihm, den freien, linken Arm erhoben, daß der weite Ärmel zurück fiel. Sie hielt eine kleine, filberne Tifchglocke in der Hand, die fie von Zeit zu Zeit anmuthig fchüttelte.

»Siehft Du, da kommt schon Gine,« wisperte fie; »ftill, verſcheuche ſie nicht.«

Gine Lacerte mit goldenen Augen und rothem Bruſtlaß ſchlüpfte zwiſchen den Farrenkräutern hervor und glitt auf den beſonnten Stein zu Franka's Füßen, wo man ihr ein Frühstück bereitet hatte. Wieder und wieder klang das Glöckchen und lockte eine zweite und dritte hervor, bis ſchließlich die ganze gefenkte Fläche des Steines mit Eidechſen bevölkert war. Henrik und Franka blickten mit geſpannter Aufmerkſamkeit herab.

»Nein, ſieh' nur die gefräßige Große, wie ſie meinem kleinen Patienten mit dem abgebrochenen Schwanz alle Ameiſeneier forſchnappt. Findeſt Du nicht, der Schwanz iſt ſchon ein wenig gewachſen!«

»Ich glaube nicht,« erwiderte Gade ernſthaft. »Nein, aber das iſt ſchon arg,« rief er dann und kam mit einem Graſshalme Franka's bedrängtem Lieblinge zu Hülfe.

Sie waren so vertieft in ihr Geschäft, daß sie zusammenschrafen, als sie hinter sich Schritte hörten. Es war das kleine Dienstmädchen mit den Postsachen. Gemächlich sahen sie noch zu, wie der letzte ihrer Gäste sein Mahl verspeist hatte und mit raschen Zickzackbewegungen verschwunden war, dann erst wandten sie ihre Aufmerksamkeit den Briefen zu.

Franka zog die Schildpattnadel aus ihrem Haar, um die Briefe aufzuschlitzen. Dabei lockerte sich die Verschlingung ihrer Flechte und fiel als breite, schimmernde Welle über ihren Nacken herab. Sie warf den Kopf zurück, die Fülle mit beiden Händen fassend, um sie neu zu befestigen.

»Nein, laß mich,« sagte er.

Sie beugte stolz und demüthig das Haupt. Er tauchte seine Finger in die kühle Masse und glitt darin auf und nieder, sie noch mehr verwirrend, dann wieder zog er ihr das feinfädige Gespinnst als Schleier über das Gesicht. Eine Weile ließ sie Alles geduldig über sich ergehen, endlich aber schnellte sie ihm mit einer raschen Bewegung sein Spielzeug aus der Hand, was nicht ohne einigen Verlust abging, und machte sich nun selbst ans Werk. »Was wir für Tollheiten treiben! Und sollten doch unsere Briefe lesen! Sind wir es wohl werth, daß man an uns schreibt? Wir sind schlechte, schlechte Menschen, gelt?«

Er bestätigte ihre Worte durch erneute Hinderungs-

versuche, und es vergingen wieder ein paar Minuten, ehe Gade den ersten Brief aus seinem Couvert nahm, um vorzulesen. Während er las, hielt er Franka's Hand in der seinen, so daß er beim Umblättern ihre Hülfe brauchte. Es war dann eine kleine, stumme Scene zwischen ihnen — ein Blick, der sie aufforderte, ein Lächeln von ihr, das ihn bedeutete, er möge doch seine Hand aus der ihrigen ziehen, wenn er könne, neue Aufforderung und endlich ihr Hinüberbringen und Helfen.

»Meine liebe Franka,« begann Henrik.

»Von wem? Von Thilde?«

»Ja, von ihr.«

»Meine liebe Franka!

»Zuerst muß ich Dir und Deinem Manne danken für Euren Brief. Der Mann sagt zwar, das sei kein Brief, das sei eine Dithyrambe gewesen!

»Schier wie ein Gruß von einer Märcheninsel hat es uns angeweht. Gott erhalte Euch Euer Glück!

»Nun ist es schon vier Wochen her, seit wir hier Hochzeit gehalten haben. Die Kinder sprechen noch den ganzen Tag von Euch beiden, und Franka, die immer den Nagel auf den Kopf trifft, meinte gestern: „Jedes von Euch sehe am schönsten aus, wenn das Andere daneben stehe.“ — Und so wird's ja wohl auch innerlich mit Euch sein. Als Ihr fort seid nach

der Bahn und die paar guten Freunde sich verlaufen hatten, sind wir noch lange still beisammen geblieben, der Mann und ich, und haben Nachfeier gehalten. Wie wir da so Hand in Hand geseffen sind und an Euch gedacht haben, da ist uns unsere eigene Hochzeit wieder eingefallen, und wir haben es voll Dankbarkeit gespürt, daß Alles unverändert geblieben ist zwischen uns, diese fünfzehn Jahre lang. Ich bin der Flügeler gewesen in unserer Ehe und der Mann der Zügeler. Bei Euch wird's wohl umgekehrt werden. Dein Henrik fährt gegen die Wolken, und Du hältst das Fädchen in der Hand, damit nicht jeder zumidere Wind ihn Dir verschlagen kann. Wenn's gilt, weitere Umschau zu halten, da schleppt wieder er Dich ein Stück mit nach oben. Da hilft eben eins dem Andern aus. Im Uebrigen thut Jedes sein Theil auf seine Weise. Und kommt man dann nach des Tages Geschäfte wieder zusammen, dann trägt Jedes was Neues herbei, und man schmückt sich damit sein Nest aus.

»Heute früh wurde ich unterbrochen durch die Kleinen, die mit schrecklichem Geschrei aus dem Garten kamen. Sie waren den Wiesenberg herab gerollt und zwischen die Brennnesseln gefallen, dann kam der Rudi mit großem Appetit vom Schwimmen, die Franka aus der Confirmandenstunde mit allerhand Anliegen, und endlich der Mann aus der Vorlesung. Du weißt, er hat gern eine fröhliche Ansprache, wenn er müde

heimkehrt. So ist es denn mit allerlei Verrichtungen Abend geworden, ehe ich diesen Brief beenden konnte, und Du mußt Dich heute mit einem kurzen Gruß begnügen. Mich tröstet der Gedanke, daß Du jezt Besseres zu thun hast als mein Schwätzen anzuhören. Grüße Deinen Henrik von mir und schreibe mir bald einmal, wie es Dir geht, wie Du Dich mit der Wirthschaft einrichtest, ob Du schon Heimweh gehabt hast und dergleichen. So Weiberneß, weißt Du!

Deine Thilde.«

Sie saßen noch immer Hand in Hand. Jezt befreite sich Franka, aber er zog sie zärtlich an sich heran und hielt sie in seinem Arme. Sie verharrte still, ein wenig befangen. Gern hätte sie den Brief noch einmal und allein gelesen. Aus Henrik's Munde klangen ihr die Worte der Schwester nicht so vertraut wie sonst. Der heimische Dialect, zu dem sie sich den richtigen Ton hinzuzudenken pflegte, war verdorben und entstellt, berührte sie fremd. Und eigentlich hätte sie den Brief zuvor für sich lesen sollen. Sie mußte, Thilde hatte ihn für sie allein geschrieben. Aber Henrik ließ ja dergleichen Unterscheidungen nicht gelten. Es gehörte zu seinem Princip, daß jeder ankommende Brief von Mann und Frau zugleich gelesen werde. Er selbst schickte keinen Brief ab, ohne ihn ihr zu zeigen, und jede Zeile, die sie schrieb, las er

durch. Sie nahm sich vor, Thilden darüber aufzuklären. Vielleicht würden dann die Briefe weniger impulsiv werden, aber Franka hatte ja Henrik, der ihr Alles ersetzte, was etwa auf der anderen Seite verloren ging.

Während solche Erwägungen in ihr wach wurden, hatte Gade anscheinend andere Anregungen durch den Brief erfahren, denn er äußerte sich: »Merkwürdig, daß zwei erwachsene, gescheidte Menschen, wie Deine Geschwister, so kritiklos dahin leben können. Man sollte meinen, ihrem Glücke fehle die feinste Würze, da sie sich des Wies und Warums nicht bewußt werden mögen.«

»Das ist Schweizer Art,« meinte Franka entschuldigend. »Man schwätzt nicht lang, man thut. Sonst war ich ebenso. Jetzt hast Du's mir beigebracht, daß man auch über das heutige Leben hinaus zu denken hat; in jedem Einzelnen, das man vornimmt, ein Ganzes zu fördern sucht. Ich habe eine neue Welt hinzu gewonnen zu der meinigen.«

»Und mir hast Du die alte Welt befestigt, neu geschmückt,« erwiderte er und drückte sie fester an sich.

Sie schwiegen eine Weile. Dann begann Franka wieder. »Es ist jetzt Alles so schön, so ganz vollkommen, weißt Du, ich habe manchmal Angst.«

»Vor was denn, Märchen?« fragte er, schon mit dem Oeffnen des zweiten Briefes beschäftigt.

Sie antwortete nicht. Und doch hätte sie diese Angst in Worte zu kleiden vermocht. Diese Furcht hatte damals begonnen, als Astrid bei Tisch ihre Andeutungen machte über die Unbeständigkeit der Künstler. Und sie war zu einer unbestimmten quälenden Eifersucht heran gewachsen, deren Franka sich schämte. Das war es auch, was sie Henrik's Theorien gegenüber gefügig machte. Was gingen sie diese philosophischen Spitzfindigkeiten an? Nur daß sie dadurch eng mit ihm verbunden bleiben sollte und er mit ihr, daß tausend Gewohnheiten ihn unwiderruflich an sie fesseln mußten, das begriff sie. Ob ihre künstlerische Arbeit dadurch gewinnen würde — sie hatte noch keinen Augenblick daran gedacht. Für sie gab es jetzt weder Kunst noch Angehörige, noch Vaterland, es gab nur ihn auf dieser ganzen Welt, ihn, den sie sich erhalten wollte, um dessen Verlust sie zitterte. Es war eine fremde Gluth in ihr harmonisches Gefühl gedrungen. Henrik's nervöse Empfindungen, die sie in sich gehegt und mit ihrer gesunden Kraft genährt hatte — nun sogen sie an ihr und lasteten mit erdrückender Schwere.

Der zweite Brief war von Astrid. Zusammen lasen sie:

»Mein lieber Einklang, schönste Zwei!

»Verzeiht, wenn ich Euch einen Augenblick in Eurer Zweifamkeit störe. Es gilt unserem verspäte-

ten Hochzeitsgeschenke. Wir haben Euch den ‚Einklang‘ copiren lassen, und es ist wirklich so gut ausgefallen, daß man die Bilder verwechseln würde, wenn nicht die verschiedenen Rahmen wären. Der Euxige trägt einen Ausspruch von Kant als Inschrift: ‚Nicht der Mann und das Weib, sondern Mann und Weib zusammen sind der Mensch.‘ Haben wir Eures Herzens Meinung so nicht gut getroffen? Glück auf zur Menschwerdung! Wir senden Euch das Bild als tägliche Mahnung für Euren selbstermählten Weg. —

»Die Augen von ‚ganz Berlin‘ ruhen auf Euch. Es hat sich herum gesprochen, Gott weiß wie, Ihr wollet ein Paradigma leben, und die Geschichte vom Einklang dazu. Mehrere Schriftsteller belagern mich, um Neuigkeiten von ihren Helden zu erfahren. Es entstehen mindestens ein halbes Duzend Romane über Euch! Nach Abzug Astrid'scher Uebertreibung könnt Ihr das Ganze glauben.

»Fahrt also fort, als Leuchte auf dem Wege aller gegenwärtigen und zukünftigen Ehepaare zu strahlen und vergeßt dabei nicht ganz die alten Freunde. Zum Beispiel

Eure Astrid Bühne.

»P. S. Anbei eine Kritik meines Porträts. Man drängt sich in der Ausstellung davor. Astrid.

»A propos, Musaget! Habt Ihr schon etwas angefangen? Der Herausgeber brennt darauf. Ich soll

mahnen, thue es hiermit. Und ob Henrik sein Motturmo noch apart erscheinen lassen will? Ob Franka für den Umschlag des Notenheftes etwas zeichnen wollte? Der Mann scheint eine Goldgrube, haltet ihn fest! Uebrigens ist alles Unsinn. Lebt nur, Kinder, lebt!

U. R.

Beide lachten, nachdem sie gelesen. »Ich wußte es schon, mit dem ‚Einflang‘,« sagte Gade, »deshalb wollte ich die Mitte der großen Wand im Arbeitszimmer frei lassen, Du weißt ja, über dem Flügel.«

Franka antwortete mit einem Händedruck. »Wie sie an Alles denken, diese Guten, der Abschied von dem Bild ist mir wirklich schwer geworden. Nun haben wir's für immer als Erinnerungszeichen.«

»Und Mahnung,« fügte er hinzu, nur halb im Scherze.

Sie nahmen nun auch den beigelegten Zeitungsausschnitt in Augenschein. »Oh, oh,« rief Gade und zog ehrerbietig seinen Hut vor Franka. »Was habe ich unbedeutender Mensch für eine gute Partie gemacht. Höre nur: ‚Ein Hauptanziehungspunkt der Ausstellung‘, und hier: ‚feinste Charakteristik verbindet sich mit genialer Auffassung und einwandsfreier Technik. Das geistvolle Porträt bedeutet in Bezug auf Feinheit und Tiefe einen ungeheuren Fortschritt der Künstlerin.‘«

Gade war ausgelassen glücklich über diese Kritik.

Auch Franka freute sich. »Du bist's, den man lobt,« sagte sie innig.

Er schüttelte den Kopf: »Nicht ich — das neue Wir!«

Sie standen auf und gingen umschlungen im Garten umher. Nach einer Pause begann Henrik wieder: »Diesmal bin ich es, der zur Arbeit, ruft Franka. So zauberhaft unser Schäferleben ist, einmal müssen wir es doch enden. Du siehst, was Astrid schreibt. Wir dürfen ja nicht leichtsinnig sein, in den Tag hinein leben, ohne zu sorgen. Und mich selbst treibt es zum Schaffen! Dich nicht auch? Du hast doch sonst immer so strenge Zucht geübt, mein lieber, kleiner Philister?«

Sie nickte stumm. Kam es jetzt schon, das Gefürchtete? Langweilte er sich etwa bereits?

»Du hast recht,« erwiderte sie hastig, »wir haben unser Tagewerk bisher nur halb erfüllt. O, Du wirst sehen, wie hübsch das wird, dieses Miteinander-Arbeiten, ganz so wie wir es uns ausgemalt haben. Laß uns gleich beginnen, jetzt gleich. Ich hole mein Skizzenbuch, Du Deine Geige — aber wart' 'mal, ich glaube, ich weiß schon Etwas für das Titelblatt Deines Notturno »alla morte«. Ein Stück Kirchhof — in der Nähe von Bern, das ich einmal skizzierte — Du wirst schon sehen. Komm nur, komm.« Sie zog ihn mit sich fort ins Haus hinein.

»Dieser Eifer,« sagte er lächelnd und folgte ge-

lassen. Man hätte meinen können, er sei behäbiger geworden während seiner kurzen Ehe, so viel ruhiger bewegte er sich umher. Auch gab ihm der Kinnbart, den er sich der Bequemlichkeit wegen stehen ließ, ein verändertes Aussehen. Früher hatte immer etwas Suchendes in seinem Gesicht und seiner Haltung gelegen, jetzt verließ ihn ein befriedigtes Lächeln nicht mehr, und seine Gebärden bekamen entschieden etwas Hausväterliches. Er bemerkte ganz wohl die Umwandlung, auch Franka's erregteres Wesen, und freute sich an beiden als an günstigen Symptomen. Sie betraten jetzt das große, gemeinsame Arbeitszimmer. Es war ein geräumiges Gelaß, das, sich durch die ganze Tiefe des Hauses erstreckend, die Hälfte des Grundrisses einnahm. Gade hatte, mit Kühne's Erlaubniß, eine Wand heraus nehmen lassen und die beiden Fenster nach der Gartenseite hinaus zu einem einzigen vereinigt. Franka sollte zum Malen Licht erhalten. Die Frontfenster konnten durch grüne Friesvorhänge verdeckt werden, wenn es Noth that. Henrik aber hatte so lange und verächtlich von der »Atelierbeleuchtung« gesprochen, daß Franka beschloß, ihr nächstes Porträt — Henrik selbst, wie sie hoffte — in moderner Doppelbeleuchtung zu malen. Ihre Staffelei stand am Fenster, hohe Regale mit Mappen und Skizzenbüchern an der Wand, die Mitte des Zimmers nahm ein großer, länglicher Eichentisch ein, an dem

sie gemeinsam arbeiten wollten. Bis jetzt stand er noch müßig da, mit einer Schale rother Rosen geziert. An der einen langen Wand befanden sich der Flügel mit dem Geigenkasten, zwei hohe Schränke für Noten und Bücher, Sopha, Sessel und Stühle, gegenüber eine mächtige Chaiselongue, alterthümliche Truhen und Stühle, aus Franka's Elternhause übergesiedelt.

Außer diesen Hauptbestandtheilen der Einrichtung hatten noch Kunstwerke aller Art, schöne Stoffe und zierliche Nützlichkeiten Platz gefunden. Die Wände waren mit einem wohlthuenden Graugrün gestrichen und mit einem Fries von großen, gelben Sonnenblumen versehen. Franka selbst hatte das entworfen und die Ausführung überwacht. Holzpaneele liefen in Viertelshöhe um die Stube herum. Alles war geschmackvoll und harmonisch. Nichts Auffälliges, wenn auch jede Einzelheit fesselte. Das Ganze machte augenblicklich einen sehr geordneten, unbenutzten Eindruck. Das herrliche Frühlingswetter hatte bisher noch die Zimmer ihrer Bestimmung entzogen. Franka ging mit raschen Schritten zu der großen Fenstertruhe, klappte mit Henrik's Hülfe den Deckel auf und suchte unter den Skizzenbüchern, die in der Lade obenauf lagen; bald hatte sie das richtige gefunden. »Siehst Du, hier,« sagte sie zu Henrik, »man müßte es ein wenig farbig herstellen, damit es die Wirkung behält. Hier vorn die Gräberreihen mit ihrem üppigen Grün.

und den bekränzten Kreuzen, stumpf im Halbschatten, dort hinten die besonnte Landschaft, der Blick auf die Dächer des Dorfes unten, das könnte Alles so bleiben. Nur dächte ich, könnte man anstatt des Landmädchens, das da mit ihrem Kranze am Arm hinunter blickt — wie wäre es, wenn man den Tod selbst hinstellte, der aus seinem Reiche hinüber schaut zu seinen künftigen Opfern? Gefällt Dir das? Unten noch Alles Sonnenschein, hier breitet der Felsen seine bläulich kalten Schatten aus.«

»Und er müßte die Hände ausstrecken, gleichsam segnend über alle die Lebenden und die noch Ungeborenen, die ihm verfallen sind. Oder besser noch der Tod als Frau — ‚La morte‘ heißt es doch!«

»Ach, Du denkst an Sudermann's Frau Sorge. Das Widmungsgeidicht, das Du mir gestern vorlasest:

Da war auch Frau Sorge schon wieder zur Stelle.
Und breitete segnend die Arme aus,
Und segnete Euch und Euer Haus,
Und segnete die, so in den Tiefen
Annoch den Schlaf des Nichtseins schliefen.

»Ich fand es so schön, so eindringlich, daß ich es auswendig behalten habe.«

»Bravo!« rief Gade, »was Du für ein Gedächtniß hast.« Er zog sie auf seine Kniee nieder und blätterte schweigend in dem Buche. Es galt, eine leise Enttäuschung niederzukämpfen, die ihm selbst

nicht ganz klar zum Bewußtsein kam. Er vermißte Franka's Ueberraschung, ihre staunende Bewunderung, die ihm unentbehrlich geworden war. Mit Absicht hatte er ihr von Allem mitgetheilt, was ihn interessirte, nicht allmählig, sondern fast gewaltsam. Sie selbst hatte sich ebenso absichtlich und gewaltsam in seine Anschauungsweise vertieft. Nun hatte sie die Quellen kennen gelernt, aus denen er schöpfte, er bot ihr nur selten noch Unerwartetes.

Es dauerte nur Secunden, bis der leise Hauch der Verstimmung bei ihm verschwunden war. »Weißt Du übrigens, daß wir das machen könnten?« sagte er dann, »für den Musaget? Frau Sorge nach dem Sudermann'schen Gedicht. Denke doch, wie man das in Tönen malen kann:

Da der triefende Novembertag
Schwerathmend auf nebliger Haide lag,
Und der Wind in den Weidenzweigen
Such pffiff den Hochzeitsreigen.

»Ich werde gleich heute an Sudermann schreiben, ob er uns sein Gedicht geben will; Du denkst Dir Dein Bild aus —«

»Ich sehe es noch nicht — ich sehe es nicht!« sagte Franka, die mit gespanntem, gequältem Ausdruck ins Weite starrte. »Draußen Alles so grün und golden, und dieser graue Novembertag — mir fehlt die Phantasie dazu.«

»Der erste Regentag wird Dir das Bild bringen,« tröstete er. »Wir schließen die Fenster, machen Alles recht dunkel und graulich, Du hörst das monotone Plätschern auf dem Vorplatz, das Tropfen und Rieseln, ich erzähle Dir irgend ein nordisches Nebelmärchen, gib nur Acht, dann stellt sich Dir die passende Stimmung ganz von selbst ein. Und jetzt — jetzt will ich an meine Oper gehen.« Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. »Du weißt, das Octett der Erlennädchen. Ich sage Dir, es wird stimmungsvoll — Streicher und Pedalarhen! Ich habe mir in Berlin die Partiturentechnik ein bißchen angesehen. Jetzt macht es mir wirklich Spaß, wenn das Alles so klar und ordentlich unter einander steht. Man hört förmlich mit den Augen, wo's gewaltig wird und wo die Fugengänge sich verschlingen.«

»Das könnte eigentlich mein Amt sein, das Notenschreiben,« meinte Franka und nahm schmeichelnd seinen Arm. »Bei Papa habe ich mich darin schon als Kind geübt.«

»Willst Du? Willst Du wirklich? Siehst Du, jetzt wird es ganz so, wie ich mir gewünscht habe. Wir sitzen uns gegenüber, hier am Tisch, ich fühle, daß Du da bist, daß ich Jemanden habe in meiner Nähe, für den ich arbeite. Und weißt Du — es ist ja kindisch — aber man ist fleißiger, wenn noch Jemand im Zimmer ist. Man genirt sich, faul zu sein.«

Franke lachte. »Ich werde strenge Aufsicht führen. Und dann spiele ich Dir auf dem Claviere vor, was Du geschrieben hast, wir reden darüber, Du erklärst mir Deine Absichten — o, wie herrlich, herrlich wird das werden!« Mit einem Anfluge ihrer früheren Emsigkeit lief sie fort zu dem Regal, kramte eine Weile in dem unteren Fache desselben und kam dann mit einigen Bogen Notenpapier zurück, die sie für Henrik und sich zurecht legte. »Darf ich das Fenster schließen,« sagte sie dann. »Der Springbrunnen ist unerträglich.«

Henrik that es für sie. Dann fragte er erstaunt: »Stört Dich das? Ich meinte, Du habest gar keine Nerven?«

»Ich fühle nur das Störende für Dich,« erwiderte sie, »früher hörte ich dergleichen kaum.«

Der »Einklang« war angekommen und hatte seinen Platz gefunden. So oft Franke den Blick von ihrer Staffelei erhob, trafen ihre Augen auf den Lehrsatz: »Mann und Weib sind der Mensch.« Unwillkürlich lenkte sie das von ihrer Arbeit ab und führte sie wieder zu jenen ermüdenden philosophischen Speculationen zurück, denen sie in letzter Zeit nachhing. Sie wußte, daß Henrik dort heimisch sei, und sie wollte sein, wo er war.

Sie hatte jetzt begonnen, ihn zu malen, nach seiner Angabe bei halb verhüllten Fenstern in verschwommenen Contouren, wie aus nebliger Ferne. Es war ein Versuch, unbekanntes Gebiet für sie, und es kostete sie eine große, geistige Anstrengung, sich Alles, was sie sah, in diese Auffassung zu übersetzen. Sie kam sich manchmal vor, als hätte sie noch nie einen Pinsel in der Hand gehabt. Aber vielleicht war das so das Richtige! Man mußte weiter streben, durfte nicht stehen bleiben als Künstler. Hatte nicht die letzte Kritik gezeigt, daß Henrik's Beeinflussung sie gefördert habe? Sie mußte eben lernen, ganz auf eigene Empfindung verzichten, zu sehen, so wie er sah. Gewiß hatte er recht: »Bilder müssen einen Inhalt haben, man muß eine Idee hinein legen, nicht nur die Natur copiren.«

Ihn wollte sie als Componisten des Mystischen malen. Ganz blaß, mit leuchtenden Augen, so wie sie ihn zuerst gesehen, als er aus dem dunklen Zimmer trat und vor Licht und Leuten entwich. Gade las ihr unterdessen seinen Ibsen vor — »Baumeister Solneß«, »Peer Gynt« und »Klein Gyolf.« Anfangs gab es unaufhörliche Debatten. Franka fand, alle diese Menschen seien nur unglücklich, weil sie nichts Rechtes zu thun hätten; Gade widersprach, legte aus und legte hinein, bis er selbst kaum mehr an das glaubte, was er sagte. Schließlich vereinigten

sie jedesmal ihre Anschauungen zu einem Compromiß. »Wer nicht leben will, verdient nicht zu leben,« rief Franka mit blitzenden Augen. »Dieser Almers ist einfach ein Schwächling, der nur in dünner Luft athmen kann.«

Gade wieder verurtheilte Rita, die in ihres Mannes Arbeit nichts Anderes zu sehen vermöge als einen Grund zur Eifersucht. »Ibsen will zeigen, daß weder der Genuß allein —«

»Das glaube ich auch,« fiel Franka ein. »Allzu irdisch und allzu unsinnlich vereinigen sich im gemeinsamen thätigen Erdenwirken.«

»Mit dem Blick auf die Sterne,« ergänzte Gade.

Es kam jetzt häufig vor, daß sie sich mit halben Sätzen verständigten, dieselben Worte brauchten. Manchmal schwieg der Eine, nur weil er wußte, der Andere würde das aussprechen, was er selbst dachte.

Nach und nach verlor Henrik den Geschmack an »seinen Norwegern«. Jetzt, wo er sich so zufrieden fühlte, erschien ihm die Welt als eine ganz vortreffliche Einrichtung. Seine Sympathie für die Verbesserer und die Resignirten erlosch. »Weißt Du noch, was für ein unbequemer Stimmungsmensch ich war, als wir uns kennen lernten?« fragte er manchmal mit behaglichem Lächeln. »Nichts als ein Quartalarbeiter. Jetzt kann ich componiren, wann ich möchte.«

»Ja, Du bist ein Fanatiker der Regelmäßigkeit

geworden,« bestätigte sie fröhlich. »Meine Pedanterie hat abgefärbt. Jetzt spürst Du Hunger zur richtigen Minute —«

»Wir halten unsere Spaziergänge, unsere Arbeitsstunden pünktlich ein —«

»Und sind dabei ein paar glückliche, glückliche Menschen.«

An Stelle von Jbsen nahm Henrik auf Franka's Rath Gottfried Keller hervor, den er noch wenig kannte. Er war bald gänzlich hingenommen von der gefunden Wirklichkeit, die ihm da entgegen trat. Franka befand sich hier unter Landsleuten, in ihrer eigensten Welt. Vieles, was ihm fremd schien an Sitten und Gewohnheiten, mußte sie ihm zu erklären. Sie hatte sich, seitdem sie Gade kannte, daran gewöhnt, Kritik zu üben. Alles, was sie las, betrachtete sie gleichsam als eine Vorbereitung für eine Frage, die er etwa thun würde; bei Allem, was sie sah, bemühte sie sich, seinen Standpunkt einzunehmen. Dabei verlor sie mehr und mehr jene unbefangene Sicherheit ihres Urtheils, die früher so wohlthuend an ihr erschien. Es war jetzt ein vorsichtiges Tasten und Wägen in ihrer Rede, ein furchtames Umherblicken und Zurückziehen.

Gade wieder fühlte sich bei jedem Satze, den er las, unwillkürlich in die frühere Franka hinein: »Das freut sie jetzt« und »das ist ihr zuwider«, so daß er

selbst nicht viel Anderes mehr that, als Schönes schön zu finden, Dunkles unbequem. So saßen sie beisammen im gemeinsamen Thun. Sie lasen sich die Worte von den Lippen, die Gedanken aus den Augen heraus, sie mühten sich, einander ganz verstehen zu lernen, sogen und sogen an einander, und doch wollte es ihnen manchmal scheinen, als wäre es nicht mehr der alte Erquickungsstrank, den sie einander schenkten, als seien ihre Kräfte, die sie täglich neu am Andern nähren wollten, nicht erneut.

Gab Franka bei den Werken ihres Landsmannes den Führer ab, so übernahm Gade wieder auf anderem Gebiete die Leitung. Er brachte seiner jungen Frau Geschmack an moderner Musik bei.

Bis jetzt hatte sie mit Vorliebe Bach, Händel, Schubert und Brahms gesungen. Ihre Stimme eignete sich am besten für getragene Compositionen, in denen Wärme und gehaltene Leidenschaft zum Ausdruck kam.

Henrik brachte ihr Wagner, immer wieder Wagner. Er nahm mit ihr die große Tristan-Szene durch und gerieth dabei in solche Begeisterung, daß es Franka nicht übers Herz brachte, ihm zu gestehen, ihre Stimme sei ermüdet. Die Folge davon war, daß sie für immer den schönen Klang ihrer Mittelfstimme einbüßte. Gade

war es zuerst, der das entdeckte. Er war ganz unglücklich darüber. »Durch meine Schuld! Ich habe Deine Stimme überreizt.« Es that ihm manchmal wehe, sie singen zu hören. Es war immer wie ein Vorwurf für ihn. Und dann sang sie jetzt leicht unrein, wenn sie müde war. Das konnte Gade's Ohr nicht ertragen. Es konnte geschehen, daß er heftig wurde und ihr verbot, weiter zu singen.

Er hatte Recht, er hatte ihre Stimme überreizt! Und ebenso überreizte er ihr Gefühl.

Er hatte einige Lieblingslieder, die er immer und immer wieder von ihr hören wollte, Jensen, Grieg, Lieder voll toller Leidenschaft. Und jetzt verstand sie, das zu singen! Auch jenes Mystische, das Gade einst an ihr vermisse, fehlte ihrem Vortrage nicht mehr. Sie nahmen Wagner's »Träume« mit einander durch. Franka saß am Clavier und Henrik spielte ihr auf der Geige vor, wie sie zu singen habe, wie sie bei den Worten: »Und dann sinken in die Gruft,« die Töne leise ersterben lassen müsse.

»Versuche einmal ganz so nachzusingen, wie ich spiele,« sagte er zwischen seinen, von der Geige zusammengepreßten Zähnen hervor — »eins, zwei — jetzt also!«

Franka versuchte es, erst schülermäßig, bald aber freier, und endlich ließ Henrik die Geige sinken und hörte zu:

Daß sie wachsen, daß sie blühen,
Träumend spenden ihren Duft,
Sanft an deiner Brust verglühen
Und dann sinken in die Gruft.

Franka zitterte vor Erregung. Ihre Hände waren kalt, die Augen brannten. Phantastische, hingebende Gestalten stiegen vor ihren Augen auf, sie klammerten sich an sie an, bewegten sich wie wirkliche Geschöpfe — sie saß und starrte, starrte ihnen nach, wie sie sich endlich lösten und verschwanden. Wenn sie das hätte malen können! Gerade so deutlich hatten sich die plastischen Gebilde vor ihr gezeigt, als sie in jener Nacht an Henrik's Geigenspiel dachte und aufsprang, um das Notturnoblatt zu zeichnen. Sie erhob sich, noch halb betäubt, ganz erfüllt von dem Wunsche, die Erscheinung fest zu bannen. Aber plötzlich blieb sie stehen.

Wenn sie jetzt zum Tische ginge und sich da ein Blatt Papier zurecht legte und dann etwa zur Kreide griff, dann würde Henrik kommen und sie fragen. Er würde über ihre Schulter blicken bei jedem Strich, den sie that. Sie würde ihm erklären müssen, reden — über ihre Arbeit reden! — Das hatte sie nie gekonnt. »Das gesprochene Wort bricht das Werk,« hatte ihre Mutter immer gesagt. So war es auch. In den letzten Wochen hatte sie das wieder und wieder erfahren. Sobald sie eine Arbeit beginnen wollte

— es war ja so natürlich, daß Henrik ihr seinen Rath gab, sie unterstützte, und sie wollte das ja auch!

Sollte sie ihn bitten, sie allein zu lassen, ihr Einsamkeit und Ruhe zu gewähren? Er würde das nicht verstehen. Er, der nur arbeiten konnte, wenn sie in seiner Nähe war. Vielleicht würde er glauben, sie liebe ihn nicht mehr. Sie hob in hilfloser Angst die Augen auf. »Mann und Frau ist der Mensch!« stand da vor ihr zu lesen. Und sie wollte Henrik sagen, man müsse allein sein, um schaffen zu können? Ihm, der völlig in jenem Grundsatz lebte? Nur das nicht! Hatte sie doch manchmal das Gefühl, seine Liebe zu ihr sei nur ein Anhängsel seiner Begeisterung für die Theorie des Zusammenlebens. Nur nicht daran rühren! Nur nicht rühren!

Plötzlich schrie sie auf. Es hatte Jemand an ihre Schulter gerührt.

»Hergott, bist Du nervös!« rief Gade ärgerlich. »Ist Dir das Singen wieder zu viel geworden?« fügte er zärtlicher hinzu. »Ich rede schon die ganze Zeit in Dich hinein, aber Du hörst mich nicht.«

Sie ging statt aller Antwort auf ihn zu und legte die Arme um seinen Hals. »Mein Eigenthum,« flüsterte er zärtlich. Sie bog den Kopf zurück und seufzte.

Dem sanften Frühling war erbarmungslose Sommerhitze gefolgt. Die Luft schien zu zittern vor Gluth. Im Garten verdorrten die Blätter an ihren Stengeln, die Stiefmütterchen wurden klein, ganz klein, die rothen Rosen bekamen eine häßliche, blaue Färbung, als sei ihnen das Blut zu Kopfe gestiegen, und die Knorpelkirschen, die erst so kräftig angefüllt hatten, waren bis auf den Stein zusammen geschrumpft.

Anfangs hatten Franka und Henrik die Pflege des Gartens selbst besorgt. Die Wässerung geschah vermittelst eines langen Schlauches, der am Springbrunnen befestigt wurde. Was für köstliche unfreiwilige Douchen man da erhielt! Und der erfrischende Anblick, wenn jedes Blatt, jeder Grassalm dann im Morgenlichte feucht erglänzte! Wie Elfenschleier lag es auf dem Rasen, grau, mit tausend farbigen Fäden durchzogen, ein kräftiger Geruch stieg von der Erde auf. »Es riecht nach Ameisen,« behauptete Franka, und Henrik erklärte, dieses Tröpfeln und Rieseln gäbe ihm die schönsten Motive für seinen »Nack«. Als aber der heiße, staubige Juli kam, genügten diese idyllischen Wasserfünfte nicht mehr. Ein häßlicher Samum verwandelte das Erdreich in grauen, rissigen Boden, von dem das kalte Wasser ungenützt abließ. Man hätte früher aufstehen sollen, mit dem Werk beginnen, ehe die Sonne Kraft gewann. Aber Henrik war ein Langschläfer. Er liebte diese trägen Früh-

stunden im Bett, mit traumhaften Zwiegesprächen und vergeblichen kleinen Anläufen zum energischen Aufstehen. Er begann ein Jammergeschrei, wenn Franka sich früher erheben wollte, bettelte und schmeichelte wie ein Kind, bis sie nachgab. Aber dieses thatenlose, wache Liegen machte sie heiß und unruhig. Sie versuchte es, die Zeit zu nutzen, an ihr Tagewerk zu denken. So manche wirthschaftliche Vernachlässigung fiel ihr ein. Die streng durchgeführte Gemeinsamkeit ließ ihr keine Zeit mehr für ihr weibliches Gebiet. Oft vermißte sie das. Der Haushalt interessirte sie, die kleinen, sichtbaren Erfolge in der Küche und das Vorausdenken in der Vorrathskammer war ihr immer eine willkommene Ablenkung von der künstlerischen Arbeit gewesen — jetzt fehlte ihr das. Außerdem sagte ihr das hausmütterliche Gewissen, daß Manches besser hergestellt werden könnte, wenn sie selbst es machte, und Vieles billiger, wenn es mit größerer Ueberlegung angeordnet würde. Raum aber hatte sie damit begonnen, sich auszurechnen, wie viel Zucker sie zum Einkochen der Heidelbeeren aus der Stadt benötigte und daß es an der Zeit sei, die Eier für den winterlichen Bedarf einzulegen, da kam ihr die zerstreuende Empfindung, Henrik würde im nächsten Augenblick nach ihrer Hand herüber tasten und sie mit seiner weichen, liebevollen Stimme fragen: »Hast Du mich lieb, mein Eigenthum?« wie er wohl hundert-

mal des Tages that; oder er würde sie mit irgend einer anderen Frage unterbrechen. Welche Frage konnte das sein? Ob er wieder von Niels Larsen erzählen würde, der sich sterblich in seine Stieftochter verliebt hatte, oder von der genialen Sonja Kowalewsky, der großen Mathematikerin und Schriftstellerin, mit der er in Paris zusammen war? Sie kannte alle seine Freunde, Alles, was er von ihnen wußte, und was er über das, was er wußte, dachte. Genau so kannte er die ihrigen. Es war meist Wiederholung, wenn sie sich etwas erzählten.

Der Rest des Sommers brachte an äußeren Ereignissen nicht viel. Einmal war der Pfarrer aus dem nächsten Dorfe herüber gekommen und hatte bei ihnen Mittagbrot gegessen, und ein paarmal waren sie »in der Stadt« gewesen, um Einkäufe zu machen. Das Uebrige besorgte die Botenfrau. Eine Tanne war beim letzten Winde umgeknickt, und Henrik hatte einen Hund angeschafft, weil sich von Zeit zu Zeit bedrohliche Bagabunden, die im Walde nächtigten, hierher verloren. Das große, zottige Thier machte ihnen viel Spaß durch seine täppische Zärtlichkeit. Es war ihnen ein willkommener Anlaß, schweigend bei einander zu sitzen und ihm zuzusehen, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam, daß sie nichts sprachen.

Sie hatten es sich abgewöhnt, viel mit einander zu reden. Wozu auch? Neues mitzutheilen hatten sie sich nicht, da sie das Wenige, was sie äußerlich erlebten, gemeinsam in sich aufnahmen. Jeder wußte, ohne Worte, was der Andere darüber dachte. Und die inneren Erlebnisse wurden immer spärlicher. Wie sie oft halbe Tage so fest an einander geschmiegt blieben, daß Jedes nur die Hälfte seines Körpers frei bewegen konnte, so war es auch geistig. Sie nahmen sich in dem bewußten Bestreben, zusammen zu bleiben, Luft und Licht zu gedeihlicher Entwicklung der Kräfte. Jeder war nur halb. Beide empfanden dunkel die Thatsache, ohne die Ursache zu begreifen. Beide litten darunter. Franka am meisten. Sie war die stärkere Natur, in ihr war die Intensität des Leidens am größten. Und Gade hatte seinen Fetisch, die Einflangstheorie, die ihn fanatisirte. Franka's Glaube war nur angewöhnt.

»Ist es so gut?« Franka schob das »Lied der Frau Sorge«, unter das sie den Text geschrieben hatte, zu Henrik hinüber, der inzwischen den begleitenden Brief verfaßte. Er nickte nur. Seine Blicke überflogen die Composition noch einmal. »Es könnte origineller sein,« meinte er dann, »findest Du nicht?«

Sie erröthete. »Ich glaube auch, daß der Schluß

— ich will nicht gerade sagen — übrigens bin ich auch mit meiner Zeichnung unzufrieden. Während ich sie machte, glaubte ich 'mal, sie sei etwas ganz Besonderes, dann wieder wurde ich vollständig muthlos. Sie sieht mich so fremd an. Vielleicht ist es auch nur — Du weißt, ich bin durch Dich viel kritischer geworden. Früher hätte mir beides vielleicht genügt.«

»Vielleicht.« Er adressirte seinen Brief und half ihr die Blätter einzuwickeln und zu verschnüren. »Siehst Du, ich denke, es ist kein großes Unglück, wenn auch 'mal das Eine oder das Andere nicht gelingt,« sagte er dabei. »Früher hätte ich mir eingebildet, man müßte auf Stimmung warten. Jetzt denke ich aber: Mit ehrlichem Willen an die Arbeit heran gehen und ihr nicht von der Seite weichen, bis man sie überwunden hat, das allein ist schon 'was werth. Ich habe ein gutes Gewissen, und damit basta!«

Franka sah ihn von der Seite an. Wußte er, daß er ihre eigenen Worte citirte? Aber damals — sie hatte es anders verstanden, als sie es sagte. Es waren ihre Worte und doch fremder Sinn.

Schweigend vollendete sie das Paket.

»Wollen wir es selbst zur Post bringen?« fragte Gade.

»Ich habe mir schon meinen Hut zurecht gelegt,«

erwiderte Franka; »ich dachte mir, Du würdest Lust dazu bekommen.«

So gingen sie nun Arm in Arm nach Wiesenburg, der nächsten Poststation. Es war heiß und bekloffen im Walde, das Moos hart geworden und halb vergraben in einer schlüpfrigen Decke welker Tannennadeln. Die nackten Baumwurzeln, die über den Weg liefen, glichen getrockneten Schlangen im Laboratorium eines Zaubermannes. Von den Tannenzweigen hing eisgraues Geflecht herab, die Stämme waren mit vertrockneten Moosen und abgestorbenen Parasiten aller Art behangen. Ein monotones, allgemeines Rauschen umgab sie. Ab und zu raschelte ein welkes Blatt unter ihren Füßen, oder ein vorjähriges Eichelnapfchen zerbrach mit leisem Knacken an einer Baumwurzel. Ein Heer von Insecten stand in der Luft. Sie setzten sich in Ohr, Mund und Nasenlöcher. Man athmete sie ein mit jedem Athemzuge. »Abgestandene Luft,« bemerkte Henrik, eine Bezeichnung gebrauchend, die in Franka's Familie heimisch war.

»Und wieder wolkenlos! Ich hoffte schon, es würde ein Gewitter geben,« erwiderte die junge Frau schwer athmend.

»Ja, man spürt's!« Er seufzte und nahm seinen Hut in die Hand. »Du bist auch müde heute,« fing er, sichtlich gereizt, wieder an. »Eigentlich sollte man immer abwechseln.«

»Einer, der gähnt, und Einer, der lacht?«

»Ungefähr so. Dann hätte man doch Erholung am Andern.«

Wieder schritten sie schweigend vorwärts. Am Saume des Waldes setzten sie sich, wie nach Verabredung, auf einen umgelegten Stamm und sahen von dem Hügel, den sie allmählig erklommen hatten, während sie den Wald durchschritten, über das Land hin. Ihnen gegenüber baute sich ein niederes Gelände auf, ganz bedeckt mit blühender Heide. Gelbe Kornfelder zogen sich am Fuße des hügeligen Bodens hin und krochen bis zur Höhe der runden Waldberge drüben empor. Ein Mann mit blinkender Sense stand unter dem blassen Hitzhimmel, der am Horizonte weiß schimmerte. Man hörte das Dengeln des Stahls bis hier herauf. Links sah man die Chaussee, die nach Wiesenburg führte. Ebereschenbäume zu beiden Seiten eines weißen Weges, von dem der Staub aufflog. Franka empfand plötzlich eine lähmende Unlust. Wozu gingen sie eigentlich beide zur Poststation? Um Briefe abzuholen? Sie hätte gern irgend etwas Neues, Unerwartetes erhalten. Vielleicht war ein Brief von Thilde da! — Aber auch das brächte nichts Frisches. Seitdem Thilde an sie beide zusammen schrieb, klangen ihre Briefe fremd und gezwungen. Es war nicht mehr das alte, trauliche Verhältniß zwischen ihnen. Und so ging es mit allen ihren Freunden. Keiner

schrieb mehr etwas rein Persönliches. Man nahm Rücksicht darauf, daß man an Zweie schrieb, daß jede Zeile vorgelesen und besprochen werden könnte.

Auch Franka's Briefe wurden farbloser, da sie gleichsam für zwei Menschen schrieb, die einander nicht kannten, für den, an den der Brief gerichtet war, und für Henrik, der sie las, ehe sie abgingen.

»Nun haben wir noch eine gute halbe Stunde bis Wiesenburg,« sagte Gade, der gleichfalls die Lust zum Weitergehen verloren hatte. Er wartete darauf, daß Franka ihn errathen sollte, aber sie schwieg. Das ärgerte ihn. Er stellte manchmal solche kleine Proben mit ihr an. Er wollte prüfen, wie weit die seelische Verbindung zwischen ihnen gediehen sei. Franka aber, die nur den eigenen Wunsch zu vernehmen glaubte, wenn sie Henrik's Worte als eine Aufforderung zum Zurückgehen deutete, stand auf. »Ich bin bereit,« sagte sie freundlich, »es wird uns gut thun, uns ein bißchen Bewegung zu machen.«

»Nun, wenn Du meinst!« Er rechnete es sich hoch an, daß er seine Enttäuschung nicht merken ließ. Aber er wollte sie nicht kränken.

So schritten Sie dahin, Seite an Seite, Arm in Arm. Jeder war erfüllt bis zum Uebermaß von dem Wesen des Anderen, und doch verstanden sie sich nicht mehr. —

Das hölzerne Stationsgebäude, in dem auch der

Postdienst versehen wurde, befand sich am Eingange des Dorfes. Als sie dort eintrafen, war gerade ein Zug signalisirt. Der Bahnwärter stand in Positur vor seinem Häuschen. Franka und Henrik blickten neugierig, wie Kinder, dem Schnellzug entgegen, der vorüber brauste, ohne anzuhalten. »Wehte da nicht ein Tuch aus dem Fenster?« fragte Franka athemlos. Henrik hatte es auch gesehen. Sie ergingen sich in Vermuthungen, wer es wohl sein könne. Die kleine Abschweifung ins Gebiet der Möglichkeiten hatte sie förmlich erfrischt.

»Sieben Minuten Verspätung,« sagte der Bahnwärter. »Eine Verbindungskette war gerissen.«

Henrik gab nun den Brief ab und fragte nach angekommenen Postfachen. Er erhielt seine Zeitung und wollte schon mit Franka wieder gehen, als der Mann noch rief: »Det Colli da, det is woll ooch for Ihnen?«

Es war eine flache Kiste, die aus Berlin kam. Franka erbleichte. »Es kann ja auch ein anderes Bild sein,« sagte Henrik, der sie errieth. »Vielleicht schickt Astrid Etwas, das Du copiren sollst — ich glaube, sie sprach einmal davon.«

Franka antwortete nicht. »Wir wollen die Kiste öffnen,« sagte sie endlich; »die Botenfrau trägt es auch bequemer ohne Verpackung.«

Ein Brecheisen und Hammer waren zur Stelle.

Franka zuckte bei jedem Schlag, den Henrik machte, zusammen, bald konnte man den Deckel abheben. Es war in der That Henrik's Porträt. Ein Brief des Kunsthändlers, bei dem vor einigen Monaten der »Einklang« ausgestellt war, lag dabei. Höfliche Worte und Entschuldigungen wegen »Mangels an Raum«. Franka blickte, während Henrik den Brief noch einmal überlas, unverwandt auf das Porträt. Ja, der Mann hatte recht. Es war ein schlechtes Bild, ein ungenügendes, unkünstlerisches Machwerk. Wie war sie nur dazu gekommen? Kein Zug, der zu ihr sprach wie eigene Schöpfungen zu einem sprechen. Alles fremd von Anfang bis zu Ende. Unsicher in der Farbe, unsicher in der Modellirung, und das Ganze manierirt, leer.

»Weißt Du was? Wir schicken es an die Se=cession nach München,« sagte Henrik, der ihre Ver= zweiflung fühlte, ohne ganz die Ursache zu wissen. »In Berlin ist man immer ein Stück zurück gegen München. Wir nageln die Geschichte wieder zu, schreiben eine neue Adresse und —«

Sie schüttelte den Kopf. »Es liegt nicht an Berlin, es liegt an dem Bilde.«

»Das kommt Dir nur so vor. Du ärgerst Dich, und deshalb — ich weiß nicht, was Du willst — es ist doch ein ganz interessantes Porträt! Mir gefällt das Epigrammatische darin, das —«

Es war ihr eine Pein, ihm zuzuhören, und sie ging rasch aus dem Bahnhofschuppen hinaus, um nicht zu zeigen, daß sie weinte. Er kam ihr nach. »Mein armes Liebchen, Du meine tapfere, kleine Frau, grämst Du Dich? Grämt Dich das wirklich?«

»Nein, o nein,« flüsterte sie mechanisch, während ein Schluchzen ihr in der Kehle aufstieg.

Sie konnte ihm nicht sagen, daß sie sich schämte, seinen Kunstprincipien Gehör gegeben zu haben! Sie sehnte sich danach, allein zu sein, ihre Gedanken zu klären. Er aber, in der Meinung, daß sie jetzt des theilnehmenden Genossen vor allem bedürfe, schlang zärtlich den Arm um sie und redete lieblosend auf sie ein.

Sie waren um die verstaubte Buchsbaumhecke herum gewandert, die das Dorf umgab. Das Flüsschen, das durch die Wiesen ging, erschien hier mit seinen grau-grünen Weidenbüschen wie eine große, grüne Raupe, die sich träge zwischen den Heuhaufen hindurch windet. Dann bogen sie wieder in das Dorf ein und begaben sich zu einer Gartenwirthschaft, in der sie bei ihren Wiesenburger Geschäftsgängen zu rasten pflegten.

Sie fanden eine kleine Gesellschaft vor, die von einem benachbarten Gute her gekommen schien. Ein behäbiger Herr mit seinen Töchtern und ein junger Berliner Gigerl. Der junge Mensch machte den beiden hübschen, wohlgenährten Mädchen den Hof, indem er

ihnen mit lauter Stimme Anekdoten erzählte und Tabakrauch ins Gesicht blies.

Henrik und Franka sahen von ihrem Tische aus hinüber, ohne sich ihre Beobachtungen mitzutheilen. Wie anders war das in ihrer Verlobungszeit gewesen! Da gab jeder Vorübergehende Anlaß zu lebhaftem Meinungsaustausch. Die Leute dort an ihrem langen Tische interessirten Franka nicht weiter, aber doch hatte sie eine Sehnsucht, sich unter sie zu mischen. Warum saßen Henrik und sie allein am Nebentische, überall und immer nur am Nebentische, und da, wo sie nicht waren, da befanden sich Menschen, die das erlebten, was Bedeutung hatte. Warum konnte sie nicht hinüber gehen und mit den Anderen sein? Sie kam sich auf einmal ausgesetzt, vereinsamt vor. Sie hätte nie geglaubt, daß sie es wäre, die sich nach der großen Stadt zurück sehnen würde, aber jetzt that sie das. Sie sehnte sich von ganzem Herzen.

Eben wollte sie beginnen, Henrik davon zu sprechen, als er sagte: »Wenn Du glaubst, in einer größeren Stadt mehr künstlerische Anregung zu finden — mir ist es recht. Wir können irgend wohin ziehen, wo es uns gefällt. Nach Paris zum Beispiel oder nach London. Jetzt, wo wir unserer so sicher sind! — Wir werden zusammen leben wie hier, zusammen genießen, zusammen arbeiten — wo wir das thun, das ist ja ganz gleichgültig.«

»Ganz gleichgültig,« wiederholte sie leise.

Das war es eben, das — dem sie nicht entfliehen würde, so weit sie auch ginge. Und es war furchtbar, zu denken, daß sie es gern wollte. Das sie sich entfernen wollte von dem, den sie über Alles liebte. Nicht für lange natürlich, aber doch für Stunden. Aber würde sie es können? Selbst wenn sie sich ihm begreiflich zu machen vermöchte, reichte ihre Kraft noch zu selbständiger Thätigkeit aus? Sie entsann sich eines Weges, den sie vor einigen Tagen allein gemacht hatte, weil Henrik einen Brief zu Ende schreiben wollte. Einfach über den Fluß war sie gegangen und ein Stück ins Feld hinein, bis zu dem Häuschen des Pflaumenhüters, wo die Botenfrau wohnte. Sie hatte einen Auftrag für sie. Das Ganze hatte eine Viertelstunde lang gedauert. Aber sie war kaum vorwärts gekommen. Immer war es ihr, als ob ihr an der linken Seite, da, wo Henrik zu gehen pflegte, etwas fehlte. Es fror sie dort. Sie schwankte, weil sie verlernt hatte, ungestützt zu gehen. So würde es auch werden, wenn sie sich auf ihre frühere Kunst verließ. Sie sah einmal einen Mann, der lange im Gefängniß gefessen hatte. Das Licht that ihm wehe in den Augen. Er konnte nicht mehr gehen und bat und flehte Jeden an, man möge ihn zurück bringen zu seiner Zelle. Ob es nicht —. Sie erschrak vor ihren eigenen Betrachtungen. Liebte sie denn Gade nicht?

Der Gedanke kam ihr wieder, er würde aufhören, sie zu lieben, wenn er in ihr nicht mehr die Erfüllung seines Ideals fände, wenn sie aufhörte, seine Principien zu leben. Und dieses war es, was sie wieder verstummen ließ — wie immer.

Der Wirth, der sie da beide so schweigsam sitzen sah, gesellte sich zu ihnen. Er sprach über das Bier, über Hitze und Ernteaussichten, fragte, wie es den Herrschaften dort in der Ziegelei gefalle, und so redete man eine Weile hin und her, stotternd, mit lauter neuen Anläufen und langen Pausen. Plötzlich setzte Franka das Glas, aus dem sie trinken wollte, wieder ab. Sie wollte es nieder setzen, verfehlte aber den Tisch, so daß das Seidel zu Boden fiel. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, kalte Ströme schienen an ihr nieder zu laufen. Sie hielt sich noch und tappte schwankend ins Haus. Das Taschentuch vor dem Munde, winkte sie Henrik zu, er möge sie nicht begleiten. Ganz verstört stand er da und sah zu, wie der Wirth die Scherben vom Boden aufhob. »Sie wird doch nicht krank werden?« sagte er halb zu sich, »das wäre trostlos für mich.«

»Darum brauchen Sie sich keine Sorge zu machen,« sagte der Wirth, »das kommt so vor bei jungen Frauen.« Er ging ins Haus, um ein frisches Glas zu holen.

Gade starrte ihm fassungslos nach. Sollte wirk-

lich? Er hatte nie daran gedacht. Als Franke zurückkam, ging er ihr mit besorgtem, forschenden Gesicht entgegen. »Nun?« fragte er.

»Es ist nichts,« erwiderte sie und blickte ihm beruhigend in die Augen.

»Nichts? Wirklich nichts? Ich glaubte schon —«

Sie wurde glühend roth und schüttelte den Kopf.

»Gott sei Dank!« rief er erleichtert.

Sie hatte das erwartet, aber es schnitt ihr ins Herz. Mit großer Gewalt kämpfte sie ihre Aufregung nieder und bemühte sich, heiter zu erscheinen. Warum sollte sie ihn vor der Zeit beunruhigen? Und sie konnte sich ja auch täuschen!

Aber sie täuschte sich nicht. Jeder Tag brachte ihr die gewissere Gewißheit und damit eine Seelenangst, die sie um jeden Preis zu übertäuben suchte.

Sie wußte es ja, dieses Kind würde ihr Henrik's Liebe rauben. Als ein lästiger Dritter würde es zwischen ihnen stehen, ein Tyrann in seiner Hülfslosigkeit.

Nein, sie freute sich nicht des werdenden in ihr, sie jubelte ihm nicht entgegen, wie andere Mütter thun; denn Henrik's »Gott sei Dank« klang ihr immerfort in den Ohren. Wie konnte sie ihn entschädigen für das, was sie ihm später entziehen mußte?

Mit verdoppeltem Bemühen lebte sie sich in seine Ansichten hinein, kam seinen Wünschen auf halbem Wege entgegen, dachte mit seinen Gedanken und fühlte mit seinen Gefühlen. Es kam ihr vor, als müsse sie einen Vorrath von Liebesungen in ihm aufspeichern, damit er daran zehren könne, wenn sie sich theilen mußte zwischen ihm und dem Kinde.

Er nahm das Alles freudig hin, ohne darüber zu reden. Wohl fiel ihm eine gewisse heftige Absichtlichkeit in Franka's Liebesbezeugungen und Nachsichtigkeiten auf — aber er fragte sie nicht, um sie nicht zurück zu schrecken, wie er meinte, denn das war das Seltsame in dieser Gemeinschaftsehe, das Vertrauen zwischen Mann und Frau war vergangen, abgenutzt wie eine Münze, die man allzu viel betastet hat. Alles, was ihr Schönheit gab und Geltung, ist abgegriffen, man hat nichts als ein Stückchen beschmutzten Metalls in den Händen.

Der October brachte eine neue Enttäuschung für das Künstlerpaar. Man sandte ihnen die »Frau Sorge« zurück. Es war die Rede von einigen »durchgreifenden Veränderungen«, von einem augenblicklichen Ueberfluß an »solchen« Beiträgen. Gade zitterte vor Zorn. Franka nahm es ruhiger. Sie würde noch einmal einen Versuch machen auf ihre frühere Weise, ganz einfach die Natur copiren, alle Kunst nur auf die Wiedergabe des Gesehenen setzen.

War auch das umsonst, so war es eben vorbei! Als Künstlerin mit ihr vorbei! Dann mußte sie nur trachten, sich auf der Höhe zu halten im Verstehen, damit Henrik nicht unter ihrem Verluste mit leide. Sie würde dann nichts Eigenes mehr haben, nichts, das nicht Henrik war!

Der Gedanke hatte eine gewisse Süßigkeit für sie, wenn er auch schmerzte. Sie kehrte oft zu ihm zurück und starrte darauf hin — wie der Lebensmüde auf den See hinunter starrt, in dem er Ruhe finden wird und wehmüthig sich darin spiegelt.

Auch Gade plante eine neue Arbeitsmethode. Sollte seine frühere ungezwungene Schaffensweise dem Temperament seines Talentes besser entsprechen? Man mußte die Probe machen! Sich ruhig gehen lassen, auf geeignete Stimmung warten. So wartete er denn geduldig Tage lang, Wochen lang, aber die Stimmung kam nicht. — Unterdessen begab sich Franka an ihr Werk.

Sie brauchte nicht lange nach einem malerischen Motive herum zu suchen. Auf dem ersten Spaziergange, den sie hier mit Henrik unternommen hatte, war ihr der kleine Waldsee interessant geworden, der, unweit ihres Gehöftes, zwischen Tannen und niederem Büschicht lag. Schon damals hätte sie das Bild gern festgehalten. Der kleine, runde See hatte ein dunkles und doch durchsichtiges Wasser. Seltsame

Schlinggewächse streckten ihre blassen Arme aus dem Grunde herauf, und die rothen Fichtenstämme, die hellen, knospenden Buchengebüsche hatten sich traumhaft widergespiegelt auf seiner schwarzen Fläche.

Sie hatte oft davon gesprochen, dort eine Delstudie zu machen, aber es war über allen gemeinschaftlichen Beschäftigungen nichts daraus geworden. Jetzt kam sie ernstlich darauf zurück.

Henrik war entzückt von der Idee. — »Es wird herrlich werden! Du malst den See, und ich, ich zeichne inzwischen Dich! Es ist höchste Zeit, daß ich meine alten Zeichenkünste wieder einmal hervor suche.«

Mit Sack und Pack zogen sie schon am nächsten Morgen hinaus, aber es dauerte lange, ehe Franka einen Punkt fand, der ihr ganz zusagte. Bald war ihr die Beleuchtung nicht charakteristisch genug, bald sah sie zu viel für das kleine Format ihres Skizzenblocks, und dann wieder hätte sie diese und jene Schönheiten, die sich entfernt von einander befanden, gern vereinigt.

»Aber so setze doch die Geschichte ein bißchen zusammen,« rief Gade, schon etwas ungeduldig.

»Das ist es ja eben,« gab sie aufgeregt zurück; »diesmal will ich gerade nicht componiren, durchaus nicht!«

Endlich war sie installirt und begann, die Farben auf die Palette zu setzen, die Töne zu mischen.

Der Anblick des Sees schien ihr heute noch viel schöner als damals im Frühling. Das Buchenlaub war bunt geworden und umgab den schwarzen Spiegel mit einer flammenden Hecke. Die düstere Tiefe war mit goldenen Blättern bestreut. Höchstengliges Schierlingskraut wuchs hart am Rande zwischen den glänzenden Kieseln. Ein paar große Steine waren mit feinem rothen Moose tapezirt; farbige Schmetterlinge wiegten sich in der klaren Herbstluft.

Franka starrte und starrte. War das nicht die Decoration zu einer Wagner'schen Oper? Der geheimnißvolle dunkle See hier war der Artussee, von einer lohenden Flammenhecke umschlossen. Die röthlichen Fichtenstämme verwandelten sich ihr in nackte, gewaltige Heldenglieder, die sieghaft dem Feuerzauber und der schreckenden Tiefe entgegen schritten.

Ein Windesrauschen im Gebüsch erweckte sie. Sie wurde roth vor Beschämung. War sie schon wieder dort im Ueberfönnlichen, im Mystischen? Verstand sie ihre Aufgabe nicht besser? Wie ein Gebet kam es auf ihre Lippen: »Nur meine verlorne Einfachheit laß mich wieder finden. Meine verlorne Einfachheit!«

Sie schloß einen Augenblick die Augen und öffnete sie dann schnell. Vielleicht glückte es ihr auf diese Weise, nur Flächen zu sehen, nur Licht- und Schattenswirkungen, ohne sich über den Gegenstand Rechenschaft zu geben.

»Nein, das ist zum Todtlachen!« rief Gade, indem er zu ihr herüber kam. »Die reine Caricatur ist's geworden, ganz wie der Oberländer. Sieh' nur.«

Die Zeichnung war gar nicht schlecht gerathen. In ein paar Zügen Franka's Haltung, Bäume, See und, gerade über Franka's Kopf empor wachsend ein Sandhügel mit einer einzelnen Tanne.

Franka lobte liebenswürdig die kleine Leistung und tauchte dann ihren Pinsel in das aufgetragene Grün.

»Du hast noch nicht einmal angefangen?« rief Gade, der über ihre Schulter hinüber auf das leere Blatt sah; »und ich denke, Du bist schon mitten drin. Höre 'mal, könntest Du nicht so ein bißchen Wagner-Stimmung da hinein bringen? Feuerzauber, wabernde Lohe —«

Franka unterdrückte mühsam eine ungeduldige Antwort. »Ich will ja eben erst anfangen,« sagte sie endlich; »warte doch erst ab, wie es wird.«

»Huh, wie ungnädig!« rief er lustig und entfernte sich. Er war in seiner besten Laune. Seine kleinen Dilettantenkünste freuten ihn. Dann, noch einmal zurückkommend: »Gib mir doch von Deinen Oelfarben, ich will doch versuchen, ob ich was zu Stande bringe. — Aber dann muß ich auch ein Blatt von Deinem Block — geht es nicht! So, da habe ich es schon! Du kannst ja das feste nehmen.«

Wieder begann Franka zu studiren. Diesmal schien es ihr besser zu glücken. Schon waren Bäume und Spiegelung angelegt, der Lustton getroffen. — Sollte sie nicht in den Kahn, der dort am Ufer lag, ein paar Menschen hinein setzen? Das würde dem Ganzen eine einheitliche Herbststimmung geben.

Henrik hatte den Kahn im Sommer angeschafft. Sie ruderten hier gern, wenn der Mond schien und ihnen den Rückweg erhellte.

Eigentlich könnte sie das im Mondschein malen. Das Ganze war dann noch stimmungsvoller. Ein Sommermärchen — und statt der Schmetterlinge könnte man sich weiße Elfen denken, der Neck spielt auf seiner Harfe — —

Nein, nein! Diesmal soll es gelingen. Sie beißt die Zähne zusammen und arbeitet in fieberhafter Erregung.

»Du, das wird aber bunt!« rief Gade plötzlich hinter ihr; »für eine Herbststimmung viel, viel zu vergnügt. Denke nur an die Schotten, die wir in Berlin zusammen sahen. Das triefte ordentlich von Herbstgedanken.«

Sie hielt es nicht länger aus. »Ich bitte Dich um Gottes willen, sprich nicht mit mir,« rief sie erregt und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. »Siehst Du nicht, daß ich unmöglich etwas Ordentliches machen kann, wenn Du mich immer störst?«

»Ach so, ich störe Dich,« sagte er beleidigt. »Das ist mir neu.« Er ging mit steifem Gesicht von ihr fort. Sie sah ihm nach, wie er sehr aufrecht am Ufer hin ging. Sie hörte ihn eine lustige Melodie pfeifen, die seine Unbekümmertheit ausdrücken sollte. Nach einer Weile war er drüben am Ufer angelangt, löste den Kahn und begann langsam umher zu rudern.

Franka brannten Thränen in den Augen. Sie war unzufrieden mit sich selbst, mit der ganzen Welt. Mit verzweifelter Anstrengung malte sie weiter, aber sie sah nichts mehr, nichts, wie es war. Sie dachte an Henri. War sie nicht zu unduldsam gewesen? Natürlich war er gekränkt. Nie hatte er Aehnliches zu ihr gesagt. Und er hatte ein so gutes Urtheil in der Kunst. Warum wollte sie eigensinnig auf einer Anschauung bestehen, der sie entwachsen war? Franz Hals, Rembrandt, die meisten Künstler veränderten sich. Warum wollte sie mit Gewalt in ihre Kindheit zurück kriechen?

Gern hätte sie ein wenig von dem geglaubt, was sie sich so vorreden wollte, aber ein Gefühl trostloser Ohnmacht, daß sich nicht weg disputiren ließ, blieb in ihr wach. Sie malte nicht mehr. Sie starrte auf den Kahn, der allmählich heranglitt. Als er in ihrer Nähe war, stand sie auf und schritt, ohne sich weiter über ihr Thun Rechenschaft zu geben, durch die hohen Gräser dem Wasser zu.

Henrik streckte ihr die Hand entgegen, um ihr beim Einsteigen zu helfen; sie legte leise die ihrige hinein und blieb einen Augenblick stehen, ehe sie einstieg. Es lag eine stumme Versöhnung in dieser Handreichung, Abbitte und Gewährung. Er machte ihr neben sich auf der Bank Platz und gab ihr eins der Ruder in die Hand, wie er gewöhnt war. »Und nun wollen wir zusammen recht schönen Kurs halten,« sagte er, »das letzte Mal hast Du den Rahn immer nach rechts gelenkt.«

Sie hatte forschend zu ihm aufgesehen, ob er das »zusammen Kurs halten« mehrdeutig gemeint habe, doch schien das nicht der Fall zu sein. So steckte sie denn stumm das Ruder in den Riemen und begann abzustößen. Während sie sich mit großer Kraft gegen das Ruder stemmte, empfand sie einen heftigen Schmerz. Eine Warnung? Sie ließ die Arme sinken.

»Macht Dir das heute auch keinen Spaß?« fragte Henrik ein wenig empfindlich. Sie war im Begriff, ihn zu bitten, daß er allein rudern möge. Dann aber fürchtete sie wieder, ihn, den sie eben erst gekränkt hatte, mit dieser nicht motivirten Forderung aufs Neue zu verletzen. Und Fragen wollte sie um keinen Preis hervorrufen. So ruderten sie weiter.

Henrik hatte früher das Rudern vermieden aus Rücksicht auf seine Geigerhände; so war ihm das

Vergnügen neu, er betrieb es gern als harmlosen, gemeinschaftlichen Sport.

»Wollen wir nicht etwas kräftiger?« fragte er nach einigen Minuten.

Franka antwortete mit einem Stöhnen. Erschreckt blickte er in ihr entfärbtes Gesicht, dessen Lippen fast grün erschienen. Sie war ganz in sich zusammen gesunken und stöhnte.

»Franka, was hast Du? Um Gottes willen, sage doch! So rede doch nur!«

Sie versuchte ihn anzulächeln, während er sie im Arme hielt. »Nach Haus — ich möchte nach Haus,« brachte sie endlich mühsam heraus.

Auf seinen Arm gestützt, halb von ihm getragen, legte sie den kurzen Weg zurück.

Das Mädchen brachte sie zu Bett, Henrik lief nach der Botenfrau, die den Arzt holen sollte. Sie fand ihn auf der Patientenfahrt in der Nähe der Selchower Chaussee und konnte ihn gleich mitbringen. Es war ein kleiner, helläugiger Herr mit rothen Wangen und grauem Haar, dessen Gesicht Vertrauen einflößte. Durch ihn erfuhr denn Gade, was ihm Franka verheimlicht hatte. Im ersten Augenblicke war er sehr betroffen. Ein Verschweigen zwischen ihnen beiden? Wie konnte das sein? Warum war das geschehen?

Der Arzt, der Henrik's Fassungslosigkeit bemerkte,

tröstete ihn. »Was ist es denn weiter, eine zerstörte Hoffnung — das ist Alles! Machen Sie sich jetzt weiter keine unnöthigen Vorwürfe wegen Ihrer Unvorsichtigkeit! Zeigen Sie der verehrten Frau Gemahlin kein betrübtes Gesicht. Die Hauptsache ist, daß sie sich kräftigt und schnell erholt.«

Als Gade wieder allein war, dachte er nach. Ihm war zu Muthe, als sei er einer drohenden Gefahr entgangen. Und daß er von dieser Gefahr nichts geahnt hatte, das dankte er jetzt Franka ganz besonders. Er glaubte darin ein Zeichen zu sehen, daß sie empfand wie er. Warum hätte sie sonst geschwiegen? Auch ihr war dieses Kind als etwas Nebensächliches, Störendes erschienen — wie ihm.

Gerührten Herzens ging er ins Schlafzimmer, wo sie weiß und dünn in ihren Kissen lag. Sie wendete ihre großen, schwarzen Augen auf ihn, als er eintrat. Ihr Blick hatte etwas seltsam Düsteres.

»Mein armes, armes Kind,« sagte er zärtlich und streichelte ihre herabhängende Hand, »siehst Du, nun sind wir wieder nur zu Zweien, nun muß ich Dir doppelt Alles sein.«

Sie seufzte, wandte still den Kopf zurück und schloß die Augen, als wolle sie schlafen.

Leise schlich er sich fort.

Aber Franka fand keinen Schlaf, wenn sie so

zu sich selber flüchtete, denn unablässig gingen in ihr die Gedanken und mehrten ihr jede Ruhe.

»Nun sind wir wieder nur zu Zweien.« Sie wiederholte es sich unablässig, wie man einem Kinde ein bewährtes Schlummerlied wiederholt, damit es schlafen kann. Aber Franka war gealtert in den letzten Stunden, sie war nun kein Kind mehr. Kein gläubiges Kind! Das alte Schlummerliedchen half ihr nicht. Im Gegentheil. Die Worte selbst bekamen plötzlich etwas Feindliches für sie, etwas Unerträgliches, das sich über sie zu stürzen schien und sie zu ersticken drohte.

»Wieder nur zu Zweien.« — Aber das war es ja, was sie wollte. Hatte sie nicht davor gezittert, daß es anders werden könnte? Warum war es denn keine Erleichterung für sie, daß sie von solcher Sorge erlöst war?

Wenn sie bedachte, welche Umwälzungen die Existenz eines Kindes ihrem Geglücke gebracht hätte, das so sorgfältig auf den edelsten Principien aufgebaut war! Den ganzen Tag bedurfte ja solch' ein zartes Geschöpfchen der Wartung. Sie hatte es erlebt bei ihren kleinen Nichten und Neffen. Sie sah die kleinen Wesen vor sich mit ihren runden, flaumbedeckten Köpfchen, dem offenen Mündchen und dem warmen Seidenhäutchen. An die drollig ungeschickten Bewegungen dachte sie zurück, das Zappeln und

täppische Umhergreifen, die geballten Fäustchen, die immer so weich waren wie ein Rosenblatt, und die dicken, kleinen Arme, die am Handgelenk in einer tiefen Rinne endeten.

Und plötzlich stieg eine tiefe, qualvolle Sehnsucht in ihr auf nach diesem ungeborenen Kindchen. Eine strömende Reue ergoß sich durch ihre Seele.

Was war sie denn gewesen, daß sie das Glück nicht verstand, das ihr bestimmt war? Was für ein Weib, das ihr Muttergefühl erstickte, um Theorien zu leben? Was brachte sie zu dieser Auflehnung wider die Natur? Wie hatte sie, die immer nur ihren geraden Instincten hatte folgen dürfen, um das Rechte zu thun, auf solche Abwege gerathen können?

Mit grausamer Dringlichkeit standen diese Fragen vor ihr auf und heischten Antwort. Und sie lag da auf ihrem Lager und sann vergeblich, wie sie sich selber zu entfliehen vermöchte, denn sie fand immer nur die eine, furchtbare Erwiderung: »Henrik!«

Um seiner Theorien willen hatte sie ihr moralisches Bewußtsein geknechtet. Um ihm eine Genossin zu sein, wie er es wünschte, hatte sie alle anderen Verhältnisse verleugnet. Um ihm eine trübe Stunde zu ersparen, war sie zur Mörderin geworden, zur Mörderin an ihrem Kinde! Er war schuld daran, daß sie hier lag, eine Schande ihres Geschlechtes, ein

Etel sich selbst und allen gesund Empfindenden. Er war an Allem schuld, er — Henrik!

Sie blinzelte unter den scheinbar geschlossenen Lidern zu dem Plaze hinüber, an dem er alle diese Tage über gesessen hatte, bereit, jede ihrer Bewegungen zu bewachen, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen.

Richtig! Ihr feines Ohr hatte sie nicht getäuscht, er war zurück gekommen und saß da lesend an ihrem Bette. Seinen Lehnstuhl hatte er so gerückt, daß ihm das Licht aufs Buch fiel.

Sie betrachtete sein gesenktes Profil, die Linien seiner großen, etwas voll gewordenen Gestalt und erschrak vor dem Gefühl der Abneigung, das plötzlich in ihr aufstieg. Wie er jetzt beim Umblättern den Finger nezte, wurde dieses entsetzliche Gefühl so stark in ihr, daß es sich in einem schlecht unterdrückten Ausrufe Luft machte.

Sogleich war er an ihrer Seite. »Hast Du Schmerzen? Fühlst Du Dich noch immer so matt? Ich werde Dir gleich ein Glas Ungarwein —«

Sie wehrte ab. Ohne es zu wollen, bog sie den Kopf von ihm fort. Der Geruch seines Haares entlockte ihr Thränen, seine Stimme erbitterte sie.

»Bitte, bitte, laß mich allein,« sagte sie erregt.

Die Dringlichkeit ihrer Bitte verletzten ihn, aber er schwieg und ging hinaus.

Im verödeten gemeinsamen Arbeitszimmer wanderte er dann ruhelos hin und her.

Er litt unter Franka's Benehmen. Er fühlte sich vernachlässigt von ihr, zurückgestoßen. Und er war doch so rücksichtsvoll, so zärtlich für sie gewesen während ihrer Krankheit!

Jetzt, in diesen einsamen Stunden, gestand er sich, daß er sich nicht so glücklich fühlte in Franka's Besitz, als er erwartet. Sie hatte nicht gehalten, was ihre Erscheinung, ihr Wesen damals versprach. Ihre Kraft, ihre Gesundheit, Alles das, was er für unverfiegbare Quellen in ihr gehalten hatte, war vergangen. Das war dieselbe Franka nicht mehr, die er erstrebt hatte als nothwendige Ergänzung seines Ich's. Er liebte sie, weil sein Gefühl ihn dazu trieb, aber er zürnte ihr zugleich um ihres Mangels willen.

Dann wieder suchte er sich zu beruhigen. Es würde Alles wieder besser werden. Franka war krank. Sie würde sich erholen, neue Kraft gewinnen! Auch diese Gereiztheit war nur ein Sympton ihrer Schwäche. Man mußte Geduld haben mit ihr, durfte nicht rechten. Dieser ganze Zustand bedeutete eine Episode. War die erst abgelaufen, dann mußte man von Neuem an einander arbeiten, unermüdlich zu einander streben, bis das Ideal erreicht war.

Franke erholte sich schwer. Sie war nun endlich wieder aufgestanden, aber es schien, als fehle ihr noch immer der energische Wille zur Gesundheit. Müde und blaß, mit großen, vorwurfsvollen Augen bewegte sie sich im Hause umher, saß an ihrem gewohnten Arbeitsplatz, Gade gegenüber und schrieb für Henrik die flüchtig hingefrigelten Notenzettel, die er ihr hinschob, ins Reine. Auf seinen Wunsch zeichnete sie ihn des Abends, während er vorlas, sie ging wieder mit ihm im Garten umher, hörte seinen Auseinandersetzungen zu und erwiderte sie, aber Alles mechanisch, ohne eigenes Leben. Und doch kostete sie schon dieser geringe Aufwand freundlicher Bethätigung fast unerträgliche Willensanstrengung. Seit jener jammervollen Einklehr in sich selbst war es ihr kein Geheimniß mehr, und sie suchte nun auch nicht mehr, sich's ängstlich zu verbergen: sie haßte Henrik!

Tanzenden Schrittes war sie in diese Ehe hinein gegangen, in hoch erhobenen Händen die goldene Schale haltend, die ihr Glück trug; nun schleppte sie sich keuchend weiter, und die fröhliche, goldene Schale lastete auf ihr mit fürchterlicher Schwere. Aber durfte sie den Arm sinken lassen, nur weil sie ihre Kräfte überschätzt hatte? Durfte sie den Trank verschütten, an dem Henrik vielleicht seine Erquickung fand? Ihr Gerechtigkeitsfinn sträubte sich dagegen. Die ganze Redlichkeit ihrer eigensten Natur war wieder wach

geworden und zwang sie zu der grausamen Erwägung, daß einmal übernommene und beschworene Pflicht nicht abzulösen sei — auch nicht die innere! Ihr Ehebund war ein Contract, in dem sie ihren Theil zu halten hatte. Daran ließ sich nichts drehen und wenden. Aber sie litt unfählich bei diesen Kämpfen. Alle Freudigkeit war aus ihrem Wesen geschwunden, in jeder ihrer Bewegungen lag eine tiefe Niedergeschlagenheit.

Sie selbst hatte bei Allem, was sie that, die sonderbare Empfindung, es gehe sie eigentlich nichts an; sie selbst säße neben sich und sähe sich zu. Manchmal fühlte sie eine solche Blutleere im Kopfe, dabei einen so kalten Druck in den Augenhöhlen, daß sie sich Minuten lang zur Erde bückte, um wieder ein wenig Blut und Wärme in ihr Gehirn strömen zu lassen. Manchmal wieder saß sie lange unbeweglich vor ihrer Arbeit, die Feder in der Luft, und grübelte vor sich hin.

Eine tiefe Schwermuth hatte sich in ihr ausgebreitet, eine lähmende Traurigkeit, der sie sich kampflös ergab.

Henrik ließ sie gewähren. Er war es zufrieden, daß sie äußerlich das alte Leben wieder aufnahm. Er war so feinfühlig nicht mehr wie ehemals, er empfand die Wandlung kaum, die mit ihr vorgegangen war. Was er vermißte, waren nur die erhofften Resultate

ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit. Im Stillen warf er Franka geistigen Müßiggang vor. Warum malte sie nicht irgend etwas Bedeutendes, Erfolgreiches, während er doch seine Oper componirte? Hätte sie nicht seine Sage vom Neck malerisch gestalten sollen?

Eines Abends sprach er ihr davon. Sie sah von ihrer Zeichnung flüchtig auf. »Ich kann nichts mehr,« sagte sie müde.

»Aber ich will Dir ja helfen,« erwiderte er eifrig und griff über den Tisch hinüber nach ihrer Hand. »Meine Musik soll Dir die Stimmung geben.«

»Das wird sie nicht,« entgegnete sie in demselben müden Tone, »denn auch Du — Du kannst nichts mehr.«

»Ich kann nichts mehr?« Er starrte sie ganz verstört an. Dann wurde er dunkelroth. »Ich verstehe Dich in der letzten Zeit nicht, Franka,« sagte er dann, sich mit großer Anstrengung beherrschend. »Es scheint Dir eine Freude zu sein, mich zu kränken, zu demüthigen!«

»Nein, Du verstehst mich nicht mehr,« wiederholte sie eintönig. »Wir beide, wir verstehen uns nicht mehr.«

»Wie meinst Du das? Willst Du das nicht erklären?« Seine Stimme wurde scharf vor Erregung. Er war aufgestanden und dicht vor sie hin getreten.

Sie sah ihm voll ins Gesicht. Ihre Augen, deren Schwärze früher beinahe hell erschien, waren jetzt finster und haßerfüllt.

»Wir verstehen uns nicht mehr, weil wir nicht mehr die gleichen Menschen sind, die für einander geschaffen waren,« sagte sie, nun auch schnell und leidenschaftlich sprechend. »Sieh' uns doch an, was aus uns geworden ist! Wo ist unsere Kraft geblieben, unsere Eigenart? Wir haben sie zerdrückt, um Raum zu schaffen für den Anderen. Um dem Anderen ein Glied ansetzen zu können, haben wir uns amputirt und sind nun beide verstümmelt. Und solch' ein Krüppel soll noch schaffen können? Auf den Anderen wirken? Wir wollten die Natur nach unserem Kopfe formen und haben gegen sie gesündigt. Wir haben uns die heiligsten Gefühle in ihr Gegentheil verkehrt, haben —«

Ihre Stimme versagte. Sie brach plötzlich in heftiges Weinen aus, warf sich halben Leibes über den Tisch, barg das Gesicht zwischen den Armen und schluchzte verzweifelt.

Henrik starrte auf sie hin. Er war regungslos so stehen geblieben, wie er vor sie hingetreten war, blaß, mit gerunzelter Stirne und krampfhaft zusammen gepreßten Händen. Dieser Schmerzensausbruch war ihm unverständlich, verletzte ihn. Franka's leidenschaftliches Gebahren erschien ihm als etwas Unschönes,

ihre Anklagen ohne Sinn. Die ganze Scene war ihm mehr peinlich als erschütternd.

Ein Klopfen an der Fensterscheibe unterbrach das lange, quälende Schweigen zwischen ihnen. Franka hob das verweinte Gesicht empor, Henrik ging zum Fenster, um zu sehen, was es gebe.

Es war der Telegraphenbote, dem Gade seine Botschaft abnahm. Eine Weile las er an den wenigen Zeilen herum, ohne ganz zu begreifen. Erst jetzt fühlte er, wie aufgeregt er war. Seine Adern klopften, und die Worte der Depesche flossen vor seinen Augen in einander. Endlich verstand er. »Astrid kommt,« sagte er und reichte Franka das Blatt hin. Sie las:

»Morgen früh zehn Uhr passire ich mit dem Bummelzuge Wiesenburg. Möchte Guer Einflangs-Paradigma-Paradies besichtigen. Astrid.«

Ein ironisch wehmüthiges Lächeln trat in Franka's Züge. Sie sah von unten herauf in Henrik's Gesicht. Es schien ganz ruhig.

»Was soll ich telegraphiren?« fragte er und setzte sich zugleich nieder, um zu schreiben. Er hielt die Augen gesenkt, und auch sie sah ihn nicht an, als sie erwiderte: »Herzlich willkommen!«

Sie beobachtete von ihrem Plaze aus, was er schrieb. Die Buchstaben standen auf dem Kopfe, wie

sie sie sah, und so buchstabirte sie sich mühsam zusammen:

»Hochwillkommen! Einklang!«

Plötzlich trafen sich ihre Blicke. Sie wurden beide roth. Sie schämten sich vor einander der Lüge.

Henrik fertigte den Boten ab und kehrte zu Franka zurück.

»Und nun schone Dich nur recht für morgen,« sagte er, »Du mußt Deine Nerven nicht überreizen.« Sie schluckte an ihren Thränen.

Nach einer Weile begann Gade wieder: »Astrid wird sich wundern, wie ähnlich sich unsere Handschriften geworden sind.« Er hatte in seinen Papieren gekramt und, wie unabsichtlich, eines seiner Conceive und Franka's Copie neben einander gelegt.

Immer noch sah er nicht auf.

Franka begriff, daß er ihr mit seiner Bemerkung die Direction für ihr Verhalten, Astrid gegenüber, geben wollte. Sie sollten eine Einklangskomödie vor ihr spielen.

So würdelos ihr das auch schien, sie griff es doch begierig auf. Ihr Stolz bäumte sich dagegen, Astrid in ihr Glend hineinschauen zu lassen. »Wir wollen ihr irgend ein schönes Duo vortragen,« entgegnete sie daher; »Astrid liebt ja Musik so sehr!«

Haftig ordnete sie an den Notenheften und legte mit Bedacht gemeinschaftliche Vortragsstücke obenauf.

So hantirten sie den Rest des Abends im Zimmer umher, mit scheuen Gebärden und gesenkten Blicken, einander meidend und beobachtend wie verschworene Missethäter. Endlich war »die Scene arrangirt«. Nun konnte Astrid kommen.

Ziemlich früh begab sich Gade am anderen Morgen zur Station. Er mußte im Städtchen einen Wagen zur Rückfahrt aufzutreiben suchen.

Franka, deren Gesundheit noch nicht so weit wiederhergestellt war, daß sie sich diesen langen Weg hätte zumuthen dürfen, blieb allein zu Haus. Zum ersten Mal auf Stunden allein!

Ihr erstes Gefühl war ein Aufathmen. Mit ausgebreiteten Armen lief sie durch alle Räume. Es kam ihr vor, als seien ihr die Glieder steif geworden, als müßte sie sie erst wieder üben.

Im Garten sprang der Hund heulend an ihr empor, lief suchend in das Haus und kehrte betrübt, mit eingeknicktem Schwanz, wieder zurück. Er vermist Henrik. Vielleicht glaubte er, es fehle Franka's Hälfte, da sie nicht zusammen gingen.

Franka kehrte wieder ins Haus zurück. Eine quälende Unruhe ließ sie zu keiner Beschäftigung kommen. Sie hätte Alles zugleich thun mögen von allen den Dingen, die sie sich vorgenommen hatte,

wenn sie einmal eine Weile »frei« sein würde. Jetzt kam sie zu nichts. Endlich verfiel sie darauf, in ihren Schränken ein wenig aufzuräumen. Manche Kleinigkeiten, die sie von Bern mitgebracht hatte, lagen noch gerade so, wie sie bei ihrer Ankunft interimistisch untergebracht waren. Das wollte sie jetzt sichten.

Das Erste, was ihr in die Hände fiel, war jenes Reiseneccessaire, das ihr Kühne bei ihrer Abreise von Berlin geschenkt hatte. In der äußeren Tasche desselben befand sich ein längliches, umschnürtes Paket. Sie konnte sich nicht entsinnen, was es sei, und öffnete es.

Das Glockenspiel! — Träumerisch betrachtete sie es. Sie schwang es eine Weile hin und her und ließ es klingen. Der Tag kam ihr in die Erinnerung zurück, da Kühne zwischen Henrik und ihr im Wintergarten gesessen, und seinen kleinen physikalischen Vortrag gehalten hatte. Wie erwartungsvoll war sie damals gewesen! — — Die Glöckchen klangen und klangen, immer noch harmonisch wie damals — Henrik und sie aber — —

Und plötzlich überkam sie eine große, unheilvolle Klarheit; jene Klarheit, die großen Erschütterungen zu folgen pflegt — und oft vorangeht. Ihr geistiges Gehör war durch das Fieber ihrer Seele unwillkürlich geschärft. Sie hörte Stimmen der Vergangenheit sich dicht zur Seite. Kühne's Stimme vernahm sie, wie er erklärte:

»Ungleiche Electricitäten ziehen sich an und gleich gewordene stoßen sich ab.«

Sie hörte und begriff zugleich, warum sie das jetzt hörte. — Das war es ja, die Geschichte ihrer Ehe! Sie stand auf und ging umher. Das Glockenspiel hielt sie noch in der Hand, es gedankenlos schwingend. Wenn sie den hellen Ton vernahm, zuckte sie zusammen und schwang doch weiter, wilder und wilder. Es war ihr eine Lust, sich wehe zu thun, sich zu martern mit diesem Erinnerungstone. Endlich fiel ihr ein, das Mädchen in der Küche könne das hören. Da ließ sie ab und starrte still, verzweifelt vor sich hin.

Wenn es wirklich so ist — und wenn sie es schon so weit gebracht haben — gegen Naturgesetze kämpft man nicht! Sie schüttelte ein paarmal den Kopf, der große Spiegel gegenüber warf das Bild zurück, und das Herz stand ihr still vor Entsetzen, als sie die lange, magere Frau im hellen Kleide dort gewahrte, die wie ein irrendes Gespenst im Zimmer stand und langsam den Kopf schüttelte.

Sie hatte sich so erschrocken, daß ihr die Kniee zitterten und sie sich setzen mußte, um nicht umzufallen.

Da saß sie denn auf dem Rande ihres Koffers, das Glockenspiel in den gefalteten Händen. Und die Gedanken stürzten sich auf sie wie stumme Schatten,

die von ihrem Blute zu trinken begehrt, um zu ihr sprechen zu können. Harte fürchterliche Worte!

Sie hielt es nicht mehr aus. Sie wand sich und flehte, aber die Gedanken ließen sie nicht los. Warum war sie herabgestiegen in diesen Hades? Nun mußte sie dulden!

Und die Unerbittlichen, Wissenden nahmen sie bei der Hand und führten sie an den Rand des Lebens. Da konnte sie auf einmal Alles überschauen, den Thorenweg, den sie gewandelt, und wie der richtige so nah' zur Seite war.

»Klang, kling, klang,« tönte das Glockenspiel in ihrer Hand. — Wären sie Ungleiche geblieben, täglich gespeist durch strömende Außenkräfte, sie hätten sich zu geben, immer zu geben gehabt. Ihre Liebe aber war der Antäus gewesen, dem man die kräftigende Berührung mit der Erde versagte. Und so waren sie, hoch in der dünnen Luft ihrer Theorien, im beständigen einsamen Nehmen und Geben aus Ungleichen Gleiche geworden. Gleiche, die sich abstoßen, die sich hassen! — —

Eine Uhr im Nebenzimmer schlug Zehn. Franka fuhr auf. Nicht lange, so würde Astrid hier sein. Ach! Nicht mehr leben zu müssen! Nicht mehr mitspielen zu müssen in dieser Komödie der Lüge! Ein Gefühl bittern Ekels schüttelte ihren ganzen Körper. Vergebens versuchte sie sich zu fassen. Sie konnte

nicht mehr. Bäche der Verachtung und Flüsse des Grames flossen in ihrem Herzen zusammen. Sie hatte die Empfindung, zu ertrinken in dieser Verzweiflung.

Mit hastigen Schritten, von innerer Unruhe geplagt, lief sie durch die Zimmer. Blumensträuße standen auf allen Tischen, die Sonne blickte herein, es war hell und duftend um sie herum. Da strömte der Jammer über ihr zusammen. Laut weinend sank sie auf die Kniee und preßte die eiskalte Stirne an die Tischkante. Wie fürchterlich das schmerzte — tief im Gehirn — und die Gedanken brannten. Es war gerade, als sei kein Blut mehr in ihrem Kopfe. Alles trockne Hitze, Leere, und ein häßliches spitzes Nageln! — Aber Astrid mußte nun wirklich gleich kommen! Es war durchaus nöthig, sich zusammen zu nehmen. Sie mußte ihre Gedanken ordnen — ordnen!

»Klang, kling, klang,« machte das Glockenspiel.

Sie richtete sich auf und wischte ihr nasses Gesicht ab. Dann ging sie zum Spiegel und glättete ihr Haar. Sie that das Alles mit der linken Hand, das Glockenspiel hielt sie noch fest in der rechten, als müsse sie Etwas haben, etwas Concretes, eine kleine Gewißheit, an die sie sich klammern könnte.

Denn so konnte sie ja Astrid nicht entgegenkommen, so wirr wie sie war. Sie mußte Etwas haben — irgend ein Ding, an dem sie einem Gedankengang folgen konnte.

Und an dem Glockenspiele war auch nicht Alles, wie es sein sollte. O, sie entsann sich noch recht gut! Die Kinder hatten damals ja die Ketten abgenommen, — die Ketten, die sie mit der übrigen Welt verbanden.

Warum thaten sie das nur?

Hätten die Kinder nicht die Ketten abgenommen, so wären Franka und Henrik sich nicht gleich geworden, sie hätten eine Ableitung gehabt, sich nicht abgestoßen. O, sie konnte noch recht logisch denken, ganz logisch!

Ihre Vorstellungen verwirrten sich mehr und mehr.

Die Ketten! Wenn man sie fände, ehe Astrid käme, dann würde Alles wieder gut werden. Es konnte nicht lange mehr dauern, dann kam da oben der Zug, der Astrid bringen würde. Oder hatte sie Verspätung?

»Die Verbindungskette ist gerissen,« hatte der Bahnwärter gesagt. Man muß zur Bahn hinaufgehen, sie wieder zusammenknüpfen.

Mit raschen, schwankenden Schritten verläßt sie das Haus, geht eine Strecke über die Straße hin und beginnt dann mit wunderbarer Geschicklichkeit und Energie den buschbewachsenen Erdwall, der den Bahndamm bildet, hinaufzuklimmen, ohne die Treppe zu beachten, die, ein paar Schritte weiter rechts, hinaufführt. Die Barrière ist geschlossen. Das große »Halt!« dort läßt Franka einen Augenblick stutzen.

Oben steht das Telegraphenhäuschen. Von dort her klingt's in verworrenen Tönen, »ohne Einklang,« sagt Franka laut, mit einem starken, athemlosen Flüsterton, »denn die Kette ist zerrissen.«

Jetzt biegt der Zug in die vorletzte große Windung des Schienenweges ein. Franka richtet sich auf und streckt die Arme nach ihm aus. Astrid soll es wissen, daß sie da ist, daß sie kommt, um die Kette zu knüpfen. Ein Tuch weht ihr aus einem der Fenster entgegen — der Zug verschwindet hinter dem Hügel, nur das wirre Geflingel dort auf dem Bahndamm dauert fort.

Franka kriecht unter dem sperrenden Holzbalken hindurch, immer noch das Glockenspiel in der Hand. Ein fürchterliches Brausen zerreißt die Luft, entsetzliches Stampfen erschüttert die Erde. Lähmendes Grauen befällt Franka. Sie duckt sich nieder vor dem Erbarmungslosen, das da herankommt. Ihr letzter Blick fällt auf die vorgestreckten Eisentagen des Ungethüms. Sie schreit auf, sie will entfliehen — zu spät. Ein Brausen und Zischen um sie her, zugleich ein furchtbarer Schmerz — dann nichts mehr.

Henrik hatte nur mit Mühe einen guten Wagen gefunden. Während er im Städtchen hin und her suchte, dachte er mit einiger Unruhe an den Verlauf

dieses Besuches. Würde Franka ihn auch nicht im Stiche lassen? Sie war so überreizt gewesen in der letzten Zeit! Es wäre ihm peinlich, wenn Astrid diese kleine, vorübergehende Verstimmung bemerken und falsch deuten sollte. Und im Grunde waren sie doch so glücklich! Ihre Ehe wirklich ein Vorbild, wie er es geträumt hatte! Daß er trotzdem an Franka Manches vermißte — nun, das war eben der Tribut, den das Ideal der Wirklichkeit zahlen muß. In solchen Gedanken kam er zur Station. Der Zug hielt bereits, als er den Perron betrat. Verwundert bemerkte er, daß die Mehrzahl der Passagiere die Coupés verlassen zu haben schien. In befremdlichem Schweigen stehen die Leute umher. Man redet leise mit einander. Astrid kommt ihm entgegen, bleich wie der Tod. Sie fällt ihm schluchzend um den Hals. Er kann ihre herausgeweinten Worte nicht verstehen, nur daß ein Unglück, ein entsetzliches Unglück auf der Bahn geschehen sei, begreift er.

Der Zugführer geht mit ernster Miene auf ihn zu. Die Leute, die im weiten Kreise umher stehen, deuten flüsternd hinüber.

»Das ist der Mann,« hört er sagen, »weiß er es schon?«

Der Zugführer steht vor ihm still. Sein Gesicht ist fahl und schweißbedeckt, seine Lippen zittern. »Wir haben gleich gebremst —« beginnt er.

Eine furchtbare Gewißheit steigt in Gade auf. Er packt den Mann an der Kehle. Man reißt ihn los. Man bringt ihn in den Wagen. Astrid sitzt neben ihm. Er hört aus weiter, weiter Ferne ihre Stimme. Sie weint und erzählt ihm, wie sie, zum Fenster hinausblickend, Franka gesehen habe. »Das Spielzeug, das ihr Halfdan einst geschenkt hatte, hielt sie als Willkommenszeichen in der Hand. Ich winkte ihr mit meinem Tuche. Ich sehe sie noch, wie sie vor der Barrière stand mit aufgehobenen Armen und mich grüßte. Eine Minute später waren wir dort — da war es geschehen!«

Gade wollte einen Ton herausbringen, etwas fragen — er konnte es nicht. Er fühlte sich mit der Stirn an das kalte Wagenfenster rühren, dann wurde er bewußtlos.

Man hat die Leiche auf die große Chaiselongue gelegt und mit einem indischen Shawl zugedeckt, demselben, den Henrik Franka in den ersten Tagen ihrer Ehe schenkte. Das schöne Gesicht der Todten ist unentstellt. Die Räder sind ihr über den Unterleib gegangen. Sie war gleich todt. Das Mädchen und die zur Bettung der Todten herbeigerufene Botenfrau berichten, man habe die Verunglückte auf einer Bahre ins Haus getragen. Das Glockenspiel in ihrer Hand hätte immerfort geklingelt.

Sie hält es noch, man hat es ihr nicht entwinden können. Es tönt und klingt, sobald man an das Lager streift. Nur sie regt sich nicht mehr — ist todt!

Gade starrt mit verhaltenem Athem auf sie hin. War es möglich, daß sie nicht mehr lebte, nicht mehr zu ihm sprach? Daß dieses blinde Ungefahr sie beide auseinanderriß? Sie, die so ganz Eins waren?

Jeder Zwiespalt war vergessen. Er sah Franka vor sich als Braut, wie sie sich mit Thränen in den Augen an ihn schmiegte, er sah sie als eben Verheirathete mit ihrem Silberglöckchen in der Hand im Garten, dann sah er sie mit düsteren Augen nach ihm hinstarrend, wie sie es gestern that. Aber da war sie krank. Wäre sie leben geblieben, Alles wäre geworden, wie zuerst. Sie liebte ihn so sehr! Sie war so glücklich gewesen in der Gemeinschaft mit ihm! Das war sein einziger Trost in seinem Schmerze.

Astrid hatte Kühne herbei telegraphirt. Gegen Abend kam er. Astrid besprach es leise mit ihm, sie wollten Gade mit sich in die Schweiz nehmen. Er dürfe nicht hier allein bleiben.

Kühne war tief erschüttert. »Einmal leben Leute wirklich ihre Ideale, da kommt ein täppischer Zufall und treibt sie aus ihrem Paradiese!«

Astrid nickte. »Die beiden haben Wort gehalten. Ein voller Einklang ist es gewesen zwischen ihnen!« —

Ernst und kalt lag die Gestalt der Todten auf ihrem Ruhebette. Die Wimpern gaben einen tiefen, räthselhaften Schatten unter den erstorbenen Augen. Es schien den Dreien, die ihr Lager umstanden, als wolle sie aufblicken und Henrik dankbar zulächeln für all' das Glück, das sie in dieser Einflangsehe gefunden hatte.



Neue Belletristik
aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in Berlin W.

Daheim und Draußen.
Novellen

von

Wilhelm Berger.

Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Auf dunklen Pfaden.

Seitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben.

Von

Hans Blum.

Octav. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Aus geheimen Akten.

Seitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben.

Von

Hans Blum.

Octav. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Geheimnisse eines Vertheidigers.

Seitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben.

Von

Hans Blum.

Octav. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Dunkle Geschichten.

Von

Hans Blum.

Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken.

Neue Belletristik
aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in Berlin W.

Invalta.

Sozialer Roman aus der Gegenwart.

Von

Hans Blum.

2 Bände. Octav. Geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 15 Mark.

Der Kanzler von Florenz.

Von

Hans Blum.

Octav. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Bande des Bluts.

Erzählung

von

Georg Bormann.

Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Meer und Heide.

Eine Erzählung von den nordfriesischen Inseln.

Von

Georg Bormann.

Octav. Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Gegen den Strom.

Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin.

Von

Marie von Bunsen.

Octav. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken.

Neue Belletristik
aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in Berlin W.

Glaubenslos?

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

2. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Rittmeister Brand. Bertram Vogelweid.

Zwei Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Octav. Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Das Schädliche. Die Todtenwacht.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Octav. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Bekannte Gesichter.

Novellen

von

Ilse Frapan.

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

„Flügel auf!“

Novellen

von

Ilse Frapan.

Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Reichbibliotheken.

Neue Belletristik
aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in Berlin W.

Querköpfe.

Hamburger Novellen

von

Ilse Frapan.

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Im Wasser und im Lande.

Novellen

von

Ilse Frapan.

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Heitere Erzählungen.

Von

Karl von Heigel.

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Wider den Kurfürsten.

Roman

von

Hans Hoffmann.

Octav. Geheftet 14 Mark. Elegant gebunden 18 Mark.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken.

Neue Belletristik
aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in Berlin W.

Glänzendes Glend.

Roman in sechs Büchern.

Von

Hans von Hopfen.

3 Bände. Octav. Geheftet 14 Mark. Elegant gebunden 17 Mark.

Heim Kirchner.

Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter.

Von

Adalbert Meinhardt.

Octav. Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

M i m e n.

Moderne Zwiegespräche.

Von

Adalbert Meinhardt.

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

R o t h e E r d e.

Von

Julius Petri.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben von **Erich Schmidt.**

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken.

Neue Belletristik
aus dem Verlage von
Gebrüder Paetel in Berlin W.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.
Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Titellos.

Novellen

von

Villamaria.

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Moderne Menschen.

Skizzen aus und nach dem Leben.

Von

Lisa Weise (E. Liß-Blanc).

Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Standesgemäß.

Roman aus der Gegenwart.

Von

Lisa Weise (E. Liß-Blanc).

Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und besseren Reichbibliotheken.